

Symposien (S) – Praxissymposien (PS) – Freie Vorträge (FV) – Poster (Poster)

S-01

Pharmakotherapie der Opioidabhängigkeit

Chair(s): J. Reimer¹, M. Soyka²

¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung, ²LMU München

In der Therapie der Opioidabhängigkeit gilt die Pharmakotherapie mit Opioid(partial)agonisten als eine zentrale Grundlage. Initial wurde die Behandlung in Deutschland fast ausschließlich mit Methadon und am Rande mit Codein durchgeführt. Mittlerweile ist eine größere Bandbreite verschiedener Pharmaka zur Therapie der Opioidabhängigkeit verfügbar. Nach wie vor haben Methadon als Razemat und l-Methadon den größten Anteil, wobei die Verschreibungsfrequenz des Razemats in den letzten Jahren kontinuierlich sinkt und nun gleichauf mit dem zunehmend häufiger verwendeten l-Methadon liegt. Im Anteil stabil wird jeder vierte bis fünfte Opiatabhängige mit Buprenorphin substituiert. Auf geringe Marktanteile kommen das retardierte Morphin und Diacetylmorphin. Methadon kann in flüssiger Form oder Tablettenform verabreicht werden. Buprenorphin liegt als Monowirkstoff sowie in Kombination mit Naloxon vor, das Verabreichungsspektrum reicht von Tabletten und Film bis hin zu verschiedenen Depotformulierungen. Retardiertes Morphin liegt in Kapselform vor, Diacetylmorphin muss intravenös appliziert werden. Vor dem Hintergrund der Entwicklung der neuen Leitlinie zur Substitutionsbehandlung Opiatabhängiger soll dieses Symposium mit Fokus auf Deutschland einen Überblick über die historische Entwicklung in der Substitutionsbehandlung mit dem Schwerpunkt auf die Pharmakotherapie geben und schließlich die einzelnen Substanzen in ihrer Indikation und bezüglich der pharmakologischen Eigenschaften näher beleuchten.

S-01-001

Historische Entwicklung der Substitutionstherapie in Deutschland

N. Scherbaum¹

¹Universitätsklinikum Essen

Ende der 1980er Jahre begann die Substitutionsbehandlung Opioidabhängiger in Deutschland – mehr als 20 Jahre nach den Anfängen dieser Therapiemethode in den USA. Abgesehen von der Disulfiram-Behandlung Alkoholabhängiger war die Substitutionsbehandlung die erste medikamentöse Behandlung einer substanzbedingten Störung. Es gab damals eine durchaus kritische Diskussion um die „Medikalisierung“ der nach damaligem Verständnis oft als vorrangig sozialbedingt angesehenen Erkrankung Opioidabhängigkeit. Zu dem damaligen Diskurs in Deutschland gehörte auch die Anwendung des Abstinenzparadigmas in der Substitutionsbehandlung (maintenance to abstinence) sowie die obligatorische psychosoziale Betreuung. Insbesondere das NRW-Erprobungsvorhaben zur Substitutionsbehandlung wurde dann Grundlage für die Einführung der Substitutionsbehandlung als Therapie in Finanzierung durch die Gesetzlichen Krankenkassen. Es folgte eine Ausweitung der Substitutionsbehandlung in Deutschland mit einer Substitutionsquote von 40%-50%. Konzeptionelle Entwicklungen betrafen in der Folgezeit die stärkere Betonung des Harm Reduction Zieles, die Akzeptanz einer zeitlich nicht begrenzten Substitutionsbehandlung sowie die stärkere Berücksichtigung komorbider somatischer und psychischer Erkrankungen. Durch die Novellierung insbesondere der BtMVV und der Richtlinien der Bundesärztekammer zur Substitutionsbehandlung in 2017 wurden Anpassungen der Regularien an den Stand des Wissens vorgenommen. Aktuelle Probleme und Entwicklungen betreffen die Sicherstellung der Substitutionsbehandlung angesichts des Altersdurchschnitts substituierender Ärztinnen und Ärzte, die Alterung der Substitutionspatienten, die Substitutionsbehandlung jenseits der ambulanten Therapie (z.B. in Gefängnissen, in Reha-Kliniken, in forensischen Kliniken) sowie die Implementierung evaluierter psychotherapeutischer Interventionen bei Substitutionsbehandlung. Um die Substitutionsbehandlung auch unter den Bedingungen der Corona-Virus-Pandemie aufrecht zu erhalten, wurden einige Regularien zeitlich begrenzt flexibilisiert. Es bleibt zu klären, welchen Einfluss diese Flexibilisierung auf die Qualität, den Erfolg sowie die Verfügbarkeit der Substitutionsbehandlung hat.

S-01-002

Methadon in der SubstitutionsbehandlungM. Soyka¹¹LMU München

Hintergrund: Opiatabhängigkeit ist eine chronisch verlaufende Störung. Die Prävalenz beträgt etwa 0,2–0,4 % (EMCDDA, 2020). Die Zahl der Opiatabhängigen in Europa wird auf ca. 1.3 Millionen geschätzt, etwa die Hälfte (644.000) davon sind in Substitutionsbehandlung. Die Substitutionsbehandlung ist der Goldstandard in der Therapie der Opiatabhängigkeit (Strang et al., 2020). Langzeitdaten zu Compliance und Retention sind rar (Soyka et al., 2017).

Methode: Dargestellt werden Ergebnisse einer 6-Jahreskatamnese zur Wirksamkeit der Substitutionsbehandlung (Retention, Mortalität, PREMOS-Studie, Soyka et al., 2017) und einiger internationaler Studien. In die PREMOS-Studie wurden 2694 Patienten eingeschlossen, 233 Ärzte/Einrichtungen waren beteiligt. Nach 72 Monaten konnten 1.624 Patienten nachuntersucht werden, 131 waren verstorben, 660 “lost-to-follow-up”

Ergebnisse: Ergebnisse: Die 6-jahres Retentionsrate lag bei 76,7%, 9,4% der Patienten wurden abstinent. Insgesamt beserten sich komorbide Störungen etwas. Weniger Patienten wechselten von Methadon zu Buprenorphin als umgekehrt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die dargestellte Retentionsrate in der PREMOS-Studie ist im internationalen Vergleich gut zu bewerten. O'Connor et al. (2020) fanden in ihrer Metaanalyse (294.592 Patienten!) eine 1-Jahres-Retention von 57%, nach 3 Jahren von 38,4%. In einigen Studien war die Haltequote für Buprenorphin etwas geringer als für Methadon. Weitere Befunde zu Langzeiteffekten der Methadonsubstitution und offene Fragen z.B. zur Optimierung der psychosozialen Betreuung werden diskutiert.

S-01-003

Buprenorphin in der SubstitutionsbehandlungJ. Reimer¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Von m-Opioidrezeptor Vollagonisten wie Methadon unterscheidet sich Buprenorphin durch seine lediglich partialagonistische Wirkung am m-Opioidrezeptor und eine antagonistische Wirkung am k-Opioidrezeptor. Initial wurde Buprenorphin in der Schmerztherapie als parenterales anzuwendendes Arzneimittel eingeführt. Um die durch einen ausgeprägten first-pass Effekt verursachte niedrige Bioverfügbarkeit bei peroraler Aufnahme zu vermeiden, wird Buprenorphin in verschiedenen anderweitigen Applikationsformen zur Verfügung gestellt.

Methode: Diese umfassen eine Tablette zur sublingualen Applikation, einen Film zur sublingualen bzw. bukkalen Applikation sowie Depotformulierungen zur subkutanen Applikation. Der Buprenorphin-Film ist ausschließlich in Kombination mit Naloxon, die Tabletten wahlweise in der Kombination mit Naloxon erhältlich. Naloxon ist ein m-Opioidrezeptor-Antagonist mit sehr niedriger Bioverfügbarkeit bei sublingualer bzw. bukkaler Anwendung, aber guter Bioverfügbarkeit bei parenteraler Anwendung.

Ergebnisse: Durch die Kombination von Buprenorphin mit Naloxon soll eine nicht intendierte Applikation, z.B. Injektion von gelösten Tabletten, vermieden werden. Buprenorphin reduziert ähnlich wie Methadon Opioidentzugssymptome und blockiert die Effekte anderer Opioide. Im Vergleich zu Methadon bestehen weniger Interaktionen mit anderen Pharmaka, aufgrund der lediglich partialagonistischen Wirkung ist das Sicherheitsprofil besser. Die Haltequoten sind im niedrigeren und mittleren Dosisbereich vergleichbar mit Methadon, im hohen Dosisbereich sind die Retentionsraten unter Methadon höher.

Diskussion und Schlussfolgerung: Dieser Beitrag gibt einen Überblick über die aktuelle Evidenz zum Einsatz von Buprenorphin in der Behandlung der Opioidgebrauchsstörung.

S-01-004

Retardiertes Morphin in der Substitutionsbehandlung

U. Verthein¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Morphin ist ein Alkaloid aus Schlafmohn mit opioidagonistischen Eigenschaften. Es zeigt eine ausgeprägte Affinität zu μ -Rezeptoren. Retardiertes Morphin (slow release oral morphine, SROM) wird seit vielen Jahren vornehmlich in Österreich zur Substitutionsbehandlung Opioidabhängiger eingesetzt. Seit April 2015 ist es für diese Indikation auch in Deutschland zugelassen.

Methode: SROM wird oral eingenommen und liegt in Kapselform in Einheiten zu 30mg, 60mg, 100mg und 200mg vor. Die Kapseln können auch geöffnet werden, so dass die enthaltenen Pellets mit Wasser vermischt (unzerkaut) eingenommen werden können. Die Kapseln enthalten u.a. Talkum, so dass von einer nicht bestimmungsgemäßen intravenösen Einnahme abgeraten werden muss.

Ergebnisse: Die Präsentation gibt einen Überblick über die aktuelle Evidenz zum Einsatz von SROM in der Substitutionsbehandlung Opioidabhängiger.

Diskussion und Schlussfolgerung: Bisherigen Studien zum Einsatz von Morphin in der Substitutionsbehandlung zeigen, dass sich die SROM-Behandlung – bei vergleichsweise geringem Nebenwirkungsprofil – als eine wirksame, klinisch relevante Alternative für opioidabhängige Patientinnen und Patienten erweist.

S-01-005

Diacetylmorphin in der Substitutionsbehandlung

T. Peschel

S-02

Cannabiskonsum in Deutschland: Verbreitung, Risikofaktoren und Prävention

Chair(s): M. Goecke¹, R. Hanewinkel²¹Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, ²IFT-Nord gGmbH

Der Cannabiskonsum ist in Deutschland in den letzten Jahren im Jugend- und jungen Erwachsenenalter angestiegen und weit verbreitet. Gut belegt sind vielfältige gesundheitliche Risiken, die mit dem Konsum von Cannabis verbunden sein können. Seit 2017 ist in Deutschland die Ausgabe von Cannabis als Medizin legal möglich, der Cannabisbesitz ist aber weiterhin wie in den meisten Staaten der Welt verboten. Das Symposium spannt einen weiten Bogen: Ausgehend von aktuellen Daten zum Konsum von Cannabis im Jugend- und jungen Erwachsenenalter werden potenzielle Risikofaktoren für den Einstieg und die Beibehaltung des Konsums sowie den Verzicht herausgearbeitet. Das Symposium schließt mit der Darstellung verschiedener Präventionsangebote.

S-02-001

Jugendlicher Cannabisverzicht - sekundäranalytische Erkenntnisse aus der SCHULBUS-Studie 2004 bis 2018

T. Baumgärtner¹¹Sucht.Hamburg gGmbH

Hintergrund: Rund ein Viertel der Hamburger Jugendlichen hat schon mal gekifft. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass die große Mehrheit der 14- bis 17-Jährigen noch nie einen Joint geraucht hat und auch in Zukunft wohl darauf verzichten wird. Für eine wirksame Cannabisprävention sind deshalb nicht nur die Hintergründe des Kiffens, sondern ebenso die Motive für den Verzicht darauf von Interesse.

Methode: Auf der Datenbasis der seit 2004 in Hamburg regelmäßig durchgeführten SCHULBUS-Studie werden die Befragten je nach Cannabiskonsumstatus in vier Gruppen eingeteilt: 1) grundsätzlich desinteressierte Nicht-Konsument_innen, 2) durchaus aufgeschlossene Nichtkonsument_innen, 3) Gelegenheitskonsument_innen sowie 4) regelmäßige und problematische Konsument_innen. Auf dieser Basis werden dann Gruppenvergleiche angestellt, um so mögliche Auffälligkeiten im Hinblick auf die verschiedenen Aspekte des jugendlichen Alltagslebens zu identifizieren.

Ergebnisse: Im Unterschied zu den cannabisaffinen Befragten weisen die Jugendlichen, die dem Umgang mit Haschisch und/oder Marihuana grundsätzlich desinteressiert gegenüberstehen, u.a. eine engere Bindung zum Elternhaus auf. Sie schätzen ihre schulische Situation deutlich besser ein, erweisen sich in Bezug auf viele andere Lebensbereiche als zufriedener und stehen mit sich und dem Leben insgesamt eher im Einklang.

Diskussion und Schlussfolgerung: In der epidemiologischen Sucht- und Drogenforschung stehen zumeist die Verbreitung, Hintergründe und Motive des Konsums von Suchtmitteln im Zentrum des Interesses. Die Sekundäranalyse der SCHULBUS-Daten macht deutlich, dass sich auch der Blick auf die Nichtkonsument_innen lohnen würde. Aus den Informationen über deren Verhalten, über ihre Lebenseinstellungen, ihre Freizeitinteressen und ihre Haltungen gegenüber weiteren Aspekten des jugendlichen Alltagslebens können wir sicher lernen. Eine solche stärkenorientierte Analysestrategie hilft dabei, Schutzfaktoren zu identifizieren, die bei der Planung zukünftiger Suchtpräventionsmaßnahmen entsprechend Berücksichtigung finden können.

S-02-002

Prädiktoren und Auswirkungen von Ermittlungsverfahren wegen Cannabis

R. Hanewinkel¹

¹IFT-Nord gGmbH

Hintergrund: 2018 wurden 218.660 Fälle von Rauschgiftkriminalität im Zusammenhang mit Cannabis registriert. Prädiktoren und Auswirkungen cannabisbezogener Ermittlungsverfahren sollten untersucht werden.

Methode: Retrospektive Kohortenstudie mit 10.432 Personen zwischen 15 und 46 Jahren. Die Stichprobenrekrutierung erfolgte 2018 über soziale Medien. Der Online-Fragebogen erfasste potentielle Prädiktoren und als Ergebnisparameter die mentale Gesundheit, den sozialen Status, die Arbeitslosigkeit, die Höhe des Einkommens sowie problematischen Cannabis- und Alkoholkonsum.

Ergebnisse: 9246 Personen hatten jemals in ihrem Leben Cannabis konsumiert. Gegen 1736 Personen wurde ein cannabisbezogenes Ermittlungsverfahren eingeleitet. Diese Personen waren häufiger männlich, älter, verfügten seltener über das Abitur, hatten höhere Sensation-Seeking-Werte, hatten häufiger eine ADHS-Diagnose, begannen früher mit dem Cannabiskonsum und hatten in allen Cannabiskonsumvariablen höhere Ausprägungen. Keine signifikanten Assoziationen fanden sich zwischen Ermittlungsverfahren und der Höhe des Einkommens, der Arbeitslosigkeit, der mentalen Gesundheit oder dem subjektiven sozialen Status.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es fanden sich keine Hinweise, dass cannabisbezogene Ermittlungsverfahren Auswirkungen auf die aktuelle Lebens- bzw. Gesundheitssituation hatten.

S-02-003

E-Zigaretten als Einstiegstor für Cannabis?

A. Seidel¹, R. Hanewinkel², M. Morgenstern²

¹Zentrum für Integrative Psychiatrie, Kiel, ²IFT-Nord gGmbH

Hintergrund: Es sollte untersucht werden, ob es sich beim Konsum von E-Zigaretten um einen neuen Risikofaktor für die Initiierung des Cannabiskonsums handelt.

Methode: Im Zeitraum 2017-2019 wurde mit 3.040 Schüler_innen (Durchschnittsalter = 14,8 Jahre) aus NRW eine prospektive Kohortenstudie mit einem Beobachtungszeitraum von 18 Monaten durchgeführt. Diese hatten noch nie in ihrem Leben Cannabis konsumiert. Mittels multipler Regression wurde vorhergesagt, wer innerhalb der 18 Monate Cannabis probiert.

Ergebnisse: Etwa 17% der Befragten probierten im Beobachtungszeitraum Cannabis. Unter vormaligen E-Zigaretten-Nutzer_innen lag die Initiierungsrate bei 35 % im Vergleich zu 10% bei den Nie-Nutzer_innen. Der Zusammenhang blieb auch nach Kontrolle von Alter, Geschlecht, Migrationsstatus, Schultyp, Risikobereitschaft, Cannabiskonsum unter Gleichaltrigen, Alkohol- und Zigarettenkonsum signifikant. Weitere Analysen zeigten, dass der Zusammenhang zwischen E-Zigarettenkonsum und Cannabisinitiierung bei Jugendlichen mit niedrigen Sensation-Seeking-Scores und keinem konventionellen Zigarettenkonsum stärker war.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Konsum von E-Zigaretten war in dieser Studie positiv mit dem Beginn des Cannabiskonsums assoziiert. Dieser Zusammenhang scheint bei Jugendlichen stärker ausgeprägt zu sein, die im Allgemeinen ein geringeres Risiko für Substanzkonsum haben.

S-02-004

Prozessevaluation des Methodenkoffers „Stark statt breit“J. Janssen¹¹IFT-Nord gGmbH

Hintergrund: Der Methodenkoffer „Stark statt breit“ zur Cannabisprävention sollte im Rahmen einer Prozessevaluation auf Optimierungspotentiale überprüft werden. Hierbei sollte untersucht werden, wie häufig, in welchen Settings und mit welchem Ziel der Koffer eingesetzt wird, wie der Koffer insgesamt und die verschiedenen Methoden im Einzelnen bewertet werden und welche Verbesserungsmöglichkeiten bestehen.

Methode: Suchtpräventionsfachkräfte in Nordrhein-Westfalen, die an einer Schulung für den Methodenkoffer teilgenommen hatten, wurden zu einer Online-Befragung eingeladen und außerdem gebeten, die Befragung an weitere Anwender_innen des Koffers weiterzuleiten. 110 Personen nahmen an der Befragung teil.

Ergebnisse: Der Methodenkoffer wurde von drei Viertel der Befragten eingesetzt mit dem Hauptziel zu sensibilisieren und eine reflektierende Haltung zu vermitteln. Überwiegend kam der Koffer an Schulen und in Gruppen von 14- bis 17-Jährigen zum Einsatz, die durchschnittliche Gruppengröße lag bei 22 Personen. Der Methodenkoffer insgesamt sowie die einzelnen Methoden wurden sehr positiv bewertet. Die Methoden wurden größtenteils wie vorgesehen umgesetzt. Probleme beim Einsatz des Methodenkoffers bezogen sich auf das hohe Gewicht des Koffers, aneinanderklebende Karten sowie die Verständlichkeit einiger Inhalte.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Methodenkoffer wird hauptsächlich zur Primärprävention eingesetzt und von den Anwender_innen gut angenommen. Basierend auf den vorliegenden Ergebnissen wurde der Methodenkoffer überarbeitet. Das Gewicht wurde durch die Verwendung leichterer Materialien reduziert und einige Inhalte wurden angepasst. Der „Grüne Koffer“ wird im Rahmen einer Ergebnisevaluation ab Herbst 2021 in vier Bundesländern auf seine Wirksamkeit hin evaluiert.

S-02-005

Neue Angebote der BZgA für die Cannabisprävention im JugendalterH. Pohlmann¹¹Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Hintergrund: Cannabis ist die am häufigsten konsumierte illegale Droge. Die Drogenaffinitätsstudie zeigt für das Jahr 2019, dass etwa jeder zehnte 12- bis 17-jährige Jugendliche (10,4 %) schon einmal Cannabis konsumiert hat. Da für Jugendliche die negativen Folgen des Konsums von Cannabis und die daraus resultierende Suchtgefährdung weitaus stärker ausgeprägt sind als für Erwachsene, bilden Jugendliche die Hauptzielgruppe für die Cannabisprävention.

Methode: Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) baut seit 2018 die Maßnahmen zur Prävention des Cannabiskonsums im Jugendalter aus. Neben dem erfolgreich etablierten BZgA-Portal www.drugcom.de und dem Online-Verhaltensänderungsprogramm „Quit the shit“ werden in Kooperation mit Ländern und Kommunen universelle Maßnahmen zur Cannabisprävention im Jugendalter entwickelt und evaluiert. Im Fokus stehen personalkommunikative Ansätze und digitale Informationsangebote.

Ergebnisse: Lehrkräften stehen umfangreiche Unterrichtsmaterialien zum Thema Cannabis zur Verfügung, die auch online genutzt werden können. Zudem bietet die neue Internetseite cannabispraevention.de faktenbasierte und qualitätsgesicherte Informationen und Argumentationshilfen für Jugendliche, Eltern sowie Lehr- und Fachkräfte. Die begleitende Social-Media-Kampagne „Mach Dich schlau!“ macht insbesondere junge Jugendliche auf die Wirkungen und gesundheitlichen Risiken von Cannabiskonsum aufmerksam.

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit den neuen Angeboten der BZgA für die Cannabisprävention im Jugendalter soll es interessierten Lehrkräften, Eltern und Multiplikatorinnen und Multiplikatoren ermöglicht werden, Jugendliche über die Risiken des Konsums von Cannabis aufzuklären und einen kritischen Dialog zum Thema Cannabis anzustoßen. Ziele sind dabei die Förderung der Gesundheitskompetenz und langfristig eine Stabilisierung des Nichtkonsums im Jugendalter.

S-03

Was folgt aus dem Update der S3-Leitlinien alkoholbezogener Störungen für die klinische Praxis?

Chair(s): U. Preuss¹, F. Wurst²

¹Vitos Klinik Herborn, ²Privatpraxis

Was folgt aus dem Update der S3-Leitlinien alkoholbezogener Störungen für die Klinische Praxis?

Vorsitzende: F. Wurst, Traunstein, U.W. Preuss, Herborn

Seit letztem Jahr liegen die gegenüber der Vorversion aus dem Jahre 2015 erneuerten S3- Leitlinien „alkoholbezogene Störungen“ vor. In diesem Symposium werden die aktualisierten Empfehlungen und deren Bedeutung für die klinische Praxis in im Überblick vorgestellt. Zunächst berichtet F. Wurst, Traunstein, zu neuen Aspekten im Einsatz von Biomarkern, insbesondere die nochmals deutlich verbesserte Datenlage zu direkten Ethanolmetaboliten und dem neu aufgenommenen Punkt des Screenings auf Alkoholkonsum bei Schwangeren. Im Vortrag von G. Bischof, Lübeck, zu Frühinterventionen wird die gut belegte Wirksamkeit von Kurzinterventionen zur Reduktion eines nichtabhängigen, problematischen Alkoholkonsums vorgestellt und die Empfehlung insbesondere in Settings der primärmedizinischen Versorgung thematisiert. Gegenüber der ersten Alkoholleitlinie ist die Evidenz für die Zielgruppe älterer Menschen und von Menschen mit komorbiden psychischen Störungen verbessert. Neuere Literatur belegt zudem eine vergleichbare Wirksamkeit computergestützter Interventionen gegenüber face-to-face-Interventionen. U. W. Preuss, Herborn, erläutert in der Übersicht, welche neuen Studienergebnisse und Erkenntnisse zur Komorbidität von psychischen Erkrankungen und psychischen Störungen vorliegen. Insbesondere die Einbeziehung von komorbiden Persönlichkeitsstörungen wird erläutert. Martin Schäfer, Essen, zeigt neue Aspekte der S3-Leitlinie bezüglich der Akutbehandlung (Entgiftung, qualifizierter Entzug) alkoholbezogener Störungen auf und versucht auch auf fehlende Daten im Sinne von „unmet needs“ bei der Alkoholentzugsbehandlung einzugehen. Insgesamt soll dieses Symposium dem Transfer von evidenz- und expertenbasierten Empfehlungen in die klinische Praxis verschiedener Behandlungssettings beitragen.

S-03-001

Entgiftung, qualifizierte Entzugsbehandlung und pharmakotherapeutische Interventionen: Ein Update

M. Schäfer¹

¹Evang. Kliniken Essen-Mitte

Hintergrund: 2015 wurde die S3-Leitlinie „Screening, Diagnose und Behandlung alkoholbezogener Störungen“ (AWMF-Register Nr. 076-001) publiziert. Seitdem hat sich der Kenntnisstand bezüglich des Screenings, der Diagnostik und der Therapie von Suchterkrankungen weiter verbessert.

Methode: Der Vortrag stellt aktuelle Themen, Diskussionen und Neuerungen im Rahmen des Updates der S3-Leitlinie auf der Basis einer systematischen Recherche für das Kapitel „Entgiftung, qualifizierte Entzugsbehandlung und pharmakotherapeutische Interventionen“ dar.

Ergebnisse: Im deutschsprachigen Raum werden Entzugsbehandlung von Alkohol unterteilt in die „körperliche Entgiftung“ bzw. Kurzentzug und die sogenannte „qualifizierte Entzugsbehandlung“. Eine medikamentös unterstützte Entzugsbehandlung ist indiziert und wirksam bei Patienten mit einem Risiko für die Entwicklung von Entzugssymptomen und einem individuellen Risiko für Entzugskomplikationen wie Entzugsanfällen bzw. Delirien. Die höhere Wirksamkeit bzw. Notwendigkeit der Entzugsbehandlung gegenüber einer Nichtbehandlung hängt u.a. von der Ausprägung und der Intensität des Alkoholkonsums ab. Die höchste Evidenz zur Verhinderung schwerer Komplikationen liegt weiterhin bei den Benzodiazepinen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Vortrag zeigt neue Aspekte des Updates der S3-Leitlinie bezüglich der Akutbehandlung alkoholbezogener Störungen auf und versucht auch auf fehlende Daten im Sinne von „unmet needs“ bei der Alkoholentzugsbehandlung einzugehen.

S-03-002

Frühintervention bei alkoholbezogenen StörungenG. Bischof¹¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Hintergrund: Behandlungsleitlinien für problematischen Alkoholkonsum können die evidenzbasierte Praxis erhöhen, insbesondere wenn ausreichend Angaben zur Zusammensetzung und Repräsentativität der Autorengruppen, zur methodischen Strenge und zum Umgang mit möglichen Interessenkonflikten gemacht werden. Dieser Beitrag stellt die wichtigsten Empfehlungen der 2021 veröffentlichten AWMF-Leitlinien zu Kurzinterventionen (KI) vor.

Methode: Die Aktualisierung der S3-Leitlinien basiert auf der Arbeit von mehr als 50 Expert_innen, die in 10 Arbeitsgruppen mitwirkten. Die Empfehlungen zu Kurzinterventionen wurden in einem standardisierten, hierarchischen Prozess mit Qualitätskontrollen aus bestehenden Leitlinien, de novo Literaturrecherchen und/oder Expertenerfahrungen, aktualisiert. Alle Empfehlungen wurden nach dem Level of Evidence (LoE) gemäß GRADE eingestuft und von Delegierten aus 33 Fachgesellschaften konsentiert.

Ergebnisse: Die aktualisierte Leitlinie enthält 9 Empfehlungen zur Kurzinterventionen, die überwiegend mit LoE1a eingestuft sind. Alle Empfehlungen erreichten einen starken Konsens mit Zustimmungsraten > 95%. Die Empfehlungen umfassen die Implementierung von BI (persönlich oder digital) in der primären Gesundheitsversorgung für Personen mit Risikokonsum und/oder Rauschtrinken mit nicht eindeutiger Evidenz für alkoholabhängige Personen. BI werden unabhängig vom Geschlecht und auch bei älteren oder komorbiden Patienten empfohlen. Positive, aber nicht schlüssige Evidenz wurde auch für Interventionen am Arbeitsplatz gefunden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Gegenüber der ersten Ausgabe der Leitlinien hat sich die Evidenzlage für die Wirksamkeit digitaler Interventionen deutlich verbessert. Zukünftige Studien sollten sich auf die Entwicklung wirksamer Kurzinterventionen für schwerer betroffene Personen und auf Settings außerhalb der medizinischen Grundversorgung konzentrieren.

S-03-003

Diagnostik bei alkoholbezogenen Störungen: Neues zu BiomarkernF. Wurst¹, E. Baum², G. Bischof³, E. Hoch⁴, K. Mann⁵, T. Neumann¹, O. Pogarell⁴, H. Rumpf³, U. Preuss⁶, C. Spies⁷, N. Thon⁸, W. Weinmann⁹, F. Kiefer⁵, S. Hoffmann¹⁰¹Privatdozent, ²Philips-Universität Marburg, ³Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie,⁴LMU Klinikum, ⁵Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ⁶Vitos Klinik Herborn,⁷Charité Universitätsmedizin Berlin, ⁸Caritasverband der Erzdiözese München und Freising e.V.,⁹Universitätsklinikum Freiburg, ¹⁰Kliniken im Theodor Wenzel Werk

Hintergrund: Screening und Diagnose alkoholbezogener Störung sind von hoher Relevanz für die frühzeitige Erkennung und Behandlung alkoholbezogener Störungen.

Neben Fragebögen haben Biomarker hier einen hohen Stellenwert. Insbesondere direkte Ethanolmetabolite finden hier in den letzten Jahren Beachtung und hohe Evidenz. Diese Entwicklung hat sich weiterhin verstetigt und gleichzeitig ist die Verfügbarkeit der Tests auf Routineniveau.

Methode: Nach einer Einleitung zum Thema werden die Ergebnisse aus der S3-Leitlinie Alkohol von 2019, die auf der LL von 2014 basiert vorgestellt. In beiden Fällen erfolgte ein systematisches Review. 2014 wurden von 1.869 Publikationen 107 als relevant eingestuft, 2019 (Einschränkung auf Metaanalysen und Systematische Reviews) wurden von 11 gefunden Veröffentlichungen 2 MA und 6 SR als relevant bewertet.

Ergebnisse: Die hohen Empfehlungsgrade werden auch in der neuen LL bestätigt. Insbesondere für Phosphatidylethanol ist die Datenlage inzwischen sehr viel umfangreicher geworden. Neu ist auch die Empfehlung für Screening während der Schwangerschaft.

Diskussion und Schlussfolgerung: Nach der Verabschiedung der evidenz- und konsensbasierten LL ist nun die Implementierung der gerade auch in der Routine hilfreichen Parameter von zentraler Bedeutung. Darüber hinaus werden Fragen aus klinischer Perspektive, der Konsensbildung bei Grenzwerten und Fragen der analytischen Voraussetzungen (Substanzreinheit) diskutiert.

S-03-004

S3-Leitlinien alkoholbezogene Störung Komorbidität: Was gibt es Neues und wie gelingt die Umsetzung in die Praxis?

U. Preuss¹, M. Beutel², E. Gouzoulis-Mayfrank³, U. Havemann-Reinecke⁴, E. Hoch⁵, A. Koopmann⁶, J. Lindenmeyer⁷, M. Luderer⁶, K. Mann⁶, M. Müller-Mohnssen⁸, T. Polak⁹, I. Schäfer¹⁰, M. Singer¹¹, M. Vogelgesang¹², M. Walter¹³, T. Weber¹⁴, G. Weil⁸, S. Hoffmann¹⁴, F. Kiefer⁸

¹Vitos Klinik Herborn, ²Bundesverband für stationäre Suchtkrankenhilfe e.V., ³LVR-Klinik Köln, ⁴Georg-August-Universität Göttingen, ⁵LMU Klinikum, ⁶Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ⁷salus klinik Lindow, ⁸Privatpraxis, ⁹Universitätsklinikum Würzburg, ¹⁰Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ¹¹Forchheim, ¹²MEDIAN, ¹³Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, ¹⁴Deutsche Rentenversicherung Rheinland-Pfalz

Hintergrund: Alkoholkonsum und das Risiko von alkoholassoziierten Störungen weisen in Deutschland eine hohe Rate auf. Die Komorbidität mit psychischen Erkrankungen ist ebenfalls häufig. Die Leitlinie „Screening, Diagnose und Behandlung alkoholbezogener Störungen“ bildet die Grundlage für die Versorgung betroffener Personen. Die regelmäßigen Updates implementieren evidenzbasiert den aktuellen Forschungsstand von Literatur und klinischer Expertise.

Methode: Unter Federführung der DGPPN und der DG-Sucht wurde die S3-Leitlinie Alkohol von 2019–2020 in acht Arbeitsgruppen überarbeitet, so auch die Komorbidität. Am strukturierten Konsensprozess zur Beratung der Empfehlungen beteiligten sich 35 Fachgesellschaften.

Ergebnisse: Für den Bereich der Komorbidität wurden evidenzbasiert insgesamt 34 Empfehlungen erstellt, von denen zur Vorversion der Leitlinie aus dem Jahre 2015 20 aktualisiert oder neu eingeführt wurden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Aktualisierung der Leitlinie für komorbide Störungen mit schizophrenen und affektiven Psychosen (bipolar), Depressionen, Angststörungen, PTBS, ADHS, Persönlichkeitsstörungen, Tabakkonsum- und anderen Substanzstörungen gibt die Leitlinie klinischen Praktikern in verschiedenen Settings klare Empfehlungen für Diagnostik und Therapie dieser oft schwierig zu therapierenden Beschwerdebilder.

S-04

Chemsex. Ein Update

Chair(s): S. Milin¹, I. Schäfer¹

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Spezifischer Substanzkonsum in Zusammenhang mit schwulen sexuellen Praktiken rückt in jüngster Zeit auch in Deutschland in den Fokus der Forschung. Dies ist begrüßenswert, da problematische Formen von Chemsex für Fachkräfte eine Herausforderung darstellen. Ein Transfer von Forschung in die Praxis beginnt sich abzuzeichnen, erfordert jedoch weiterhin gemeinsame und disziplinenübergreifende Anstrengungen, um differenzierte Fragestellungen zu bearbeiten und hohe wissenschaftliche Standards weiter zu fördern. Insgesamt sollen in den Vorträgen die prototypischen Definitionen des Topos Chemsex differenziert thematisiert werden. Marcus Gertzen (Augsburg) wird Befunde einer Online- Befragung mit Schwerpunkt auf Konsummuster und die subjektiven Wahrnehmungen der Versorgungssituation durch Betroffene in Deutschland vorstellen. Im Anschluss wird Deborah Scholz-Hehn (Hamburg) das Ergebnis einer latenten Klassenanalyse (LCA) von über Online-Zugänge gewonnenen Daten vorstellen und anhand der ermittelten Subtypen Risikoprofile zur Diskussion stellen. Conor Toomey (Berlin) wird Daten aus der zielgruppenspezifischen Sucht- und Drogenberatung von Männern*, die Sex mit Männern* haben (M*SM*), vorstellen. Die Aufbereitung der Daten eines Berliner Trägers zeigt die Entwicklung des Chemsex-Phänomens im Laufe der letzten 10 Jahre und gibt Hinweise auf Besonderheiten der Zielgruppe. Hannes Ulrich (Berlin) wird relevante Befunde aus einem Forschungsprojekt zu sexuellen Fantasien im Zusammenhang mit Methamphetaminkonsum darstellen. Hierbei wird die Bedeutung dieser Fantasien für ein Verständnis des Phänomens und für mögliche Ansatzpunkte der Prävention, Beratung und Behandlung bei problematischem Chemsex deutlich. Schließlich wird Urs Gamsavar anhand von Prävalenzdaten und Datenauswertungen aus einem Projekt der Deutschen Aidshilfe (DAH) einen weiteren Beitrag zur Einordnung des Phänomens liefern und in eine Diskussion über zukünftige praxisrelevante Forschungsperspektiven überleiten.

S-04-001

Wir haben viel zu tun. Konsummuster, Änderungsmotivation und Versorgungssituation von Chemsex-Usern. Ergebnisse einer Online-Studie

M. Gertzen¹, C. Rosenberger²

¹Bezirkskrankenhaus Augsburg, ²Kbo-Isar-Amper-Klinikum

Hintergrund: Die Prävalenz von Chemsex und sexualisiertem Substanzkonsum nimmt in mehreren europäischen Ländern zu, insbesondere bei Männern, die Sex mit Männern haben. In dieser Subgruppe ist illegaler Substanzkonsum mit erhöhtem sexuellem Risikoverhalten assoziiert, das zu schweren körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen führen kann. Die vorliegende Studie untersucht das sexuelle Risikoverhalten, das subjektive Wohlbefinden und den Informationsgrad von Chemsex-Usern im deutschsprachigen Raum.

Methode: Die Teilnehmer (N=429) wurden zwischen März und Mai 2019 mittels eines Online-Fragebogens (105 Items) zu ihrem psychotropen Substanzkonsum, sexuellem und gesundheitsbezogenem Verhalten, Gesundheitszustand, soziodemografischen Informationen, Informationsgrad und Bedürfnissen an das Versorgungssystem befragt. Wohlbefinden wurde mit dem WHO-Wellbeing-Index gemessen. Es wurden 1.047 Datensätze gespeichert mit einer Dropout-Rate von 59 %. 123 Datensätze erfüllten die Kriterien für Chemsex-User.

Ergebnisse: Es ergaben sich keine signifikanten Unterschiede im Wohlbefinden zwischen Chemsex-Usern und Nicht-Usern. Chemsex-User schützten sich unregelmäßig oder gar nicht vor sexuell übertragbaren Erkrankungen. Die Mehrheit der Chemsex-User gab an, zeitweise illegale Substanzen (Ketamin, Methamphetamin, Mephedron, γ -Butyrolacton/ γ -Hydroxybuttersäure) zu konsumieren. Sie betrachteten ihr Sexual- und Substanzkonsumverhalten als problematisch, aber nur wenige zeigten eine Motivation zur Verhaltensänderung. Chemsex-User äußerten deutlich einen Bedarf an mehr Informations- und Beratungsstellen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse liefern Informationen über Chemsex-User, die für die zukünftige Entwicklung eines Therapiemanuals genutzt werden und somit zur Verbesserung der Gesundheitsversorgung dieser sehr gefährdeten Gruppe beitragen könnten. Die Prävalenz von Chemsex nimmt zu und bedarf dringend weiterer Forschung, um die Klienten vor gesundheitlichen Beeinträchtigungen und Stigmatisierung zu schützen.

S-04-002

Substanzkonsum und Chemsex. Eine latente Klassenanalyse

D. Scholz-Hehn¹, S. Milin¹, B. Schulte², J. Reimer², S. Buth², I. Schäfer¹

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Unter Männern, die Sex mit Männern haben (MSM), konnte Sex mit wechselnden Partnern unter dem Einfluss bestimmter psychoaktiver Substanzen (Chemsex) in verschiedenen Studien mit der Transmission sexuell übertragbarer Erkrankungen und verschiedenen psychosozialen Belastungsfaktoren sowie psychiatrischen Symptomen assoziiert werden. Um das Hilfesystem auf die Bedarfe verschiedener Klienten anpassen zu können, sind genauere Kenntnisse über potenziell existierende Subgruppen und deren Besonderheiten notwendig.

Methode: Eine an MSM gerichtete Online-Umfrage wurde auf passenden Websites des Nachtlebens und in sozialen Medien verbreitet. Erfragt wurde neben demografischen Daten Konsumverhalten verschiedener Substanzen, darunter die mit Chemsex assoziierten psychoaktiven Substanzen Methamphetamin, Ketamin, Mephedron und GHB/GBL. Erfasst wurde zudem HIV-Serostatus und psychiatrische Symptome der Teilnehmenden als Selbstauskunft. Zur Differenzierung verschiedener Subgruppen wurde eine latente Klassenanalyse auf Basis der konsumierten Substanzen verwendet.

Ergebnisse: 597 MSM nahmen an der Umfrage teil. Die latente Klassenanalyse ergab, basierend auf den konsumierten Substanzen, vier Cluster. Die meisten Teilnehmenden (n=370) konsumierten neben Cannabis und Amylnitrit keine weiteren Substanzen. Ein weiteres Cluster konsumierte die „Clubs drugs“ Amphetamin und Kokain, allerdings auch im sexualisierten Kontext (n=106). Während ein drittes Cluster fast ausschließlich den Konsum Chemsex-assoziiierter Substanzen angab (n=34), konsumierte das vierte Cluster polyvalent auch im sexualisierten Kontext und gab eine höhere Belastung durch psychiatrische Symptome und psychosoziale Belastungen an (n=78).

Diskussion und Schlussfolgerung: Es existieren verschiedene Subgruppen an MSM, die Substanzen im Sinne von Chemsex konsumieren. Die psychosozialen und psychiatrischen Bedarfe unterscheiden sich zwischen den Clustern. Für Behandelnde und die Weiterentwicklung des spezialisierten Hilfesystems kann das Wissen um die Existenz verschiedener Cluster hilfreich sein. Konsum im sexualisierten Kontext beschränkt sich zudem nicht auf die klassischerweise Chemsex-assoziierten Substanzen Methamphetamin, GHB/GBL, Ketamin und Mephedron.

S-04-003

Entwicklungen in der Sucht- und Drogenberatung von M*SM* mit Substanzkonsum. Besonderheiten des Chemsex-Phänomens

C. Toomey¹¹Schwulenberatung Berlin gGmbH

Hintergrund: Die Schwulenberatung Berlin bietet seit über 20 Jahren eine zielgruppenspezifische Sucht- und Drogenberatung sowie ambulante Suchttherapie für Männer*, die Sex mit Männern* haben (M*SM*), an. Die Aufbereitung der Kontaktdaten der Einrichtung zeigt die Entwicklung des Chemsex-Phänomens im Laufe der letzten 10 Jahre und gibt Hinweise auf Besonderheiten der Zielgruppe.

Methode: Daten aus der Suchtberatung und -behandlung der Einrichtung werden aufbereitet, um die Entwicklung des Konsums verschiedener Hauptsubstanzen über die letzte Dekade zu verdeutlichen. Für die letzten beiden Jahre werden relevante Variablen wie Dauer des Begleitungszeitraums, HIV-Status, Applikationsform, etc. bezogen auf die angegebene Hauptsubstanz erfasst. Anhand dieser Daten werden Annahmen über die Entwicklung des Chemsex-Phänomens in den letzten Jahren abgeleitet.

Ergebnisse: Anhand der angegebenen Hauptsubstanzen der Klient_innen der letzten 9 Jahre wird die starke Zunahme des Konsums der typischen Chemsex-Substanzen Methamphetamin und GHB/GBL deutlich. Dabei weisen die Klient_innen dieser Gruppe einige statistische Besonderheiten wie kürzere Beratungsdauer, deutlich höhere HIV-Rate, etc. auf. Diese Besonderheiten weisen wiederum auf besondere Bedarfe dieser Personengruppe in Bezug auf Beratung und Behandlung hin.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es soll diskutiert werden, welche Implikationen die Ergebnisse für den klinischen und beraterischen Alltag haben und wie Hilfsangebote besser an die Bedarfe der Zielgruppe angepasst werden können.

S-04-004

Einfluss von Substanzkonsum auf Fantasien im Chemsex-Kontext. Befunde eines aktuellen Forschungsprojekts

H. Ulrich¹¹Charité Universitätsmedizin Berlin

Hintergrund: Im Berliner ChemSex Netzwerk, in dem sich regelmäßig Menschen aus dem Hilfesystem des Indikationsbereiches treffen, wurde mehrfach von Veränderungen der sexuellen Fantasien durch den Konsum diverser Substanzen, vor allem Crystal Meth, berichtet. Dieser klinische Eindruck wird derzeit empirisch untersucht.

Methode: In Kooperation und in Anlehnung einer Studie von Prof. Daniel Deimel (SubSex) wurde ein Fragebogen entwickelt, der über diverse Kanäle verteilt wurde. Unter anderem wird die Wirkung der Substanzen auf die Veränderungen der sexuellen Fantasien sowie das sexuelle Verhalten erfragt. Neben der quantitativen Erhebung erfolgt auch eine qualitative Datenerhebung in Form von Interviews.

Ergebnisse: Die ersten Daten geben Hinweise auf den Einfluss von Substanzkonsum auf die Sexualfantasien, jedoch nicht auf das Verhalten. Die Betroffenen berichten von hohem Leidensdruck sowie von Scham- und Schuldgefühlen, welche sie oft daran hindern, davon zu berichten. Auch wenn der Zusammenhang zwischen dem Konsum und dem Verhalten derzeit nicht signifikant scheint, könnten Einzelfälle dennoch besprochen werden, da dieses Verhalten mit Grenzverletzungen anderer Menschen einher gehen kann.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es soll diskutiert werden, welche Implikationen die Forschungsergebnisse für den klinischen und beraterischen Alltag haben und welche weitere Forschung von Bedeutung wäre.

S-04-005

Chemsex-spezifische Selbsthilfe. Daten aus dem quapsss-Projekt der Deutschen AidshilfeU. Gamsavar¹¹Deutsche Aidshilfe

Hintergrund: {quapsss} ist ein innovatives und dynamisches Gruppenangebot für ChemSex praktizierende MSM*, die ihre Lebensumstände verbessern wollen und hierbei in ihrem individuellen Kompetenzprozess unterstützt werden. Seit 2019 werden deutschlandweit Selbsthilfegruppen auf Basis des {quapsss}-Manuals begleitet. Gefördert wird das bundesweite Projekt der Deutschen Aidshilfe (DAH) vom BMG. Mittels einer laufenden Begleitforschung werden Wirksamkeit und Nutzen dieses neuen Ansatzes untersucht.

Methode: Die nutzenorientierte Prozessevaluation ist multiperspektivisch unter Berücksichtigung von Teilnehmer_innen, Gruppenleiter_innen, Therapeut_innen, sowie der Projektleitung. Es kommen sowohl qualitative Gruppen- und Einzelinterviews, als auch quantitative Methoden wie skalenbasierte, schriftliche Vor- und Nachbefragungen zum Einsatz. Mittels der verschiedenen Methoden werden insgesamt N=46 Menschen befragt, die das Angebot in Anspruch nehmen sowie N=16 Fachkräfte. Befunde der verschiedenen Projektteile werden im Sinne einer Triangulation zusammengeführt.

Ergebnisse: Präsentiert werden die bereits vorliegenden Auswertungen der Literaturrecherche sowie der qualitativen und quantitativen Daten. Die Befunde lassen Rückschlüsse auf substanz- und konsumbezogene Aspekte, bio-psycho-soziale Verfassung und auf den sozioökonomischen Status der Teilnehmer_innen zu. Es konnten charakteristische Bedarfe ermittelt und skizziert werden. Zudem wird dargestellt, welche Resultate von den befragten Teilnehmer_innen intendiert und erwartet werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Aus dem modellhaften Projekt lassen sich vielversprechende Handlungsempfehlungen für die ChemSex-spezifische Selbsthilfe sowie die Beratung und Behandlung in Metropolregionen ableiten. Eine Herausforderung bleibt die Etablierung von Hilfsangeboten sowie die Erreichbarkeit von Chemsex praktizierenden Männern in ländlichen Regionen. Die dortigen Zugänge scheinen vor allem durch die anhaltende Stigmatisierung von schwulen Lebensweisen gerade in Zusammenhang mit HIV-Status und Substanzkonsum in ländlichen Regionen erschwert zu sein. Der Beitrag soll auf Basis der Befunde zu einer Diskussion von passgenauen Angeboten unter Berücksichtigung lebensweltlicher Aspekte beitragen.

S-05

Aktuelle quer- und längsschnittliche Befunde zur problematischen Nutzung von Social Media und Computerspielen bei Kindern, Jugendlichen und jungen ErwachsenenChair(s): L. Wartberg¹, R. Thomasius²¹MSH Medical School Hamburg, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

In Deutschland berichtet ein substantieller Prozentsatz von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine problematische Nutzung von Computerspielen oder sozialer Medien. Im ersten Beitrag des Symposiums stellt Frau Brandt (UKSH) Ergebnisse einer Think-Aloud-Analyse zu verschiedenen diagnostischen Verfahren vor. Im zweiten Vortrag erfolgt ein empirischer Vergleich von längsschnittlichen Prädiktoren für die problematische Nutzung von Computerspielen und des Internets (Herr Prof. Dr. Wartberg, MSH). Frau Schettler (UKE) stellt quer- und längsschnittliche Zusammenhänge zwischen emotionaler Dysregulation und problematischem Computerspiel vor. Im vierten Beitrag zeigt Frau Simon-Kutscher (UKE) Ergebnisse im Quer- und Längsschnitt zu elterlichen psychosozialen Faktoren für problematische Nutzung sozialer Medien bei Minderjährigen.

S-05-001

Was denken Jugendliche und junge Erwachsene beim Screening für Internetnutzungsstörungen? – Ergebnisse einer Think-Aloud-Analyse

D. Brandt¹, H. Schmidt¹, A. Bischof¹, G. Bischof¹, S. Schlossarek¹, H. Rumpf¹¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Hintergrund: Obwohl fortwährend neue Screening-Instrumente für Internetnutzungsstörungen entwickelt und veröffentlicht werden, ist wenig über deren Inhaltsvalidität bekannt. Da vor allem Jugendliche und junge Erwachsene eine hochvulnerable Gruppe darstellen, sollte bei diesen das inhaltliche Verständnis dreier etablierter Screeningfragebögen mittels Think-Aloud-Methode überprüft werden: Internet Gaming Disorder Test - 10 Items (IGDT-10), Bergen Social Media Addiction Scale (BSMAS) und Compulsive Internet Use Scale (CIUS).

Methode: An den Think-Aloud-Interviews nahmen 30 Berufsschüler_innen (50% weiblich; Alter M=22,4; SD=1,7) teil. Diese erfüllten durchschnittlich 2,9 Diagnosekriterien (SD=1,7; Range: 0-7) für Internetnutzungsstörungen nach DSM-5. Alle Teilnehmer_innen beantworteten laut denkend die CIUS. In Abhängigkeit von der jeweiligen Hauptnutzungsaktivität wurde anschließend entweder der IGDT-10 oder die BSMAS beantwortet. Alle Think-Aloud-Interviews wurden aufgezeichnet, transkribiert und inhaltsanalytisch ausgewertet.

Ergebnisse: Es zeigten sich Schwierigkeiten bei der Beantwortung aufgrund unklarer oder missverständlicher Instruktionen in den Fragebögen. Die Teilnehmer_innen zeigten beispielsweise Schwierigkeiten bei der Berücksichtigung der definierten Zeiträume oder bildeten Mittelwerte, um ihre Antwort auf verschiedene Anwendungsformen oder Kontexte zu beziehen. Es zeigten sich teilweise starke Diskrepanzen zwischen der ursprünglichen Intention hinter den Items und den Interpretationen der Teilnehmenden. Beispielsweise wurden zu einigen Fragen vorrangig unproblematische Gebrauchsmuster berichtet. Dies bezieht sich insbesondere auf Items, die dysfunktionale Emotionsregulation, Toleranzentwicklung und Entzugserscheinungen erfassen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse bieten einen Einblick in die kognitiven Abläufe junger Erwachsener bei der Beantwortung von Fragebögen zu Internetnutzungsstörungen. Diese Erkenntnisse können helfen, quantitative Daten besser zu interpretieren. Eine Überarbeitung sowie Präzisierung der Instruktionen und einzelner Items erscheint notwendig, um eine Überpathologisierung alltäglicher Verhaltensweisen zu vermeiden. Dabei sollten Zeiträume sowie relevante Anwendungsformen genau definiert und eine Mittelwertbildung für verschiedene Kontexte vermieden werden. Diese Befunde sollten bei der Überarbeitung vorhandener sowie bei der Entwicklung neuer Instrumente berücksichtigt werden.

S-05-002

Ein empirischer Vergleich von längsschnittlichen Prädiktoren für die problematische Nutzung von Computerspielen und des Internets

L. Wartberg¹¹MSH Medical School Hamburg

Hintergrund: Eine problematische Nutzung von Computerspielen wurde inzwischen in das DSM-5 und in die ICD-11 aufgenommen. Es wird aber weiterhin diskutiert, ob ein problematischer Gebrauch von Computerspielen ein Subtyp einer problematischen Nutzung des Internets ist oder ob beide Verhaltensmuster unterschieden werden sollte. In einer gemeinsamen Stichprobe wurden Korrelate beider problematischen Verhaltensmuster bislang nur im Querschnitt untersucht.

Methode: In einer längsschnittlichen Auswertung wurde Prädiktoren für problematischen Internetgebrauch, eine problematische Nutzung von Computerspielen und ein komorbides Auftreten beider Verhaltensmuster bei 985 Eltern-Kind-Dyaden bestimmt. Dazu wurde eine multinomiale logistische Regressionsanalyse berechnet.

Ergebnisse: Es zeigten sich teilweise unterschiedliche Muster von längsschnittlichen Prädiktoren für die Entwicklung eines problematischen Internetgebrauchs und einer problematischen Nutzung von Computerspielen im Jugendalter.

Diskussion und Schlussfolgerung: In der ersten Längsschnittstudie zu dieser Fragestellung zeigten sich unter zusätzlicher Berücksichtigung der Konfidenzintervalle zumindest teilweise unterschiedliche Prädiktoren für beide problematischen Verhaltensmuster. Die Befunde sprechen neben Gemeinsamkeiten auch für partielle Unterschiede in der Ätiologie eines problematischen Internetgebrauchs und einer problematischen Nutzung von Computerspielen bei Jugendlichen.

S-05-003

Emotionale Dysregulation und problematisches Computerspielverhalten bei Kindern und Jugendlichen – Ergebnisse einer quer- und längsschnittlichen Betrachtung

L. Schettler¹, K. Paschke¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Die Aufnahme der Computerspielstörung in ICD-11 und DSM-5 unterstreicht die gesellschaftliche Bedeutung dieses neuen Störungsbildes. Multifaktorielle Erklärungsansätze versuchen für ein Verständnis der Pathologie, Risikofaktoren sowie protektive Charakteristika zu identifizieren. Schwierigkeiten in der Emotionsregulation gelten als Risikofaktor für eine Vielzahl psychischer Erkrankungen. Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die Bedeutung der Emotionsregulation für die Entstehung der Computerspielstörung in der Adoleszenz zu untersuchen.

Methode: Eine repräsentative Stichprobe von 1.221 Kindern und Jugendlichen zwischen 10 und 17 Jahren wurde mittels Online-Fragebogen zu zwei Messzeitpunkten zu soziodemografischen Faktoren, Computerspielverhalten und Emotionsregulation mittels standardisierter Fragebögen untersucht. 659 der ursprünglichen Teilnehmer nahmen an der follow-up Untersuchung nach einem Jahr teil. Mittels linearer und logistischer Regressionsmodelle wurde der Einfluss der Emotionsregulation sowie soziodemographischer Prädiktoren auf das Computerspielverhalten überprüft.

Ergebnisse: In der querschnittlichen Betrachtung konnten in multiplen linearer Regressionsmodelle neben männlichem Geschlecht und jüngerem Alter, Schwierigkeiten in der emotionalen Regulation inklusive Prokrastination als signifikante Prädiktoren für höhere Werte in einem Fragebogen zu problematischem Computerspielverhalten nach DSM-5 (IGDS) identifiziert werden. Die Gesamtvarianzerklärung dieses Modells lag bei 29,1%. Darüber hinaus lieferten die longitudinalen Daten der 659 Jugendlichen Hinweise, dass emotionale Dysregulation und Prokrastination signifikante Prädiktoren für eine Computerspielstörung nach einem Jahr mit einer Varianzerklärung von 20,9% darstellen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Diese Befunde verdeutlichen die klinische Relevanz emotionaler Regulationsaspekte bei jungen Patienten mit problematischem Computerspielverhalten sowohl in Diagnostik und Therapie. Insbesondere der longitudinale Ansatz ermöglicht es, Einblicke in die Entwicklungsperspektive der Computerspielstörung zu gewinnen. Dies ist von besonderem Interesse, da Langzeitstudien der Computerspielstörung im Kindes- und Jugendalter rar sind. Aufgrund erhöhter Vulnerabilität für psychische Erkrankungen während der Adoleszenz, ist es von besonderer Bedeutung, Warnzeichen wie Schwierigkeiten in der Emotionsregulation frühzeitig zu erkennen und zu intervenieren.

S-05-004

Elterliche psychosoziale Faktoren und problematische Social-Media-Nutzung bei Kindern und Jugendlichen – eine querschnittliche und prospektive Betrachtung

K. Simon-Kutscher¹, M. I. Austermann¹, K. Paschke¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Eine problematische Nutzung sozialer Medien (PSMU) in der Adoleszenz zeigt eine zunehmende Relevanz in klinischen Settings. Zwar sind elterliche Faktoren in der Entstehung und Aufrechterhaltung von Suchterkrankungen gut beschrieben, für eine PSMU jedoch bislang nicht hinreichend belegt. Die vorliegende Studie untersuchte daher psychosoziale und erzieherische Faktoren sowie elterliches Mediennutzungsverhalten im Hinblick auf eine PSMU bei Kindern und Jugendlichen.

Methode: In einer repräsentativen Online-Befragung mit initial N=1.221 Eltern und ihren Kindern (10 bis 17 Jahre) wurden elterliche psychosoziale Variablen inklusive Mediennutzungsverhalten und erzieherische Selbstwirksamkeit mittels standardisierter Verfahren erhoben und ihre Kinder hinsichtlich einer PSMU zu zwei Messzeitpunkten untersucht. Anhand der Baseline-Daten werden relevante Prädiktoren regressionsanalytisch identifiziert und ihr längsschnittlicher Vorhersagewert für kindliche PSMU mittels logistischer Regression errechnet.

Ergebnisse: Den vorläufigen Ergebnissen zufolge liefern mediennutzungs- und erziehungsbezogene Faktoren einen bedeutsamen Beitrag zur Varianzaufklärung kindlicher PSMU. Hierzu gehören längere Mediennutzungsdauern, problematischere Nutzungsmuster und dysfunktionale Nutzungsmotive der Eltern sowie ihre geringer erlebte Selbstwirksamkeit in der allgemeinen und medienbezogenen Erziehung. Derzeit werden die längsschnittlichen Analysen zum Prädiktionswert der elterlichen Variablen im Hinblick auf eine kindliche PSMU nach einem Jahr durchgeführt, deren Ergebnisse im Rahmen des Vortrags vorgestellt werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die vorliegende Studie kann erstmalig die Bedeutsamkeit elterlichen Mediennutzungsverhalten sowie erzieherischer Faktoren im Zusammenhang mit potenziell problematischen Nutzungsmustern von sozialen Medien ihrer Kinder zeigen. Hieraus können Erkenntnisse zur Ätiologie einer PSMU ergänzt und Implikationen für Prävention und Therapie abgeleitet werden. Weitere Untersuchungen inklusive Längsschnittstudien mit mehreren Messzeitpunkten zur Überprüfung der Stabilität der Effekte und potenzieller Moderatoren sowie Studien zu familienbasierten Interventionen, die elterliches Medien(erziehungs-)verhalten unter Berücksichtigung von Rollenmodellen und Medienkompetenz beinhalten, sind wünschenswert.

S-06

Die COVID-19 Pandemie und ihre Auswirkungen auf Stress, Belastungserleben und Substanzkonsum

Chair(s): C. Baldus-Firnhaber¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Die COVID-19 Pandemie hat seit März 2020 den Alltag der Menschen weltweit stark verändert. Die einhergehenden Veränderungen durch Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie sowie den Sorgen um das eigene Wohlergehen und das von Angehörigen stellen mutmaßlich eine große Belastung für die Betroffenen dar. Im Rahmen des Symposiums wird das Ausmaß der Belastungen verschiedener Personengruppen untersucht sowie eruiert, inwiefern diese mit dem Konsum von Suchtmitteln in Zusammenhang zu bringen sind. Im Symposium referiert Eva Morawa über eine Untersuchung von Mitarbeitenden verschiedener Kliniken in Deutschland und damit Personen, die u. U. in unmittelbarem Kontakt mit COVID-19 Positiven gegen die Auswirkungen der Pandemie kämpfen. Das Belastungserleben dieser Mitarbeitenden sowie ihre Arbeitsbedingungen wurden untersucht, ebenso gibt es Daten zum Konsum von Alkohol und Tabak. Colleagues from Belgium will then broaden the perspective and report of their study on the possible effects of lockdown measures on alcohol use among French-speaking Belgian residents. The influence of drinking motives will be discussed. Christiane Baldus referiert über eine Studie an Familien während der COVID-19 Pandemie. Es wurden Daten zum Belastungserleben von Kindern und Eltern erhoben, ebenso dazu welchen Substanzkonsum Eltern betreiben und ob sich der Konsum elektronischer Medien verändert hatte. Bezüge zur Frage, welche Familien sich während der Pandemie psychosoziale Hilfe gewünscht hatten, werden ebenfalls untersucht. Anne Kaman richtet in ihrem Beitrag den Blick auf Kinder und Jugendliche während der COVID-19 Pandemie. Diese hatten durch Schließungen von Kindertagesstätten, Schulen und Freizeiteinrichtungen sowie der Maßgaben der sozialen Distanzierung massive Einschnitte in ihrem Alltagsleben hinnehmen müssen. Hier richtet sich der Blick v. a. auf psychosoziale Belastungen sowie die gesundheitsbezogene Lebensqualität der Betroffenen.

S-06-001

Belastungserleben und Substanzkonsum von Mitarbeitenden im Gesundheitswesen während der COVID-19 Pandemie (VOICE-Studie)

E. Morawa¹, C. Schug¹, F. Geiser², P. Beschner³, L. Jerg-Bretzke³, C. Albus⁴, K. Weidner⁵, N. Hiebel², A. Borho¹, Y. Erim¹¹Universitätsklinikum Erlangen, ²Universitätsklinikum Bonn, ³Universitätsklinikum Ulm,⁴Universitätsklinikum Köln, ⁵Universitätsklinikum Dresden

Hintergrund: Um die psychische Stabilität der Beschäftigten im Gesundheitssektor während einer Pandemie zu erhalten, müssen vorhandene Belastungen identifiziert und eliminiert/gemildert werden. Das Ziel dieser Studie war es, die psychische Gesundheit (Depressivität, generalisierte Angst), psychosoziale Belastungen, Arbeitsbedingungen und den Substanzkonsum während der COVID-19-Pandemie beim medizinischen Personal in Krankenhäusern zu untersuchen sowie Risiko- und Schutzfaktoren für Depression und generalisierte Angst zu identifizieren.

Methode: Im Rahmen der webbasierten prospektiven VOICE-Studie zu Belastungen und Ressourcen des medizinischen Personals in Deutschland wurden zum ersten Messzeitpunkt (20.4.- 5.7.2020, N=8.071) bei 3.678 Mitarbeiter_innen aus drei Gesundheitsberufen in Krankenhäusern: Ärzte (n=1.061), Pflegekräfte (n=1.275) und medizinisch-technische Assistenten (MTA, n=1.342) Depression (Patient Health Questionnaire-2, PHQ-2), generalisierte Angst (Generalized Anxiety Disorder-2, GAD-2), Arbeitsbedingungen, psychosoziale Belastungen und Substanzkonsum (Alkohol, Rauchverhalten, Antidepressiva/Beruhigungsmittel) untersucht.

Ergebnisse: Die Prävalenz (cut-off-Wert ≥ 3) von Depression und Angst betrug 17,4% bzw. 17,8% bei Ärzten, 21,6% bzw. 19,0% bei der Pflege und 23,0% bzw. 20,1% bei MTA. Im Vergleich mit der Normalbevölkerung vor der COVID-19-Pandemie zeigten alle drei Berufsgruppen signifikant erhöhte PHQ-2- und GAD-2-Scores, in Relation zur Allgemeinbevölkerung während der Pandemie jedoch signifikant niedrigere Werte. 42,3% der Respondent_innen gaben körperliche/emotionale Erschöpfung, 28,8% Schlafprobleme, 11,3% erhöhten Alkohol- und 10,1% erhöhten Nikotinkonsum an. Höhere Depressivität war u.a. mit erhöhtem Alkoholkonsum assoziiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Während der Pandemie zeigte das medizinische Personal im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung eine geringere Belastung durch psychische Symptome, was auf seine gute Bewältigungsfähigkeit hinweist. Dennoch demonstriert ein hoher Prozentsatz psychosoziale Belastungen sowie erhöhten Substanzkonsum, so dass die Etablierung von regelmäßigen Screening- und Präventionsprogrammen zur psychischen Gesundheit und zum Substanzkonsum bei Beschäftigten im Gesundheitswesen indiziert ist.

S-06-002

Alcohol consumption changes during the COVID-19 pandemic in Belgium

A. Pabst¹, Z. Bollen¹, C. Creupelandt¹, S. Fontesse¹, P. Maurage¹

¹Universität catholique de Louvain, Belgium

Hintergrund: The Covid-19 pandemic and associated lockdown measures profoundly affected everyday functioning in the general and particularly in the student population. Concerns have been raised that this may impact alcohol consumption. Given the public health implications, we empirically assessed whether and to what extent changes in alcohol consumption occurred among French-Speaking Belgian Adults in general and among college students specifically.

Methode: An online survey was disseminated between April 1st (two-weeks after lockdown onset) and May 3rd (lockdown ending). Participants self-reported the typical number of alcohol units consumed each day during a typical week 1) before the lockdown and 2) during the lockdown. Potential predictors of change were also assessed.

Ergebnisse: Population-weighted estimates showed that 31,37% increased, 30,32% decreased, and 38,31% kept stable their consumption. Decreases were of higher magnitude than increases, resulting in a small overall reduction of the quantity of alcohol units consumed. Regarding students, 68,2% reduced and 17,2% increased their consumption during lockdown. Drinking motivations, and especially drinking to cope with negative affect, were most strongly associated with changes in consumption.

Diskussion und Schlussfolgerung: The Covid-19 and associated measures were accompanied by changes in alcohol consumption in over 60% of Belgians. However, contrary to expert predictions, these changes did not predominantly reflect increases. Nuanced communication about alcohol consumption trends during crises is therefore warranted since drinking behavior is sensitive to descriptive norms. Students, and especially heavy drinkers, predominantly decreased their consumption, probably because of the restriction of social events. Importantly, coping motives might help to identify student and adult populations at-risk for increased consumption.

S-06-003

Familiäre Belastungen und Substanzkonsum von Eltern während der COVID-19 Pandemie

C. Baldus-Firnhaber¹, S. Franz¹, R. Thomasius¹

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Die COVID-19 Pandemie hat seit März 2020 den Alltag der Menschen weltweit stark verändert. Die einhergehenden Veränderungen durch Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie wie z. B. das Arbeiten im Homeoffice bei gleichzeitiger Schließung von Stätten zur Bildung und Betreuung der Kinder sowie die Kontaktreduktionen stellten eine große Belastung insbesondere für Familien dar.

Methode: Mit Hilfe einer anonymisierten Online-Umfrage wurden Familien deutschlandweit zwischen Juni und Juli 2020 zu ihren Erfahrungen in der ersten Infektionswelle mit SARS-CoV-2 und den Auswirkungen der sog. „Lockdown“-Maßnahmen im alltäglichen Leben befragt. Eingesetzt wurden gängige Fragebogeninventare wie die SCL-K-9, der AUDIT-C, PSS-10, Kidscreen 10 sowie der SDQ und Fragen zu pandemiebedingten Belastungen. Insgesamt nahmen n=602 Familien an der Befragung teil.

Ergebnisse: Eltern zeigten ein deutlich verstärktes Stresserleben sowie eine leichte Zunahme beim Alkoholkonsum. Kinder zeigten eine reduzierte Lebensqualität. Zusammenhänge ergaben sich zwischen pandemiebedingten Belastungen und dem Stresserleben. Mehr als ein Fünftel der Familien gab an, sich während der Pandemie Hilfe wegen familiärer oder persönlicher Probleme zu wünschen. Es zeigte sich, dass bei der Vorhersage eines empfundenen Hilfebedarfs psychische Vorerkrankungen der Eltern eine wichtige Rolle spielen, es gab aber auch pandemiebedingte Belastungen, die einen Beitrag zur Vorhersage des Hilfebedarfs leisteten.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es wird insbesondere diskutiert, welche Rolle bereits bekannte Risikofaktoren für familiäre Belastung hinsichtlich des empfundenen Hilfebedarfs der Familien spielen und welche Bedeutung pandemiebedingten Belastungen zukommt. Dies vertieft das Verständnis für familiäre Risikokonstellationen und informiert über Möglichkeiten der Unterstützung von Familien unter Pandemiebedingungen.

S-06-004

Psychoziale Belastung und Lebensqualität von Kindern während der COVID-19 Pandemie (COPSY-Studie)

A. Kaman¹, C. Otto¹, M. Erhart¹, J. Devine¹, H. Hölling², U. Ravens-Sieberer¹

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²Robert Koch-Institut

Hintergrund: Die COVID-19-Pandemie hat zu einschneidenden Veränderungen und Einschränkungen im alltäglichen Leben von Kindern und Jugendlichen geführt. Die COPSY (Corona und Psyche) Studie ist eine der ersten bevölkerungsbezogenen Längsschnittstudien, die die Auswirkungen und Folgen der COVID-19-Pandemie auf das Wohlbefinden und die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen im Verlauf der Pandemie untersucht.

Methode: An den beiden Befragungswellen der COPSY-Studie (05-06/2020 und 12/2020-01/2021) haben ca. 1.500 Eltern von 7- bis 17-Jährigen sowie 1.000 Kinder und Jugendliche im Alter von 11 bis 17 Jahren teilgenommen. Die Lebensqualität, psychische Auffälligkeiten, depressive Symptome, Ängstlichkeit und psychosomatische Beschwerden wurden mittels etablierter Instrumente erfasst. Die Daten wurden mit bevölkerungsbasierten Referenzstichproben der Studien BELLA und HBSC vor der Pandemie verglichen.

Ergebnisse: Die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen fühlt sich durch die Pandemie belastet. Im Vergleich zu der Zeit vor der COVID-19-Pandemie gaben die Kinder und Jugendlichen eine geminderte Lebensqualität an und der Anteil von Kindern und Jugendlichen mit psychischen Auffälligkeiten, Ängsten, depressiven Symptomen sowie psychosomatischen Beschwerden hat zugenommen. Sozial benachteiligte Kinder sowie Kinder psychisch belasteter Eltern erlebten die Veränderungen durch die Pandemie als besonders belastend. Ein guter familiärer Zusammenhalt und soziale Unterstützung konnten als wichtige Ressourcen identifiziert werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es werden niedrigschwellige und zielgruppenspezifische Angebote der Gesundheitsförderung und Prävention benötigt, um Kinder und Jugendliche bei der Bewältigung der Herausforderungen zu unterstützen und ihre psychische Gesundheit und Lebensqualität während der COVID-19-Pandemie zu schützen und zu erhalten.

S-07

Das bayerische Suchtforschungsnetzwerk stellt sich vor: Stoffgebundene und ungebundene Süchte

Chair(s): E. Hoch¹, M. Gertzen²

¹LMU Klinikum, ²Bezirkskrankenhaus Augsburg

Im Jahr 2019 haben Wissenschaftler_innen aus Bayern ein neues Suchtforschungsnetzwerk gegründet. Ihr Ziel ist es, sich auf regionaler Ebene intensiver über neue Konsumtrends und die Entwicklung passgenauer Interventionen für diese Zielgruppen auszutauschen. In diesem Symposium werden aktuelle Erkenntnisse aus dem Bereich der stoffgebundenen und ungebundenen Süchte vorgestellt. Zunächst gibt Elisabeth Müller (Nürnberg) einen Überblick über Risiken und Behandlungsmöglichkeiten des Kratom-Konsums. Im zweiten Beitrag analysiert Eva Hoch (München) cannabisbedingte psychosoziale Probleme und deren Behandlung. Marcus Gertzen (Augsburg) spricht über Chemsex, den Einsatz von Substanzen im Rahmen sexueller Handlungen. Abschließend stellt Corinna Gartner (München) „GlücksKIT“ vor, eine Kurzintervention für Angehörige von pathologischen Glücksspieler_innen.

S-07-001

Kratom: Lifestyledroge oder Medizin? Fallberichte aus der Praxis

E. Mueller¹, C. Müller², T. Hillemacher¹

¹Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg, ²Universitätsklinikum Erlangen

Hintergrund: Traditionell werden in Südostasien frische Kratombblätter wegen ihrer anregenden Wirkung gekaut oder tee-ähnliche Getränke daraus zubereitet. Auch in Deutschland wird Kratom eingenommen. Das enthaltene Alkaloid Mitragynin wird von Patienten verschieden instrumentalisiert. Dieser Vortrag soll einen kurzen Überblick mit Beispielen aus dem Stationsalltag einer Entgiftungsstation geben.

Methode: Casereport

Ergebnisse: Bericht über zwei Behandlungsfälle der Entgiftungsstation des Klinikums Nürnberg

Diskussion und Schlussfolgerung: Klinische Einordnung des Kratomkonsums.

S-07-002

Welche psychosozialen Probleme zeigen sich in der Behandlung der Cannabisabhängigkeit?

E. Hoch¹, S. Buchner¹, J. Erdinch¹

¹LMU Klinikum

Hintergrund: Epidemiologische Studien zeigen, dass Cannabisabhängigkeit (cannabis use disorder, CUD) häufig mit komorbiden psychischen Störungen einhergeht. Es existieren cannabispezifische Therapieprogramme mit nachgewiesener Wirksamkeit. Interventionen, die darüber hinaus Komorbiditäten ausreichend berücksichtigen, fehlen. Dieser Beitrag analysiert, ob sich ein Unterschied in der Art, Anzahl und Schwere von cannabisbedingten psychosozialen Problemen zeigt, wenn Menschen zusätzlich zur CUD noch an weiteren komorbiden Störungen erkrankt sind.

Methode: In der ersten Studie wird eine querschnittliche Erhebung zu Art, Anzahl und Schwere von cannabisbedingten Problemen durchgeführt (N=50 Patienten mit problematischem Cannabiskonsum in stationär-psychiatrischer Versorgung). In der randomisiert-kontrollierten CANDIS-II-Studie (N=255 Patienten mit problematischem Cannabiskonsum) werden cannabisbedingte Probleme längsschnittlich erfasst. Erhebungsinstrumente sind der CPQ (Cannabis Problem Questionnaire) (Copeland et al, 2005) und der CUPIT (Cannabis Use Problems Identification Test) (Bashford, 2010).

Ergebnisse: Für jede Studie werden mehrfaktorielle Varianzanalysen den Zielvariablen (AV) 1) Anzahl und 2) Schwere der cannabisbedingten Probleme und den Einflussvariablen (Faktoren) psychische Störung (ICD-10) sowie den Kontrollvariablen (KV) Alter, Geschlecht, Schicht und Erstkonsumalter berechnet. Die Ergebnisse zeigen, dass es zwischen den Stichproben signifikante Unterschiede im mittleren Gesamt-Score des CPQ und des CUPIT gibt. Signifikante Unterschiede zeigen sich auch innerhalb der Stichproben beim Vergleich „CUD“ vs. „CUD & komorbide Störung“.

Diskussion und Schlussfolgerung: Cannabisabhängigkeit (CUD) führt zu psychosozialen Problemen, deren Anzahl und Schwere variieren können. Eine Intensivierung cannabispezifischer Therapieprogramme, in Abhängigkeit von Behandlungssetting und Vorliegen zusätzlicher komorbider psychischer Störungen, erscheint sinnvoll. Die Wirksamkeit von spezifischeren Entwöhnungsprogrammen für Cannabisabhängige mit psychischer Komorbidität sollte in künftigen klinischen Studien überprüft werden.

S-07-003

GlücksKIT-Entwicklung einer Kurzintervention für Angehörige von pathologischen Glücksspieler_innen

C. Gartner¹, S. Schröder¹, S. Härtl¹¹Bayerische Akademie für Sucht- und Gesundheitsfragen / Landesstelle Glücksspielsucht in Bayern

Hintergrund: Angehörige von Personen mit pathologischen Glücksspielverhalten weisen selbst ein erhöhtes Risiko für die Entwicklung physischer, psychischer und sozialer Probleme auf (Salonen et al., 2016). Aufgrund der hohen Alltagsbelastung ist es für viele Angehörige jedoch schwierig, selbst Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ziel war es daher eine Kurzintervention zu entwickeln, die in den stressigen Alltag der Angehörigen und Beratungsstellen integrierbar ist.

Methode: 2019 wurde eine deutschlandweite Befragung der Suchthilfe durchgeführt (N=102). Erhoben wurde der aktuelle Status quo der Angehörigenberatung sowie Wünsche an eine Kurzintervention (Inhalte und Setting). Zusätzlich wurde eine Fokusgruppe mit vier Angehörigen durchgeführt. Die entwickelte Pilotversion (GlücksKIT) wurde mit Expert_innen aus Praxis und Wissenschaft diskutiert. In Zusammenarbeit mit Fachberatungsstellen wird die Wirksamkeit von GlücksKIT im Rahmen eines RCT evaluiert.

Ergebnisse: Die Suchthilfebefragung ergab, dass ca. drei Sitzungen im Abstand von ca. 2 Wochen realistische Rahmenbedingungen für die Kurzintervention sind. Die wichtigsten Themen für eine Kurzintervention waren laut Berater_innen: Verantwortungsrückgabe und Selbstfürsorge, Verhalten als Angehörige ggü. den Betroffenen sowie Belastungsexploration und Geldmanagement. Ein wichtiges Thema für die Angehörigen war der schwierige Zugang zum Hilfesystem. Basierend auf der Befragung der Suchthilfe wurde eine Pilotversion von GlücksKIT mit sieben Bausteinen entwickelt. Die Ergebnisse der Evaluation stehen noch aus.

Diskussion und Schlussfolgerung: GlücksKIT stellt die erste deutschsprachige Kurzintervention für Angehörige von Glücksspielenden dar. Durch die Berücksichtigung der Perspektiven von Suchthilfe und Angehörigen konnte ein vielschichtiges Bild gewonnen werden. Die Kurzintervention ist an die Bedürfnisse der Angehörigen und die institutionellen Rahmenbedingungen der Beratungsstellen angepasst. Insgesamt zeigten Berater_innen und Angehörige eine große Übereinstimmung bzgl. der Themen und Rahmenbedingungen, setzten aber unterschiedliche Schwerpunkte. Die Rückmeldungen der Angehörigen verdeutlichten den schwierigen Zugang zum Hilfesystem. Zur Beurteilung der Wirksamkeit von GlücksKIT sind die Ergebnisse der Evaluation abzuwarten.

S-07-004

Chemsex

M. Gertzen¹¹Bezirkskrankenhaus Augsburg

Hintergrund: Bei Chemsex handelt es sich um einen Neologismus aus den Worten „chemicals“ und „sex“. Der Begriff beschreibt den gezielten Konsum von psychoaktiven Substanzen – speziell γ -Hydroxybuttersäure/ γ -Butyrolacton, Methamphetamin, Mephedron und teils Weiteren – zur Beeinflussung von Sexualität, meist durch Männer, die Sex mit Männern haben. Das Risiko für sexuell übertragbare Infektionen sowie psychische Erkrankungen ist deutlich erhöht.

Methode: Zur Vorstellung eines Überblicks über die Thematik erfolgte eine Literaturrecherche über PubMed/Medline sowie ein Abgleich mit Cochrane und Embase für die Begriffe „chemsex“, „sexualized drug use“ oder „slamming“, wobei 22 Arbeiten als relevant identifiziert wurden.

Ergebnisse: Der Fokus der veröffentlichten Literatur zur Thematik liegt aktuell vor allem auf der Beschreibung somatischer Komorbiditäten. Es besteht ein deutlich erhöhtes Risiko für sexuell übertragbare Erkrankungen, wobei auch psychische Erkrankungen wie Depressionen, substanzinduzierte Psychosen und Suchterkrankungen bedeutende Folgen von Chemsex zu sein scheinen. In Deutschland etablieren sich zum aktuellen Zeitpunkt Therapieeinrichtungen mit einem Schwerpunkt für die Thematik. Ein individualisierter und spezialisierter Therapieansatz im Sinne eines Therapiemanuals ist zum aktuellen Zeitpunkt jedoch noch nicht etabliert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Subgruppe der Chemsex-User ist aufgrund der komplexen Situation zwischen Somatik und Suchtmedizin besonders gefährdet. Eine weitere Vernetzung von spezialisierten Behandlern auf Bundesebene zur Förderung und Optimierung von sich aktuell etablierenden Therapiestrategien erscheint essenziell und wird perspektivisch zu einer Verbesserung der Versorgungssituation von Betroffenen führen.

S-08

Präventive Ansätze zur Vermeidung riskanten Alkoholkonsums im Kindes- und Jugendalter

Chair(s): S. Diestelkamp¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Problematischer Alkoholkonsum im Jugendalter ist mit einem erhöhten Risiko für Unfälle, Gewalthandlungen, Intoxikation und psychosozialen Entwicklungsbeeinträchtigungen verbunden. Prävention kann bei verschiedenen Akteuren und in verschiedenen Settings ansetzen. In dem Symposium „Präventive Ansätze zur Vermeidung riskanten Alkoholkonsums im Kindes- und Jugendalter“ werden neue Erkenntnisse zur Prävention im familiären und schulischen Kontext vorgestellt. In einem einleitenden Vortrag spricht Lutz Wartberg über die Ergebnisse einer Befragung mit N=480 Jugendlichen zur Bedeutung familialer Aspekte für problematischen Alkoholkonsum im Vergleich zu Verhaltenssüchten. Jens Kalke präsentiert die Ergebnisse eines Forschungsprojekts zur Weiterentwicklung von Handlungsempfehlungen für Eltern im Umgang mit dem Alkoholkonsum ihrer Kinder. In dem Projekt wurden acht Fokus-Gruppengesprächen und Telefoninterviews mit 20 Expert_innen durchgeführt sowie eine quantitative Befragung mit N=1.639 Eltern ausgewertet. Teil dieses Forschungsprojektes war darüber hinaus eine qualitative Interviewstudie mit Eltern und Jugendlichen zur Vermeidung akuter Alkoholintoxikationen bei Kindern und Jugendlichen, deren Ergebnisse von Silke Diestelkamp vorgestellt werden. Matthias Morgenstern präsentiert im Anschluss Ergebnisse einer längsschnittlichen Untersuchung zur Rolle des frühen Probierens beim Erlernen des Konsums von Alkohol. Abschließend stellt Diana Hammes die digitale Weiterentwicklung sowie die Prozess- und Ergebnisevaluation des schulischen Präventionsprojektes „Klar bleiben“ vor.

S-08-001

Die Bedeutung familialer Aspekte für problematischen Alkoholkonsum im Jugendalter: Ein Vergleich mit Verhaltenssüchten

L. Wartberg¹¹MSH Medical School Hamburg

Hintergrund: Nach aktuellen epidemiologischen Erkenntnissen berichtet ein substanzieller Anteil von Jugendlichen in Deutschland einen problematischen Alkoholkonsum. Für die Entwicklung im Kindes- und Jugendalter spielt die Familie als grundlegende Sozialisationsinstanz eine entscheidende Rolle. Zu der Frage, welche familialen Aspekte für problematischen Alkoholgebrauch bereits im Jugendalter relevant sind, besteht noch Forschungsbedarf.

Methode: In der vorliegenden Studie erfolgte ein Vergleich der Zusammenhänge zentraler familialer Aspekte mit problematischem Alkoholkonsum und mit Verhaltenssüchten. Dazu wurden 480 Jugendliche mit standardisierten Instrumenten zu familialen Aspekten, problematischem Gebrauch einerseits von Alkohol und andererseits von Anwendungen im Internet befragt. Für die unterschiedlichen problematischen Verhaltensweisen wurden jeweils multivariable Regressionsmodelle berechnet.

Ergebnisse: Der Vergleich zeigte einige Übereinstimmungen aber auch deutliche Unterschiede zwischen den untersuchten Zusammenhängen für substanzgebundene und substanzungebundene problematische Verhaltensweisen. Die Befunde ergänzen den Forschungsstand um einige interessante und neuartige Aspekte.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die empirischen Ergebnisse sprechen für Unterschiede in der Ätiologie von substanzgebundenen und substanzungebundenen problematischen Verhaltensweisen im Jugendalter. Die Befunde werden diskutiert und eingeordnet.

S-08-002

Handlungsempfehlungen für Eltern im Umgang mit dem Alkoholkonsum ihrer KinderJ. Kalke¹¹Zentrum für interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: In einem von der BZgA/GKV geförderten Forschungsprojekt wurden Regeln, die Bestandteil einer Elternmaßnahme sind, ergänzt und aktualisiert. In der seit 2012 bestehenden Maßnahme sind relevante Konsumsettings wie das Vorglühen zu Hause (in diesem Zusammenhang auch Trinkspiele) und Trinken im öffentlichen Raum nicht berücksichtigt, weil ihnen damals keine hohe Relevanz beigemessen wurde bzw. diese noch nicht erkannt worden war.

Methode: Es wurde ein mehrmodulares Forschungsdesign gewählt, das eine Kombination aus qualitativen und quantitativen Methoden darstellt. Im Einzelnen handelt es sich um die folgenden Module: Fokus-Gruppengespräche (Eltern, Jugendliche); Befragung von Expert_innen; Quantitative Elternbefragung; Datenauswertung der Trinkumstände bei akuter Alkoholintoxikation (HaLT); Überarbeitung der Elternmaßnahme, Praxis-Workshop I; Pretest der Maßnahme, Praxis-Workshop II.

Ergebnisse: Das wichtigste Ergebnis des Forschungsprojektes sind die aktualisierten und ergänzten zwölf elterlichen Regeln als zentraler Bestandteil der Elternmaßnahme. Neue bzw. ergänzte Regel sind beispielsweise: 1. Falls Sie das „Vorglühen“ zu Hause ab 16 Jahren zulassen sollten, dann nur unter der Bedingung, dass wenig sowie nur Bier, Wein oder Sekt getrunken werden und keine Trinkspiele stattfinden. 2. Geben Sie Ihrem Kind Verhaltenstipps zur Risikovermeidung bei Alkoholkonsum auf öffentlichen Plätzen, Partys, in Diskotheken, Clubs und Bars.

Diskussion und Schlussfolgerung: Basierend auf den insgesamt gemachten Erfahrungen mit der Elternmaßnahme und Erkenntnissen aus dem vorliegenden Forschungsprojekt wurden die folgenden Empfehlungen für den zukünftigen Einsatz der Elternmaßnahme ausgesprochen: Die Elternmaßnahme sollte möglichst regelmäßig in den Klassenstufen 8. bis 11. aller Schulformen in allen deutschen Bundesländern eingesetzt werden. Sie sollte zu Beginn eines regulären Elternabends im Rahmen von 30 Minuten stattfinden. Die langfristigen Effekte der Elternmaßnahme sollten im Rahmen eines Kontrollgruppendesigns untersucht werden.

S-08-003

**Vermeidung akuter Alkoholintoxikationen bei Kindern und Jugendlichen:
Eine qualitative Interviewstudie mit Eltern und Jugendlichen**S. Diestelkamp¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Jährlich werden über 20.000 Kinder und Jugendliche aufgrund einer akuten Alkoholintoxikation in einer Klinik aufgenommen. Zur Weiterentwicklung eines Elternabends zur Prävention riskanten Alkoholkonsums wurden Tiefeninterviews mit Jugendlichen, die aufgrund einer Alkoholintoxikation in einer Klinik behandelt wurden, und deren Eltern durchgeführt.

Methode: Neun Elternteile und acht Jugendliche, die an dem Projekt HaLT in Hamburg teilgenommen hatten, wurden telefonisch interviewt. In dem Interview wurden Trinkumständen am Abend der Intoxikation erfragt, Regeln im Umgang mit Alkoholkonsum vor und nach der Intoxikation sowie Umgang mit Nichteinhaltung von Regeln. Die Antworten der Interviewten wurden schriftlich festgehalten und für die Auswertung zu Kategorien zusammengefasst.

Ergebnisse: Ein Drittel der Eltern vereinbarten nach der Alkoholintoxikation keine neuen Regeln zum Umgang mit Alkohol mit ihren Kindern. Die neuen Regeln der anderen Eltern betrafen meist ein stärkeres Monitoring, mehr Gespräche über den Umgang mit Alkohol mit den Kindern sowie spezifischere Regeln z.B. zum Umgang mit Trinkspielen. Die interviewten Eltern bewerteten darüber hinaus die eigene Vorbildfunktion im Umgang mit Alkohol als wichtig und geeignet zur Vermeidung riskanten Konsums bei Kindern.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die interviewten Eltern plädierten für einen möglichst frühen Einsatz präventiver Maßnahmen und gaben großes Interesse an Hilfestellungen sowie einen hohen Bedarf an Austausch mit anderen Eltern zu diesem Thema an. Besonderes Interesse bestand an Austausch zu den Themen „Verbote“ und „Umgang mit Nichteinhalten von Regeln“.

S-08-004

Welche Rolle spielt das frühe Probieren beim Erlernen des Konsums von Alkohol?

M. Morgenstern¹, R. Hanewinkel¹

¹IFT-Nord gGmbH

Hintergrund: Auch wenn das legale Bezugsalter für alkoholische Getränke in Deutschland bei 16 bzw. 18 Jahren liegt, hat die Mehrzahl der Jugendlichen schon vor diesem Alter Alkohol probiert. Der erste Kontakt ist dabei in der Regel das sprichwörtliche „Nippen am Glas“.

Methode: Dieser Probierkonsum muss nicht zwingend positiv erlebt werden, dennoch mehren sich die Befunde, dass frühes Probieren auch früheren Konsum und in der Folge auch frühere Probleme mit Alkohol (z.B. Rauschtrinken) nach sich ziehen.

Ergebnisse: Ob es sich dabei um einen ursächlichen Zusammenhang handelt, ist nach wie vor umstritten. Einer der möglichen vermittelnden Mechanismen könnte die Entwicklung positiverer Wirkungserwartungen im Vergleich zur „abstinenten“ Gruppe sein. Im Vortrag soll ein kurzer Überblick über die bisherige Befundlage gegeben und Ergebnisse einer eigenen längsschnittlichen Untersuchung präsentiert werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Darüber hinaus werden elterliche Einstellungen gegenüber häuslichen Regeln zum Alkoholkonsum betrachtet.

S-08-005

„Klar bleiben – feiern ohne Alkoholrausch“ – Weiterentwicklung des evaluierten Wettbewerbs für Schulklassen zur Prävention von riskantem Alkoholkonsum

D. Hammes¹, R. Hanewinkel², B. Isensee²

¹Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, ²IFT-Nord gGmbH

Hintergrund: „Klar bleiben“ wurde 2015 im Rahmen der BZgA-Jugendkampagne „Alkohol? Kenn dein Limit.“ zur Prävention des Rauschtrinkens mit dem Ziel entwickelt, den Verzicht auf riskanten Alkoholkonsum als soziale Norm zu etablieren und ein Angebot für Jugendliche in der späten Adoleszenz zu schaffen. Hauptzielgruppe sind Schüler_innen der zehnten Klassenstufe. Zentrale Komponente des Wettbewerbs ist eine Selbstverpflichtung der Klasse zum Verzicht auf Rauschtrinken.

Methode: Standardisierte Online-Befragung am Ende der Interventionsphase des Wettbewerbs im Schuljahr 2018/2019. Es liegen Angaben von 92 Lehrkräften des Landes Nordrhein-Westfalen zur Bewertung und Umsetzung des Präventionsprogramms vor (Prozessevaluation). Im Kontext der Corona-Pandemie und der damit einhergehenden Einschränkungen wurden zur Unterstützung der Lehrenden und Schüler_innen im digitalen Unterricht neue Angebote entwickelt und auf www.klar-bleiben.de integriert.

Ergebnisse: Die Bewertung des Alkoholpräventionsprogramms durch 92 beteiligte Lehrkräfte kann als positiv angesehen werden. 83% der Befragten empfehlen die Teilnahme am Wettbewerb weiter, 77% attestieren einen geringen Aufwand in der Durchführung, eine gute Integrierbarkeit in den Schulalltag (80%) und halten „Klar bleiben“ für eine geeignete alkoholpräventive Maßnahme für 10. Klassen (81%), die auch zur Reduktion des Rauschtrinkens geeignet ist (54%). 83% bestätigten, dass die Teilnahme die Schüler_innen zum Nachdenken angeregt hat. Der Klassenwettbewerb wurde um digitale Elemente ergänzt: „Klar bleiben: interaktiv“.

Diskussion und Schlussfolgerung: Vorgestellt werden Konzeption und Weiterentwicklung sowie Prozessevaluation des Alkoholpräventionsprogramms „Klar bleiben“. Neben der Wissensvermittlung liegt der Fokus auf der Einbindung der Schüler_innen durch das Eingehen auf ihre Anmerkungen und Erfahrungen. Die neu hinzugefügten didaktischen Elemente lassen sich individuell in die Unterrichtsgestaltung einbeziehen. Die Akzeptanz und die eingeschätzte Praktikabilität des Ansatzes und der eingesetzten Elemente durch die befragten Lehrkräfte waren hoch. Ziel der BZgA ist es, „Klar bleiben“ als festen Bestandteil schulischer Suchtpräventionsangebote zu etablieren und weiterzuentwickeln sowie die Reichweite kontinuierlich auszubauen.

S-09

Auswirkungen der Covid-19 Pandemie auf abhängiges Verhalten und Substanzkonsum

Chair(s): T. Hillemacher¹, F. Kiefer²¹Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg, ²Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Der seit dem Frühjahr 2020 mehrfach wegen der SARS CoV-2-Pandemie verhängte Lockdown folgt dem primären Ziel, soziale Kontakte zu reduzieren. Der Konsum von Suchtmitteln ist in Zeiten persönlicher, aber auch gesellschaftlicher Krisen ein bei vielen Menschen gelernter Bewältigungsmechanismus, zur Reduktion von Ängsten und Sorgen, zum Entspannen und Beruhigen. Gleichzeitig entfällt oft die soziale Kontrolle am Arbeitsplatz oder im privaten Umfeld als oft korrigierender Faktor süchtigen Verhaltens. Das Symposium gibt einen Einblick in die Auswirkungen des Lockdowns auf Alkohol- und Tabakgebrauch sowie auf Medienkonsum und Kaufverhalten auf Basis Deutscher Studiendaten im internationalen Kontext.

S-09-001

Welche Auswirkungen hat die Covid-19 Pandemie auf den Alkohol- und Tabakkonsum?

A. Koopmann¹¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Die Ausgangseinschränkungen während der Covid-19 Pandemie hatten massive Auswirkungen auf den Alltag der Allgemeinbevölkerung mit dem Wegfall vieler Verpflichtungen und Strukturen und zunehmenden Sorgen vieler Menschen bezüglich ihrer finanziellen und beruflichen Zukunft. Der Konsum von Alkohol und Tabak kann in dieser Situation eine mögliche dysfunktionale Bewältigungsstrategie darstellen und gleichzeitig selbst zu vermehrten medizinischen und psychosozialen Folgen der Covid-19 Pandemie führen.

Methode: An der Online-Befragung zu Veränderungen des Alkohol- und Tabakkonsums während des Lockdowns im Frühjahr 2020 konnten Frauen und Männer zwischen 18 und 80 Jahren aus der Allgemeinbevölkerung teilnehmen. Die Umfrage war online verfügbar zwischen dem 8. April und dem 11. Mai 2020. Die Befragung wurde über verschiedene Medienkanäle (Internet, Printmedien, Radiointerviews) beworben.

Ergebnisse: Von den 3.245 Teilnehmer_innen der Befragung tranken 35,5% während des Lockdowns mehr Alkohol als vor dem Lockdown und 45,8% erhöhten ihren Tabakkonsum in diesem Zeitraum. Risikofaktoren für einen erhöhten Alkoholkonsum waren: Mittleres Lebensalter, hohes subjektives Stresserleben im Rahmen der Pandemie, geringeres Verständnis für die Restriktionen während des Lockdowns sowie ein höherer Alkoholkonsum vor dem Lockdown. Risikofaktor für einen vermehrten Tabakkonsum war ein erhöhtes Stresserleben im Rahmen der Pandemie,

Diskussion und Schlussfolgerung: Diese Ergebnisse legen ähnlich wie die Befunde aus anderen Ländern, die in diesem Vortrag auch gezeigt werden, nahe, dass es in den nächsten Monaten wichtig sein wird, die Bevölkerung zu möglichen Risiken einer dauerhaften Veränderung ihres Alkohol- und Tabakkonsum infolge des Lockdowns aufzuklären und die Mitarbeiter_innen im Gesundheitssystem für diesen Themenkomplex zu sensibilisieren.

S-09-002

Veränderungen des Glücksspielens während des LockdownsE. Georgiadou¹¹Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg

Hintergrund: Ziel der vorliegenden Befragung war es, mögliche Veränderungen des Glücksspielverhaltens während des Lockdowns im Frühjahr 2020 in Deutschland zu untersuchen.

Methode: Eine Online-Befragung wurde zwischen dem 8. April und 11. Mai 2020 durchgeführt. Insgesamt nahmen 3.245 (63,9 % Frauen) an der Befragung teil. Von den Teilnehmern gaben 66,9 % an, weder vor noch während des Lockdowns Glücksspiele gespielt zu haben.

Ergebnisse: Bei 12,7 % der Teilnehmer hat sich das Spielverhalten mit Beginn des Lockdowns nicht verändert, 2,4 % gaben an mehr gespielt zu haben, 3,6 % weniger, 12,9 % haben mit dem Spielen aufgehört und 1,4 % haben mit dem Spielen begonnen. Der höchste Anstieg der Glücksspielaktivitäten war bei Online-Spielautomaten und online und offline Roulette-/Kartenspielen zu verzeichnen. Höherer subjektiver Stress aufgrund der Einschränkungen war mit einer Zunahme oder dem Beginn des Glücksspiels verbunden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Während viele Personen das Glücksspiel reduzierten oder sogar aufhörten, waren die Einschränkungen für eine Minderheit mit einer Zunahme der Glücksspielaktivitäten verbunden. Darüber hinaus deuten die Ergebnisse auf eine Verschiebung vom Offline- zum Online-Glücksspiel hin.

S-09-003

Veränderung des Medienkonsums während der Covid-19 PandemieT. Leménager¹¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Das Internet zeigte sich als eine der hilfreichsten Quellen für den Informationsaustausch während des Pandemie bedingten Lockdowns. Durch diese Kommunikationsmöglichkeit konnten einige der durch die soziale Isolation hervorgerufenen psychischen Probleme aufgefangen - wenn auch nicht vollständig verhindert werden. Die permanente online Verfügbarkeit birgt jedoch auch besonders in dieser Zeit, die Gefahr eines zunehmenden Verlusts der Nutzungskontrolle.

Methode: Die folgende Online-Studie untersuchte die durch den Lockdown aufgetretenen Veränderungen und geschlechts- bzw. altersspezifischen Unterschiede im Online-Medienkonsums an 3.245 Teilnehmern im Alter ab 18 Jahren. Die Daten wurden zwischen dem 8. April und 11. Mai 2020 erhoben.

Ergebnisse: Wie erwartet berichtete ein hoher Prozentanteil von einer Erhöhung seines Online-Medienkonsums. Während besonders jüngere männliche Teilnehmer im Vergleich zu den weiblichen von einem gesteigerten Online-Konsum an Spielen und Pornographie berichteten, zeigte sich der Konsum bei Frauen auf sozialen Netzwerken, Informationsplattformen und Streamingportalen erhöhter im Vergleich zu den Männern.

Diskussion und Schlussfolgerung: Wie erwartet deuten die Daten auf einen erhöhten Online-Medienkonsum während des Lockdowns hin. Etwaige längerfristige Folgen sind noch ungeklärt und sollen in dem folgenden Beitrag diskutiert werden.

S-09-004

Auswirkungen der Covid-19 Pandemie auf das KaufverhaltenA. Müller¹, E. Georgiadou²¹Medizinische Hochschule Hannover, ²Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg

Hintergrund: Der Beitrag befasst sich mit Auswirkungen der Covid-19-Pandemie und der damit einhergehenden Eindämmungsmaßnahmen auf das Kaufverhalten.

Methode: Neben internationalen Studien zum Thema werden die Ergebnisse eines deutschen Online-Surveys zum Kaufverhalten im Zuge der ersten Covid-19-Welle im Frühjahr 2020 vorgestellt.

Ergebnisse: In der Literatur finden sich vor allem Studienergebnisse zu krisenbedingten Panikkäufen seit Beginn der Covid-19-Pandemie. Pandemiebedingtes suchtartiges Kaufverhalten und pathologisches Horten wurden bislang kaum untersucht. An der deutschen Online-Befragung zum Konsumverhalten nahmen 3.122 Erwachsene teil. Während 35% der Teilnehmer_innen keine Veränderung im Kaufverhalten angaben, berichteten 47% über eine Reduktion und 18% über eine Zunahme ihres Warenkonsums. Die letztgenannte Gruppe beschrieb zudem einen Anstieg des Online-Shoppings sowie mehr pandemiebedingte Gesundheits Sorgen und Stresserleben in Folge der Eindämmungsmaßnahmen als die beiden anderen Gruppen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Bei einem Teil der Konsument_innen hat sich das Kaufverhalten im Zuge der Covid-19-Pandemie sowohl fremdbestimmt als auch selbstbestimmt verändert. Bislang mangelt es an Untersuchungen, die Überlappungen und Unterschiede zwischen krisenbedingten Panikkäufen, suchtartigem Kaufverhalten und pathologischem Horten adressieren.

S-10

Kontrollierte Cannabisabgabe als wissenschaftliches Modellvorhaben – Stand und Perspektiven

Chair(s): J. Kalke¹, U. Verthein¹

¹Zentrum für interdisziplinäre Suchtforschung

Im Zuge der jüngsten Veränderungen in anderen Ländern (Kanada, Mexiko) gibt es auch in der Bundesrepublik Deutschland eine anhaltende Diskussion über eine reformierte Cannabispolitik. Die Durchführung eines wissenschaftlichen Modellversuchs zur kontrollierten Abgabe von Cannabis (nach § 3 Abs.2 BtMG) – wie ihn einige Kommunen fordern – ist dabei eine Option. Ob die Umsetzung eines solchen Modellprojekts möglich ist, ist nicht allein Gegenstand juristischer Diskussionen, sondern fordert auch zu konkreten Überlegungen zu seinen Zielsetzungen und Methoden heraus. In diesem Symposium soll – neben zwei Übersichtsvorträgen – ein möglicher Modellversuch (Zielsetzung, Abgaberegulungen, Forschungsplan) vorgestellt werden. Dabei wird auf ein geplantes Projektvorhaben für das Bundesland Berlin rekurriert.

S-10-001

Zum Stand der Regulierungsdiskussion in Deutschland

I. Michels¹, H. Stöver²

¹Frankfurt University of Applied Science

Hintergrund: Es gibt eine zunehmende Debatte um einen nichtstrafrechtlichen Umgang mit Cannabis und anderen psychoaktiven Substanzen. Immer mehr Fachleute befürworten eine veränderte Strategie, da Verbote und die strafrechtliche Verfolgung von Drogenkonsumenten ihr Ziel nicht erreichen. Notwendig sei die staatlich regulierte Abgabe von Betäubungsmitteln zum Eigengebrauch an Erwachsene. Die Bestrafung von Drogenkonsumenten, die allenfalls sich selbst schädigten, sei mit dem Freiheitspostulat der Verfassung nicht vereinbar.

Methode: Die Modelle der staatlich regulierten Abgabe von Betäubungsmitteln soll vorgestellt werden, ebenso die verschiedenen Legalisierungsprojekte, etwa in Uruguay, den USA, Canada und der Schweiz und neuerdings auch Luxemburg.

Ergebnisse: Man kann davon ausgehen, dass bei einem liberalen Umgang mit Betäubungsmitteln der Konsum, insbesondere bei Jugendlichen, nicht zwangsläufig ansteigt, wenn derartige Modelle sowohl mit zielgruppenspezifischen Angeboten der Prävention und Selbstkontrolle, sowie mit regulierenden strukturellen Maßnahmen (Verkaufsbeschränkungen, Werbeverbote, gesellschaftliche offene Diskurse mit Hilfe von „traditionellen“ wie neuen (sozialen) Medien verknüpft sind und wenn in der Ausbildung der Medizin und der Sozialen Arbeit ein neues Verständnis vom Umgang mit psychoaktiven Substanzen verankert wird.

Diskussion und Schlussfolgerung: Weniger Repression, mehr Hilfsangebote sowie die staatlich regulierte Abgabe von Betäubungsmitteln zum Eigengebrauch an Erwachsene ist notwendig. Kriminalisierung ist eine ungeeignete, nicht erforderliche und nicht angemessene Maßnahme im Umgang mit Drogenkonsum. Immer mehr Fachleute und Suchthilfeverbände befürworten überdies die Ermöglichung des „Drug-Checkings“, um gesundheitliche Gefährdungen zu reduzieren. Zudem müssten weitere Drogenkonsumräume eingerichtet werden und Naloxonprogramme installiert werden, um Drogentodesfälle deutlich zu senken. Notwendig ist eine umfassende Debatte über die Ziele der Suchtpolitik.

S-10-002

Internationale Erkenntnisse über die Effekte von RegulationsmodellenM. Rosenkranz¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Uruguay war das erste Land weltweit, das im Jahr 2013 den Anbau und Verkauf von Cannabis für den Freizeitkonsum unter staatlicher Kontrolle legalisierte. Im Jahr 2018 folgte Kanada, 2021 wurde dann auch in Mexiko Cannabis als Genussmittel legalisiert. Außerdem wurde zwischen 2012 und 2021 in 17 US-amerikanischen Bundesstaaten Cannabis als Freizeitdroge legalisiert, wenngleich Cannabis nach US-Bundesrecht weiterhin illegal ist.

Methode: Im Rahmen einer Literaturrecherche wurden wissenschaftliche Publikationen zu bisherigen internationalen Erfahrungen in Folge einer regulierten Cannabisabgabe gesammelt und zentrale Ergebnisse extrahiert.

Ergebnisse: Die Legalisierung in den genannten Ländern wurde von Forschungsprojekten begleitet, in denen Veränderungen der Konsumprävalenzen sowie weitere potentielle Auswirkungen untersucht wurden (z.B. Veränderung der Anzahl an Autofahrten unter Cannabiseinfluss). Insgesamt ist die Studienlage uneinheitlich. So wurde festgestellt, dass die Konsumfrequenz von Erwachsenen nach der Legalisierung leicht anstieg, die von Jugendlichen jedoch nicht. Einige Studien kamen zu dem Ergebnis, dass der Konsum von Jugendlichen anstieg, in anderen wurde das Gegenteil festgestellt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Bislang ist die wissenschaftliche Evidenz der Folgen einer Cannabislegalisierung insgesamt noch gering, da diese nur wenige Jahre zurückliegt. Zu diskutieren ist, ob etwaige Veränderungen allgemeinen Trends folgen oder als Folge der veränderten Rechtslage zu verstehen sind.

S-10-003

Berliner Modellvorhaben (I): Zielsetzung & AbgaberegulungenJ. Kalke¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Das Bundesland Berlin hat beim Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte einen Antrag für einen Modellversuch zur kontrollierten Abgabe von Cannabis (§ 3 BtMG) eingereicht. Es soll geprüft werden, ob die Ziele des BtMG mit einer kontrollierten Abgabe eher erreicht werden können als mit einem Verbot. Das BfArM hat den Antrag abgelehnt; dagegen hat Berlin eine Klage vor dem Verwaltungsgericht angestrengt.

Methode: Die Ausarbeitung des Antrags orientierte sich an den Rahmenbedingungen des BtMG und basierte auf verschiedenen empirischen Grundlagen: einer rechtlichen Expertise; Gesprächen mit relevanten Akteuren; Literatur-Analysen (u. a. internationalen Erfahrungen) sowie einer Befragung von Berliner Cannabiskonsumierenden.

Ergebnisse: Entsprechend der Zielsetzung des Modellvorhabens sind die Abgaberegulungen gestaltet: Apotheken sind als Abgabestellen vorgesehen. Es sollen ausschließlich Cannabisblüten angeboten werden. Das Sortiment ist mit fünf verschiedenen Produkten geplant, mit jeweils unterschiedlichen THC- und CBD-Gehalten (bis zu 12% THC). Vorgeschlagen wurde ferner, die Abgabemenge pro Transaktion auf maximal 5 Gramm und 15 Gramm als Höchstmenge pro Woche zu begrenzen. Die Kontrolle soll über das Dokumentationssystem der Apotheken und den Teilnahmeausweis erfolgen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Durchführung eines wissenschaftlichen Modellversuchs zur kontrollierten Abgabe von Cannabis könnte wertvolle empirische Erkenntnisse hinsichtlich eines effektiven Konsumentenschutzes erbringen. Das konzipierte Projekt stellt auch eine Vorlage für einen wissenschaftlichen Cannabis-Modellversuch auf anderer Ebene dar.

S-10-004

Berliner Modellvorhaben (II): ForschungsplanU. Vertheim¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Das Bundesland Berlin hat Ende 2019 beim Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) einen Antrag für einen wissenschaftlichen Modellversuch zur kontrollierten Abgabe von Cannabis (nach § 3, Abs. 2, BtMG) eingereicht. Antrag und nachfolgender Widerspruch wurden im September 2020 vom BfArM abgelehnt. Dagegen hat Berlin eine Klage vor dem Verwaltungsgericht angestrengt.

Methode: Es wird geprüft, ob das BtMG-Ziel des gesundheitlichen Schutzzwecks mit dem Verkauf von qualitätsgeprüften Cannabisprodukten eher erreicht wird. Hauptzielkriterium ist die Verringerung des illegalen Cannabiskonsums um mindestens 50% und eine mindestens 10% geringere konsumierte THC-Gesamtmenge im Vergleich zur Kontrollgruppe.

Ergebnisse: Das Modellprojekt erstreckt sich über 3 Jahre, die individuelle Teilnahmedauer beträgt 12 Monate (zusätzlich eines Follow-Ups in der Interventionsgruppe nach 6 Monaten). Die Kontrollgruppe wird parallel in Hamburg rekrutiert. Abgabestellen sind Apotheken. Es werden Cannabisblüten (5 Produkte, bis zu 12% THC, höchstens 15 Gramm pro Woche) angeboten. Die Fallzahlberechnung ergibt 349 Teilnehmende pro Gruppe (Gesamtstichprobe: N=698), bei Drop-Out-Raten von 10% in der Interventions- und 30% in der Kontrollgruppe.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Durchführung des wissenschaftlichen Modellversuchs zur kontrollierten Abgabe von Cannabis dürfte wertvolle empirische Erkenntnisse hinsichtlich eines effektiven Konsumentenschutzes erbringen. Ferner können neue Kenntnisse zum Konsum- und Risikoverhalten der Zielgruppe sowie zur Akzeptanz eines solchen Vergabemodells gewonnen werden. Die konzipierte Studie stellt auch eine Vorlage für ein wissenschaftliches Modellprojekt (unter den Rahmenbedingungen des BtMG) auf anderer Ebene dar.

S-11

Ausprägung und Behandlung von Komorbiditäten bei Jugendlichen mit Konsumstörungen

Chair(s): S. Kuitunen-Paul¹, Y. Golub¹

¹Technische Universität Dresden

Das auf das Jugendalter fokussierte Symposium soll einen praxisorientierten Einblick geben, welche psychiatrischen Pathologien und komorbiden Störungen auftreten und wie Komorbiditäten in die Behandlung der Konsumstörung integriert werden können. Die Beiträge decken verschiedene Settings (Suchtberatungsstelle, psychiatrische Spezialambulanz, stationäre Vollversorgung) ebenso ab wie stoffgebundene Konsumstörungen (SUD) und stoffungebundene Konsumstörungen. Schwerpunkte der Beiträge sind motivationale Strategien, Methamphetamin- und MDMA-Konsum, sowie integrative psychiatrische Ansätze aus der stationären Praxis. Allen Beiträgen ist gemein, dass sie auf behandlungsrelevante Aspekte hinweisen, die spezifisch Jugendliche betreffen. Beitrag 1 (Fürstenberg) befasst sich mit Komorbiditäten bei suchterkrankten jungen Erwachsenen am Beispiel der Motivationsgruppe „Onlineabhängigkeit“. Die vorgestellte Gruppe im Rahmen der Suchtberatung wird von Menschen mit pathologischem Medienkonsum besucht. Ein Teil der Klienten zeigt zusätzlich problematischen Konsum stoffgebundener Suchtmittel, entweder als missbräuchlichen Beigebrauch oder als eigenständige Diagnose. Der Vortrag zeigt anhand eines Fallbeispiels die Dynamik der Komorbiditäten und Interventionsmöglichkeiten durch die Motivationsgruppe und individuelle Beratungsgespräche. Beitrag 2 (Wiedmann et al.) berichtet über das Auftreten subklinischer psychotischer Symptome bei jugendlichen Patient_innen mit chronischem Cannabis- und MDMA-Konsum. Bisher ist ungeklärt, wie stark der Einfluss von Cannabis bei jugendlichen SUD-Patient_innen auf subklinische psychotische Symptome ist, wenn zusätzlich MDMA-Konsum berücksichtigt wird. Bei n=54 ambulanten Patient_innen waren selbstberichtete subklinische psychotische Symptome nicht mit reinem Cannabiskonsum, aber mit zusätzlichem MDMA-Konsum assoziiert. Demzufolge werden substanzspezifische Auswirkungen auf eine SUD-Behandlung vermutet. Beitrag 3 (Basedow et al.) beschreibt Zusammenhänge zwischen Symptomen einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) und dem Konsum bestimmter Substanzen bei jugendlichen SUD-Patient_innen. Diese erfüllen häufig die Kriterien für eine PTBS. Die Auswertung von Selbstberichten ambulanter Patient_innen zeigt, dass Jugendliche mit SUD und PTBS häufig MDMA konsumieren, insbesondere wenn PTBS-Vermeidungssymptome angegeben werden. Naheliegende funktionale Zusammenhänge und die Bedeutung für eine ambulante Behandlung werden diskutiert. Beitrag 4 (Kuitunen-Paul et al.) fasst eine Literaturübersicht zu Komorbiditäten bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit chronischem Methamphetaminkonsum zusammen. Trotz eingeschränkter Anzahl verfügbarer Studien lassen sich Aussagen zur Häufigkeit, Funktionalität und Relevanz komorbider psychiatrischer Störungen ableiten. Beitrag 5 (Hellenschmidt et al.) zeigt, wie eine Behandlung von Komorbiditäten bei Jugendlichen mit SUD im stationären Setting verwirklicht werden kann. Dabei werden die besonderen strukturellen Voraussetzungen, die sich für eine „Suchtherapie“ bei minderjährigen als wirksam erwiesen haben, anhand der Versorgungsstruktur des „Zentrums für Abhängigkeitserkrankungen des Kindes und Jugendalters Berlin“ verdeutlicht.

S-11-001

Komorbiditäten bei suchterkrankten jungen Erwachsenen am Beispiel der Motivationsgruppe „Onlineabhängigkeit“

P. Fürstenberg¹¹Suchtberatungsstelle Gesop gGmbH

Hintergrund: In der Motivationsgruppe „Onlineabhängigkeit“ der Suchtberatungsstelle der GESOP gGmbH werden junge Erwachsene mit einem pathologischen Medienkonsum behandelt. Ein nicht unerheblicher Anteil der Teilnehmer zeigt zusätzlich problematischen Konsum stoffgebundener Suchtmittel, insbesondere von Cannabis, entweder als missbräuchlichen Beigebrauch oder als eigenständige Diagnose. Der Vortrag zeigt die Dynamik der Komorbiditäten und die Interventionsmöglichkeiten durch die Motivationsgruppe und individuellen Beratungsgespräche im ambulanten Bereich auf.

Methode: Anhand der Vorstellung von Fallbeispielen, dem Zitieren von Aussagen der Betroffenen und einer Darstellung der Arbeitsweise der Motivationsgruppe „Onlineabhängigkeit“ soll das Thema aufgezeigt, diskutiert und Erkenntnisse über die Dynamik der beiden sich gegenseitig beeinflussenden Suchtproblematiken vertieft werden.

Ergebnisse: Ein exzessiver Medienkonsum entwickelt sich häufig im Jugendalter. Dies ist entwicklungsbedingt auch die Zeit der sogenannten Drogenmündigkeit und des Probierkonsums von unterschiedlichen stoffgebundenen Substanzen. Wenn zu der Verhaltenssucht noch ein problematischer oder abhängiger Konsum von Cannabis dazu kommt, verfestigt diese Dynamik die vorliegende Störung und wirkt sich erschwerend auf den Erfolg der Behandlung aus.

Diskussion und Schlussfolgerung: Hinter dem Konsum von stoffungebundenen und stoffgebundenen Süchten steht bei den Betroffenen oft ein dysfunktionaler Lösungsversuch für ihre Lebensschwierigkeiten. Die Folgen sind umso schwerwiegender, je früher der Konsum problematisch wird und je weniger Ressourcen zur Problemlösung entwickelt werden konnten. Bei einer Komorbidität beider Suchtformen sind die Ressourcen für eine zufriedene Abstinenz mit großer Wahrscheinlichkeit als geringer anzusehen. Somit bedarf der Betroffene einer intensiveren Unterstützung beim Aufbau neuer gesunder Verhaltensweisen.

S-11-002

Subklinische psychotische Symptome bei jugendlichen Patient_innen mit chronischem Cannabis- und MDMA-Konsum

M. Wiedmann¹, S. Kuitunen-Paul², L. Basedow², V. Roessner², Y. Golub²¹Universitätsklinikum Dresden, ²Technische Universität Dresden

Hintergrund: Jugendliche mit Substanzkonsumstörungen (SUDs) zeigen häufig einen regelmäßigen Konsum sowohl von Cannabis als auch von 3,4-Methylenedioxymethamphetamine (MDMA). In diesem Zusammenhang werden subklinische psychotische Symptome (SPS) häufig dem bestehenden Cannabiskonsum zugeschrieben und die Einflüsse anderer Substanzen vernachlässigt. Die vorliegende Studie zielt darauf ab, die Rolle von Cannabis und MDMA im Zusammenhang mit SPS zu vergleichen.

Methode: Mittels Selbstbericht wurden SPS und das Ausmaß von letztjährigem Cannabis- und MDMA-Konsum bei n=54 ambulant behandelten jugendlichen SUD Patient_innen untersucht. N=19 (35%) berichteten einen regelmäßigen Konsum von MDMA zusätzlich zu Cannabis. Es wurden Zusammenhänge zwischen SPS und Cannabis bzw. zusätzlichem MDMA Konsum in schrittweisen hierarchischen Regressionen berechnet. Hierbei bildeten Traumaerfahrung, Geburtskomplikationen sowie Geschlecht die Kontrollvariablen.

Ergebnisse: SPS wurden nicht mit selbstberichtetem Cannabis- ($B=0.32$, $p=.100$), jedoch mit MDMA-Konsum ($B=5.54$, $p=.001$) und Traumaerfahrung ($B=0.64$, $p=.001$) in Zusammenhang gebracht. Weder das Geschlecht ($B=-0.47$, $p=.537$) noch Geburtskomplikationen ($B=-0.73$, $p=.100$) waren mit SPS assoziiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die vorliegenden Ergebnisse legen nahe, dass MDMA-Konsum zusätzlich zu Cannabis-Konsum mit SPS assoziiert ist. Entgegen unseren Erwartungen zeigte sich kein Zusammenhang zwischen Cannabis-Konsum und SPS. Wir vermuten, dass Cannabis das Risiko für Psychosen erst nach längerem regelmäßigem Gebrauch und in Kombination mit anderen Risikofaktoren, wie z.B. Traumaerfahrung, erhöht. Behandler_innen sollten bei jugendlichen SUD Patient_innen mit regelmäßigem MDMA Konsum gezielt nach SPS Ausschau halten und möglicherweise Behandlungspläne der SUDs anpassen. Es bedarf zusätzliche Längsschnittstudien, um die vorliegenden Befunde zu validieren.

S-11-003

Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) und der Konsum bestimmter Substanzen bei jugendlichen SUD-Patient_innen

L. Basedow¹, S. Kuitunen-Paul¹, M. Wiedmann², V. Roessner¹, Y. Golub¹¹Technische Universität Dresden, ²Universitätsklinikum Dresden

Hintergrund: Jugendliche mit einer Substanzkonsumstörung (SUD) erfüllen häufig die Kriterien für PTBS. Es ist nicht erforscht, wie ihr Substanzkonsum in Beziehung zu ihrer PTBS Symptomatik steht. In diesem Projekt haben wir den Substanzkonsum und seinen Zusammenhang mit PTBS in Jugendlichen exploriert.

Methode: N=121 jugendliche Patient_innen einer Ambulanz für Suchterkrankungen im Jugendalter mit einer SUD wurden in drei Gruppen aufgeteilt: Keine traumatischen Erfahrungen (TEs), TEs aber keine PTBS, komorbide PTBS. Alle Gruppen füllten einen traumaspezifischen Fragebogen aus und wurden nach ihrem Substanzkonsum im letzten Monat befragt.

Ergebnisse: Teilnehmer_innen mit SUD und PTBS berichten einen vorzeitigen Substanzkonsumbeginn und häufigeren aktuellen MDMA Konsum verglichen mit Jugendlichen Patient_innen in den anderen beiden Gruppen (alle $p < .05$). MDMA Konsum war häufiger bei Patient_innen mit Vermeidungssymptomen verglichen mit denen ohne Symptome ($p=.014$). MDMA-Konsum folgte in der Regel zeitlich auf PTBS-Symptome ($p=.008$).

Diskussion und Schlussfolgerung: Jugendliche Patient_innen mit komorbider SUD und PTBS zeigten häufigeren MDMA Konsum als Patient_innen mit SUD aber ohne PTBS. Bei Patient_innen mit Vermeidungssymptomen trat der MDMA Konsum außerdem häufiger auf. Die Effekte von MDMA und Erkenntnisse aus der MDMA gestützten Traumatherapie lassen vermuten, dass diese Jugendlichen MDMA zur Selbstmedikation der PTBS-Vermeidungssymptome konsumieren könnten. Ungeklärt ist diesbezüglich, ob dieser Zusammenhang wirklich auf einem Versuch der Selbstmedikation basiert oder das Resultat von regelmäßigem MDMA Konsum darstellt.

S-11-004

Literaturübersicht zu Komorbiditäten bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit chronischem Methamphetaminkonsum

S. Kuitunen-Paul¹, V. Roessner¹, L. Basedow¹, Y. Golub¹¹Technische Universität Dresden

Hintergrund: Chronischer Methamphetaminkonsum kann schon in der Jugend auftreten und führt dann mitunter zur Abhängigkeit bzw. Störungen durch Methamphetaminkonsum (MUD). Bisher sind keine Übersichtsarbeiten verfügbar, die Studien zum vorherigen, begleitenden und substanzinduzierten Auftreten anderer psychischer Störungen (Komorbiditäten) bei psychiatrischen Patient_innen mit MUD zusammenfassen.

Methode: Systematische Literatursuche (PubMed, Stand 07/2019) und narrative Zusammenfassung identifizierter Studien, die Komorbiditäten bei jugendlichen Patient_innen mit MUD bzw. chronischem Konsum berichten, ggf. retrospektiv.

Ergebnisse: 105 Studien konnten eingeschlossen werden, wobei nur ein kleiner Teil auf Jugendliche fokussiert. 10 Studien enthielten Prävalenzangaben, die je nach komorbider Störung unterschiedlich hoch ausfallen. Am häufigsten tritt Tabakabhängigkeit auf (>90% Letztjahresprävalenz), gefolgt von PTBS, Angststörungen, Störungen des Sozialverhaltens ausschl. ADHS und Alkoholabhängigkeit (20-30%). 27 Studien wurden als Schlüsselreferenzen identifiziert für Störungsbeginn (Komorbidität vs. MUD) und Behandlungsrelevanz der Komorbidität. Es zeigten sich wiederholte verschiedene Entstehungsverläufe (z.B. Selbstmedikation, substanzinduzierte Komorbidität) sowie schlechtere Behandlungsergebnisse bei bestehenden Komorbiditäten.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die eingeschränkte Datenbasis (wenige Prävalenzstudien mit heterogenen Stichproben) steht in starkem Kontrast zur großen Verbreitung komorbider psychischer Störungen bei MUD und deren Bedeutung für eine Behandlung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

S-11-005

Behandlung von Komorbiditäten bei Jugendlichen mit SUD im stationären Setting

T. Hellenschmidt¹¹Vivantes Klinikum Berlin-Neukölln

S-12

Qualitative Methoden in der Suchtforschung

Chair(s): A. Binder¹¹Universitätsklinikum Tübingen

Qualitative Forschungsmethoden haben in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen. Häufig werden Interviews oder Fokusgruppen genutzt, allerdings bieten qualitative Forschungsansätze ein weitaus größeres methodisches Spektrum. In diesem Symposium sollen anhand empirischer Daten aus verschiedenen Projekten die Vielfalt der Möglichkeiten qualitativer Forschungsansätze aufgezeigt und forschungsethische Aspekte diskutiert werden. Dabei werden unterschiedliche Datenquellen verglichen sowie mit Hilfe von Mixed-Methods-Ansätzen aufgezeigt, wie die Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden gelingen kann und inwieweit qualitative Ansätze Aspekte abbilden, die quantitative Methoden nicht abdecken. Zudem werden forschungsethische Aspekte und methodische Herausforderungen im Feld der Suchtforschung beleuchtet.

Vorträge: *Annette Binder:* Alkoholkonsum in der Schwangerschaft ist ein gesellschaftliches Tabu. Stigmatisierung und Scham erschweren den Zugang zu dieser Zielgruppe. Qualitative Forschungsansätze zum Konsum von Schwangeren nutzen oft Interviews. Andere, bereits bestehende Daten, wie Diskussionen aus Onlineforen, werden bisher wenig beachtet. Diese Arbeit vergleicht die beiden Datenquellen, um Vorteile, aber auch einen möglichen Bias durch die jeweils verwendete Datenquelle zu erkennen. *Annika Brandtner:* Eine mögliche Beeinträchtigung der Entscheidungsfindung im Videospieldkontext wird bisher über standardisierte, neuropsychologische Aufgaben operationalisiert. Dabei bleibt die Frage offen, wie alltägliche Entscheidungssituationen bei Gamer_innen überhaupt aussehen. Dieser Frage wird in diesem Projekt mittels eines qualitativen Ansatzes nachgegangen. In Kombination mit einem anschließenden quantitativen Teil werden kognitive Mechanismen untersucht, die an einer potentiell maladaptiven Entscheidungsfindung im Gamingkontext beteiligt sein könnten. *Anja Bischof:* Die Studie ART-COPE untersuchte Barrieren der Inanspruchnahme suchtspezifischer Hilfen vor dem lebensgeschichtlichen Kontext von Menschen mit Alkoholabhängigkeit mittels teilstrukturierter narrativer Interviews. Die relevanten und in Hinblick auf Geschlecht unterschiedlichen Barrieren werden benannt und mit denjenigen verglichen, die in einem gleichzeitig erhobenen, international eingesetzten Fragebogen erhoben wurden. Das verbreitete quantitative Erhebungsverfahren deckt lebensweltlich bedeutsame Barrieren unzureichend ab und reproduziert einen forschungsimmanenten kognitivistischen Reduktionismus. *Christine Preiser:* Sucht betrifft wie viele andere Themen innerhalb der Medizin tabuisierte, stigmatisierte und/oder belastende Themenbereiche. Dies stellt auch Forscher_innen vor spezifische forschungsethische und methodische Herausforderungen von der Konzeption des Forschungsdesigns bis hin zur Veröffentlichung. Der Beitrag setzt sich mit diesen Herausforderungen im Bereich der qualitativen Methoden auseinander und vermittelt Ideen, wie eine möglichst diskriminierungsarme Forschung gelingen kann.

S-12-001

Chancen und Risiken bei verschiedenen Methoden der Datengewinnung am Beispiel „Alkoholkonsum in der Schwangerschaft“

A. Binder¹, K. Petersen¹, C. Huber¹, S. Hanke¹, M. Banabak¹, C. Preiser¹, A. Batra¹¹Universitätsklinikum Tübingen

Hintergrund: Alkoholkonsum in der Schwangerschaft ist ein tabuisiertes Thema. Stigmatisierung und Scham erschweren den Zugang zu dieser Zielgruppe. Qualitative Forschungsansätze zum Konsum von Schwangeren nutzten bisher oft Interviews. Bereits bestehende Daten wie Diskussionen aus Onlineforen werden bisher wenig beachtet. Diese Arbeit vergleicht die beiden Datenquellen, um Vorteile, aber auch einen möglichen Bias durch die jeweils verwendete Datenquelle zu erkennen.

Methode: Die Datenerhebung erfolgte über zwei Quellen: 9 Diskussions-Threads aus Online-Foren zum Thema „Alkoholkonsum in der Schwangerschaft“ und 7 leitfadengestützte Telefoninterviews zum Thema „Persönliche Meinung und Erfahrung mit Alkohol während der Schwangerschaft“. Es folgte ein diskursiver Vergleich der Ergebnisse der Grounded-Theory-Analyse beider Datenquellen mit Fokus auf Vergleichbarkeit der Ergebnisse, potenzielle Verzerrungen und Risiken für Teilnehmende und Forschende.

Ergebnisse: In beiden Datenquellen ließen sich die gleichen Kernmotive für Konsum erkennen. Als entscheidender Einflussfaktor ließ sich das verinnerlichte Mutterbild identifizieren. Es gab vorrangig sprachliche Unterschiede in der Art der kritischen Kommentare. Andersdenkende wurden in den Foren manchmal offen angefeindet, während in den Interviews häufiger Toleranz geäußert wurde. Negative Erfahrungen mit medizinischem Personal wurden in den Interviews dargestellt, dann aber oft wieder relativiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: In den Interviews zeigte sich eine angepasste Kommunikation, welche sich auf soziale Erwünschtheit und einen Selektionsbias zurückführen ließ. In den Forendiskussionen drückten sich die Teilnehmerinnen oft sehr direkt aus. Dies ließ sich am ehesten auf die Anonymität im Internet zurückführen, ermöglichte aber mehr Offenheit in der Darstellung negativer Erfahrungen. Um ein Forschungsthema umfassend zu erfassen, ist es wichtig, verschiedene Datenquellen und deren mögliche Vor- und Nachteile abzuwägen. Es sollte erwogen werden, mehrere Datenquellen zu kombinieren, um eine Triangulation zu ermöglichen.

S-12-002

Gamingspezifische Entscheidungssituationen im Alltag – Ergebnisse eines qualitativen und quantitativen Ansatzes

A. Brandtner¹, E. Wegmann¹, M. Brand¹

¹Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Beeinträchtigungen der Entscheidungsfindung im Videospielkontext werden bisher über standardisierte Aufgaben operationalisiert. Dabei bleibt die Frage offen, wie alltägliche Entscheidungssituationen bei Gamer_innen überhaupt aussehen, was in in diesem Projekt mittels eines qualitativen Ansatzes adressiert wird. In Kombination mit einem anschließenden quantitativen Teil wird untersucht, inwieweit ein anfänglicher Wunsch und dessen Elaboration (Desire Thinking) an der Entscheidungsfindung im Videospielkontext beteiligt sein könnten.

Methode: In einer Vorstudie wurde ein alltagsnaher Forced-Choice-Situationskatalog entwickelt, der eine Entscheidung für oder gegen das Spielen erfordert. Um eine postulierte Sequenz kognitiver und affektiver Ereignisse zu untersuchen, wurde ein serielles Mediationsmodell mit Spielwunsch als Prädiktor, Spielentscheidung als abhängiger Variable und den Facetten von Desire Thinking, imaginärer Präfiguration und verbaler Perseveration, als Mediatoren in einer Stichprobe von 118 Freizeitgamer_innen getestet.

Ergebnisse: Die Vorstudie ergab einen Forced-Choice-Situationskatalog mit 18 Konfliktsituationen, die im täglichen Leben von Gamer_innen vorkommen und mit Gaming in Konflikt stehende Aktivitäten wie Arbeit/Ausbildung und Treffen mit Freund_innen/Familie/Bekannten enthalten. Im sequentiellen Mediationsmodell vermittelten die imaginale Präfiguration und verbale Perseveration vollständig den Zusammenhang zwischen einem initialen Wunsch und der Entscheidung zu spielen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der qualitative Teil der Studie ergibt einen Situationskatalog im Fragebogenformat, der künftig für die Messung gamingspezifischer Entscheidungen zum Einsatz kommen kann. Das Mediationsmodell unterstreicht die serielle Anordnung der Facetten des Desire Thinkings und dessen Rolle bei der Motivation von Spielentscheidungen nach dem Erleben eines initialen Wunsches zu spielen. Die Ergebnisse können darauf hinweisen, dass Desire Thinking eine erhebliche Rolle bei potentiell problematischen Spieltendenzen spielt.

S-12-003

Barrieren der Inanspruchnahme formeller Hilfen aus Sicht von Individuen mit alkoholbezogenen StörungenA. Bischof¹, H. Hoffmann², M. Brandes¹, H. Rumpf¹, G. Bischof¹¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, ²Universitätsklinikum Schleswig-Holstein

Hintergrund: Trotz eines gutausgebauten und wirksamen Behandlungssystems nehmen Individuen mit alkoholbezogenen Störungen im Vergleich zu Menschen mit anderen psychischen Erkrankungen deutlich seltener formelle Hilfeangebote in Anspruch. Die meisten Studien zu Barrieren der Inanspruchnahme basieren auf standardisierten Umfragen, die nur unzureichend zugrunde liegende Ursachen erfassen können. Gründe für Nichtinanspruchnahme von Hilfen in qualitativen Studien sind bislang unzureichend bekannt.

Methode: Im Projekt ART-COPE wurden Barrieren der Inanspruchnahme vor dem lebensgeschichtlichen Kontext von 27 mehrheitlich unbehandelten Personen mit Alkoholabhängigkeit aus unterschiedlichen gesundheitsbezogenen Settings mittels teilstrukturierter narrativer Interviews erhoben. Die Interviews wurden transkribiert und mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring ausgewertet.

Ergebnisse: Barrieren der Inanspruchnahme waren Angst vor Stigmatisierung, Scham, Misstrauen, milieu-bedingte Faktoren, institutionelle und persönliche Rahmenbedingungen, Verfügbarkeit von Hilfen und negative Erfahrungen anderer sowie krankheitsimmanente Barrieren wie Antriebslosigkeit und Selbstaufgabe. Es zeigten sich deutliche Geschlechterunterschiede in den Gründen für Nichtinanspruchnahme. Wurde der Konsum als nicht normabweichend wahrgenommen, fand keine Auseinandersetzung mit Inanspruchnahme statt. Ein zusätzlich eingesetzter international genutzter Fragebogen zu Barrieren zeigte, dass die individuell bedeutsamen Barrieren nur unzureichend abgedeckt waren.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die zentralen Ergebnisse weisen darauf hin, dass bedeutsame Faktoren der Krankheitsverarbeitung nicht im Sinne kognitiv repräsentierter Schemata vorliegen und dementsprechend in bisherigen quantitativen fragebogengestützten Studien nicht adäquat abgebildet werden konnten. Weiterhin zeigt die Studie, dass eine ausschließlich problemzentrierte, auf das Individuum konzentrierte Strategie zur Erhöhung der Inanspruchnahme suchtspezifischer Hilfen, wie sie meist in bisherigen Interventionsansätzen angestrebt wurde, der Lebensrealität der Betroffenen häufig nur unzureichend entspricht. Eine behutsame Kontextualisierung von alkoholbezogenen Problemen in verschiedenen Gesundheitssettings sowie verhältnispräventive Maßnahmen erscheinen notwendig.

S-12-004

Forschen zu tabuisierten und stigmatisierten Themen – Vorschläge für sensibilisiertes ForschenC. Preiser¹¹Universitätsklinikum Tübingen

Hintergrund: Sucht betrifft wie viele andere Themen innerhalb der Medizin und Versorgungsforschung tabuisierte, stigmatisierende und/oder belastende Themenbereiche. Dies stellt auch Forschende vor spezifische forschungsethische und methodische Herausforderungen von der Konzeption des Forschungsdesigns bis hin zur Veröffentlichung von Forschungsergebnissen.

Methode: Diese Herausforderungen stellen sich im Bereich der qualitativen Methoden auf spezifische Weise. Es können sowohl für die Forschenden als auch die Forschungsteilnehmenden Belastungen entstehen. Dies mag besonders augenscheinlich im Kontext der interagierenden Datengenerierung der Fall sein, wirkt aber ebenso während der Suche nach Forschungsteilnehmenden oder der Analyse von Daten.

Ergebnisse: Der Beitrag setzt sich mit diesen Herausforderungen im Bereich der qualitativen Methoden in der Suchtforschung und Versorgungsforschung auseinander. Konzepte der Positionalität der Forschenden und Reflexivität sind zentrale Momente, um damit umzugehen. Beide sind eng über die Frage miteinander verbunden, wie die verschiedenen Identitäten und Perspektiven der Forschenden (bspw. als Forschende, Mediziner:in oder Therapeut:in, Person mit oder ohne eigenes Suchterleben usw.) den Forschungsprozess, die Begegnung mit Forschungsteilnehmenden und die Rahmung der Ergebnisse mitprägen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Beitrag vermittelt Ideen, wie eine möglichst stigmatisierungs- und belastungsarme Forschung gelingen kann, bspw. durch die Wahl des Wordings und der Rahmung des Forschungsprojekts, die Wahl der Methoden oder den reflektieren Einbezug der Positionalität der Forschenden.

S-13

Abhängigkeitserkrankungen in Zusammenhang mit traumatischen Kindheitserfahrungen: (Neuro-) biologische Grundlagen, Mediatoren und Komorbiditäten

Chair(s): S. Gerhardt¹, M. Luderer²¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ²Universitätsklinikum der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Traumatische Kindheitserfahrungen erhöhen das Risiko für eine spätere Abhängigkeitserkrankung. Emotionaler und körperlicher Missbrauch, emotionale und körperliche Vernachlässigung, sowie sexueller Missbrauch beeinflussen neben dem Beginn auch die Schwere der Abhängigkeitserkrankung. In den vier Vorträgen dieses Symposiums stehen vermittelnde und durch traumatische Erfahrungen beeinträchtigte Prozesse sowie die Rolle von Begleiterkrankungen im Fokus. Sarah Gerhardt präsentiert zunächst aktuelle Zahlen zum Auftreten traumatischer Kindheitserfahrungen bei (teil-)stationär behandelten Patienten mit verschiedenen Abhängigkeitserkrankungen und setzt dies in Bezug zu Geschlecht, soziodemographischen und klinischen Faktoren und dem Behandlungsverlauf. Markus Mühlhan geht im zweiten Vortrag auf Veränderungen in der Stressregulation bei Patienten mit Alkoholkonsumstörung mit oder ohne traumatische Kindheitserfahrungen ein. Ebenso diskutiert er das subjektive Stresserleben und neurale Grundlagen der Stressregulation. Katharina Eidenmüller stellt im dritten Vortrag den Zusammenhang zwischen traumatischen Kindheitserfahrungen und Veränderungen in sozialen Kognitionen (Theory of Mind) bei opioidabhängigen Patienten dar. Im vierten Vortrag zeigt Mathias Luderer den Zusammenhang zwischen Abhängigkeitserkrankungen und der Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) vor dem Hintergrund traumatischer Erfahrungen.

S-13-001

Traumatische Kindheitserfahrungen bei (teil-)stationären Patient_innen mit Abhängigkeitserkrankungen

S. Gerhardt¹, F. Kiefer¹, S. Vollstädt-Klein¹¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Traumatische Kindheitserfahrungen umfassen das Erleben von emotionalem, körperlichem und sexuellem Missbrauch sowie emotionaler und körperlicher Vernachlässigung. Im Vergleich zu Prävalenzen in der deutschen Allgemeinbevölkerung zeigen sich erhöhte Zahlen bei Menschen mit einer Abhängigkeitserkrankung. Neben Geschlechtereffekten wurden Unterschiede in der Ausprägung traumatischer Kindheitserfahrungen zwischen Substanzklassen sowie der Einfluss der Art des Traumas auf den Behandlungsverlauf untersucht.

Methode: Zwischen 2016 und 2020 beantworteten 546 Patient_innen im Rahmen einer (teil-)stationären Behandlung ihrer Abhängigkeitserkrankung Fragebögen bezüglich klinischer und soziodemografischer Variablen. Traumatische Kindheitserfahrungen wurden retrospektiv mittels des Childhood Trauma Questionnaire (CTQ) erhoben. Die Ausprägung traumatischer Kindheitserfahrungen je nach Substanzklasse wurde berechnet. Mittels Regressionsmodellen wurde statistisch der Einfluss von traumatischen Kindheitserfahrungen und klinischen Variablen auf Aspekte des Behandlungsverlaufs erfasst.

Ergebnisse: Frauen zeigten signifikant höhere Ausprägungen in allen fünf Unterformen von traumatischen Kindheitserfahrungen ($p < .05$). Patient_innen mit Cannabisgebrauchsstörung berichteten von signifikant stärkerer emotionaler Vernachlässigung ($F(3, 522)=3.13, p=.025$) und stärkerem emotionalem Missbrauch ($F(3,525)=13.26, p < .001$), insbesondere im Vergleich zu Patient_innen mit einer Alkoholgebrauchsstörung (post-hoc, $p < 0.05$). Es zeigte sich ein negativer Einfluss von emotionalem Missbrauch auf die Abnahme von Substanzverlangen im Verlauf der Behandlung, welcher unabhängig von beispielsweise Stress- oder depressivem Erleben war.

Diskussion und Schlussfolgerung: Traumatische Kindheitserfahrungen stellen ein Risikofaktor sowohl für das Entstehen als auch die Aufrechterhaltung von Abhängigkeitserkrankungen dar. Vermittelnde Mechanismen wie Beeinträchtigungen in der Stress- und Emotionsregulation sind ebenso wie biologische oder neuronale Veränderungen Gegenstand aktueller und zukünftiger Studien. Auch sollte deren Einfluss auf das Ansprechen einer Suchtbehandlung fokussiert werden. Neben der Erfassung traumatischer Kindheitserfahrungen im Kontext der Behandlung von Abhängigkeitserkrankungen scheinen integrative, psychosoziale Interventionen angemessen, welche sowohl trauma- als auch suchtbezogene Symptome ansprechen.

S-13-002

Stressregulation und Alkoholkonsumstörung: Die Rolle von Misshandlung und Vernachlässigung in der Kindheit

M. Mühlan¹, I. Schäfer², M. Stuppe³, C. Spindler¹¹MSH Medical School Hamburg, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ³Helios Kliniken Schwerin

Hintergrund: Patienten mit Alkoholkonsumstörung (AUD) und Erfahrungen von Missbrauch und Vernachlässigung zeigen einen schwereren Verlauf der Störung. Die psycho-neurobiologische Stressregulation scheint in dieser Beziehung eine wichtige Rolle zu spielen. Ziel unserer Forschung ist daher die Identifizierung potenzieller Unterschiede in der Stressregulation nach belastenden Situationen in Patienten mit Alkoholkonsumstörung und Misshandlungs- und Vernachlässigungserfahrungen auf subjektiver, molekularer, hirnebene.

Methode: In einer ersten Studie wurden 29 Patienten mit AUD und Missbrauchserfahrungen und 33 Patienten ohne Missbrauchserfahrungen, die sich im stationären Entzug befanden, mit einer psychosozialen Stressbedingung konfrontiert. Die Reaktivität der stressrelevanten Hormone Cortisol (Blut & Speichel) und ACTH (Blut), die Speichelamylaseaktivität und subjektive Ratings von Angst, Distress und Nervosität dienten zur Erfassung der Stressreaktionen.

Ergebnisse: Die hormonelle Reaktivität auf den Stressor und die Speichelamylaseaktivität unterschieden sich nicht zwischen Patienten mit Alkoholkonsumstörung und Missbrauchserfahrungen und Patienten ohne Missbrauchserfahrungen. Deutliche Unterschiede zeigten sich jedoch in den subjektiven Reaktionen. Patienten mit Missbrauchserfahrungen empfanden die psychosoziale Belastungssituation als belastender und waren zu Beginn der Stressinduktion ängstlicher und nervöser als Patienten ohne Missbrauchserfahrungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die fehlende Differenzierung der biologischen Stressreaktivität zwischen Patienten mit und ohne Missbrauchserfahrungen, könnte durch den langjährigen starken Alkoholkonsum überdeckt sein, da dieser direkt auf Systeme der biologischen Stressreaktivität einwirkt und zu neuroadaptiven Veränderungen (z.B. Rezeptorrückregulation) führt. Die Befunde der subjektiven Reaktivität könnten auf eine missbrauchsbezogene Überfunktion hirnfunktioneller Systeme der Bedrohungsdetektion und Salienzzuweisung hindeuten und bilden die Grundlage für eine aktuell laufende Studie zur stressassoziierten Veränderung der Hirnkonnektivität bei AUD und Missbrauchserfahrungen, auf die im Rahmen des Vortrags eingegangen wird.

S-13-003

Theory-of-Mind-Beeinträchtigungen bei opioidabhängigen Patient_innen – die Rolle traumatischer Kindheitsereignisse

K. Eidenmüller¹¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Theory of Mind (ToM) ist ein Aspekt der sozialen Kognitionen, der bei verschiedenen Substanzgebrauchsstörungen eingeschränkt sein kann. Ziel der Studie war es, ToM Defizite bei Patienten in Opioidsubstitutionsbehandlung zu replizieren und den Einfluss konsumassoziierteter Variablen, exekutiver Funktionen (EF) und traumatischen Kindheitsereignissen auf ToM bei opioidabhängigen Patienten zu explorieren.

Methode: 66 Patienten unter Opioidsubstitution wurden mit dem Movie for Assessment of Social Cognition (MASC) untersucht und mit gesunden Kontrollprobanden verglichen. Die opioidabhängigen Patienten wurden zusätzlich mit einer EF Testbatterie sowie dem Childhood Trauma Questionnaire (CTQ) getestet.

Ergebnisse: Die Testleistung im MASC war in der Gruppe der Substitutionspatient_innen signifikant schlechter als bei den Kontrollprobanden, auch bei Kontrolle für Substanzkonsum und psychiatrische Komorbiditäten. Es zeigten sich keine signifikanten Korrelationen zwischen ToM und konsumassoziierten Variablen. Aspekte der ToM Leistung korrelierten positiv mit verschiedenen EF Domänen bei opioidabhängigen Patienten. ToM korrelierte signifikant mit den CTQ Skalen für körperlichen Missbrauch und körperliche Vernachlässigung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Diskussion und Schlussfolgerungen: Der Befund von ToM Defiziten bei Patienten unter Opioidsubstitution konnte repliziert werden. Die Ergebnisse der explorativen Studie deuten auf einen Einfluss von EF und aversiven Kindheitserfahrungen hin. Das Fehlen von Zusammenhängen zwischen ToM und konsumassoziierten Variablen sowie die gefundenen Assoziationen zu traumatischen Kindheitsereignissen könnten auf ToM als einen dem Substanzkonsum zeitlich vorausgehenden Risikofaktor hindeuten.

S-13-004

ADHS, Traumatisierung und Abhängigkeit

M. Luderer¹¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Traumatische Erfahrungen sind bei Personen mit Abhängigkeitserkrankung häufig, das Risiko wird aber auch durch weitere psychische Erkrankungen erhöht. Bislang wurde die Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) als Risikofaktor für traumatische Lebenserfahrungen und die Entwicklung einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) bei Personen mit Abhängigkeitserkrankung nur unzureichend untersucht.

Methode: Im Vortrag werden zwei Studien vorgestellt: 1) N=341 Patienten mit Alkoholabhängigkeit in der stationären Entwöhnung mit bzw. ohne ADHS wurden nach traumatischen Erfahrungen und Symptomen einer PTBS befragt. 2) N=35 Patienten mit Abhängigkeitserkrankung und ADHS in akutpsychiatrischer stationärer Behandlung wurden in einer noch nicht abgeschlossenen Studie nach traumatischen Erfahrungen und Symptomen einer PTBS befragt.

Ergebnisse: 1) Patienten mit Alkoholabhängigkeit berichteten häufig über traumatische Erfahrungen (65%), häufiger waren allerdings diejenigen mit ADHS betroffen (88%). Die PTBS tritt ebenfalls deutlich häufiger bei Personen mit Alkoholabhängigkeit und ADHS auf (30% vs. 4%). 2) 100% der Patienten mit ADHS und Abhängigkeit berichteten über mindestens eine traumatische Lebenserfahrung, 89% über interpersonelle Traumata. Die Häufigkeit der PTBS lag bei 49%. Betroffene mit PTBS wiesen eine schlechtere Lebensqualität, häufiger Probleme mit der Emotionsregulation sowie häufiger selbstverletzendes Verhalten auf.

Diskussion und Schlussfolgerung: ADHS ist bei Personen mit Abhängigkeitserkrankung mit einer erhöhten Prävalenz von traumatischen Erfahrungen, PTBS und einer schlechten Lebensqualität assoziiert. Weitere Studien sind notwendig, um zu untersuchen, ob beispielsweise eine medikamentöse Behandlung der ADHS auch dabei hilft, die Belastung durch traumatische Erfahrungen zu verringern.

S-14

Das Bayerische Suchtforschungsnetzwerk stellt sich vor: Schwerpunkt Alkohol

Chair(s): U. Zimmermann¹, C. Müller²¹Kbo-Isar-Amper-Klinikum, ²Universitätsklinikum Erlangen

Die Erforschung von alkoholbezogenen Risiken und Folgen sowie deren Behandlung erfordert ein komplexes Zusammenspiel von Experten unterschiedlicher fachlicher Disziplinen. Das Bayerische Netzwerk Suchtforschung hat sich formiert, um auf regionaler Ebene den wissenschaftlichen Austausch zu intensivieren. In diesem Symposium werden wissenschaftliche Aktivitäten bayerischer Suchtforscher im Bereich Alkoholabhängigkeit vorgestellt. Neben der Untersuchung von „Alkohol Instrumentalisierung bei nichtsüchtigen Konsumenten und Patienten mit Alkoholabhängigkeit“ (Christian Müller, Erlangen), werden „dysfunktionale Lernprozesse“ (Ulrich Zimmermann, München) analysiert. Den Zusammenhang von „Circadianen Rhythmen und Craving bei Alkoholabhängigkeit“ erörtert Anisja Hühne (München). Abschließend werden epidemiologische Daten zu „Motiven für den Verzicht von Alkohol“ vorgestellt (Ludwig Kraus, München).

S-14-001

Alkoholinstrumentalisierung bei nichtsüchtigen Konsument_innen und Patient_innen mit Alkoholabhängigkeit

C. Müller¹, C. Mühle¹, J. Kornhuber², B. Lenz¹¹Universitätsklinikum Erlangen, ²Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Hintergrund: Alkohol-Konsum kann instrumentalisiert werden, um Ziele zu erreichen, die ohne die Droge nicht oder nur mit deutlich mehr Aufwand erreichbar wären. Während die neurobiologischen Mechanismen der Alkohol-Instrumentalisierung zunehmend verstanden werden, gibt es nur wenige Informationen zu Instrumentalisierungszielen bei kontrollierten Konsumenten und darüber, wie sich diese Ziele während der Entwicklung einer Alkoholkonsumstörung (AUD) verändern.

Methode: Wir haben die Instrumentalisierungsziele von 103 männlichen und 78 weiblichen stationären Patienten mit AUD (vor/nach Beginn der AUD) erhoben und mit den Zielen von 124 männlichen und 96 weiblichen nichtsüchtigen Kontrollen verglichen. Zudem wurde untersucht, ob die Instrumentalisierungsziele eine Vorhersage der Re-Hospitalisierung nach 24 Monaten erlauben.

Ergebnisse: Die am häufigsten (>25%) selbst berichteten Ziele der Alkohol-Instrumentalisierung waren bei den AUD-Patienten: „Stressbewältigung“ und „Reduktion von Angstzuständen und/oder depressiver Verstimmungen“. Bei den Kontrollpersonen war das Hauptziel die „Erleichterung der sozialen Interaktion“. Im Vergleich zur Kontrollgruppe berichteten AUD-Patienten signifikant seltener über das Ziel „Erleichterung der sozialen Interaktion“ und „Partnersuche“ und häufiger „Reduktion von Angst und/oder depressiver Verstimmung“, „Stressbewältigung“, aber auch „Verbesserung der sexuellen Aktivität“, „Konzentrationssteigerung“ und „Euphorie“. Während des Übergangs zur Sucht veränderten sich die Instrumentalisierungsziele signifikant und geschlechtsabhängig.

Diskussion und Schlussfolgerung: Wir identifizierten deutliche Unterschiede in den Alkohol-Instrumentalisierungszielen zwischen kontrollierten Konsumenten und Patienten mit AUD. Diese stützen die Annahme, dass der Beginn einer AUD mit einer Verschiebung der Instrumentalisierungsziele von einer prosozialen Instrumentalisierung hin zum Selbstmanagement aversiver psychischer Zustände einhergeht.

S-14-002

Dysfunktionale Lernvorgänge als Rückfallprädiktor bei Patient_innen mit Alkoholabhängigkeit

U. Zimmermann¹, C. Sommer²¹Kbo-Isar-Amper-Klinikum, ²Universitätsklinikum Dresden

Hintergrund: Alkoholabhängige Patienten lernen erstaunlich wenig aus negativen Erfahrungen, die sie im Zusammenhang mit dem Trinken machen. Als Ursache wird eine Beeinträchtigung impliziter Lernvorgänge angenommen.

Methode: 116 alkoholabhängige Patienten und 91 gesunde gematchte Kontrollen wurden mit dem Pavlovian-to-instrumental Task (PIT) untersucht. Dabei wird getestet, wie das Auswahlverhalten bei einer neu erlernten instrumentellen Aufgabe durch Hintergrundreize beeinflusst wird. Als Hintergrund wurden abstrakte Bilder verwendet, deren Assoziation mit Verlust, Gewinn oder keiner Transaktion von Geldbeträgen zuvor erlernt wurde. Alternativ wurden Bilder von alkoholischen vs. nicht alkoholischen Getränken gezeigt.

Ergebnisse: Das instrumentelle Verhalten wurde bei Patienten signifikant stärker durch die konditionierten Hintergrundreize beeinflusst als bei Kontrollen. Dies betraf vor allem Entscheidungen, bei denen eine von Geldverlust bedrohte Auswahl besser unterlassen würde, das dazugehörige Hintergrundbild jedoch mit Geldgewinn assoziiert war. Das Ausmaß dieses „PIT-Effektes“ korrelierte statistisch signifikant mit der Häufigkeit von Rückfällen. Alkoholbilder als Hintergrundreiz zeigten dieselbe Wirkung wie mit Geldverlusten konditionierte Bilder.

Diskussion und Schlussfolgerung: Neu erlerntes Entscheidungsverhalten wird durch kontextuale Hintergrundreize beeinflusst, die für die eigentliche Entscheidungsfindung irrelevant sind. Diese Einflüsse sind bei alkoholabhängigen Patienten in der Frühphase nach Entgiftung stärker ausgeprägt als bei Gesunden und sagen Rückfälle voraus. In der Praxis könnte sogenannte „scheinbar harmlose Entscheidungen“ begünstigen, die einem Rückfall vorausgehen und dessen Eintrittswahrscheinlichkeit erhöhen. Dass Alkoholbilder aversiv verhaltenssteuernd wirkten, passt zu den typischen Berichten stabil abstinenter Patienten, dass sie Geruch und Anblick alkoholischer Getränke abstoßend empfänden.

S-14-003

DAILY – A Personalized Circadian Zeitgeber Therapy as an Adjunctive Treatment for Alcohol Use Disorder Patients: From Bedside to Bench and Back

A. Hühne¹, L. Echtler¹, C. Kling¹, M. Stephan¹, E. Hoch¹, D. Landgraf¹¹LMU Klinikum

Hintergrund: Evidence of a bidirectional relationship between circadian rhythms and AUD has emerged. On the one hand, AUD patients often suffer from endogenous and external circadian dysregulation, factors which, on the other hand, are known to increase the risk of developing AUD.

Methode: To investigate the relationship between genetic and environmental circadian disturbances and alcohol drinking, we explored alcohol drinking behavior of mice that 1) lack endogenous circadian rhythms, 2) were subjected to shift work conditions, or 3) both. To translate our basic research results to clinical implications, we developed a circadian Zeitgeber therapy (DAILY) for AUD patients to strengthen their circadian system.

Ergebnisse: We found in mice that both genetic and environmental circadian perturbations significantly alter alcohol drinking behavior, and that this effect is even more pronounced when the two disturbances are combined. This suggests that a gene x environment interaction of circadian disruptions increases the risk for alcohol drinking behavior. Furthermore, our data from AUD patients show that the more regular they wake up, get out of bed, and have breakfast, the lower is their craving for alcohol on those days.

Diskussion und Schlussfolgerung: In summary, our data show that instable circadian rhythms have strong impact on alcohol drinking. The DAILY intervention is a new concomitant treatment approach for patients suffering from AUD, which is based on the strengthening of the patients' circadian system. Stabilizing circadian rhythms of AUD patients with personalized structure plans could help them recover more easily and keep abstinence from alcohol more successfully.

S-14-004

Motive für den Verzicht auf Alkohol: Warum ältere Erwachsene abstinent sind

L. Kraus^{1,2}, S. Delle¹, N. Seitz¹, J. Atzendorf³, S. Mühlig⁴¹Institut für Therapieforchung München,²Centre for Social Research on Alcohol and Drugs, Stockholm University, Schweden³Max-Planck-Institut, ⁴Technische Universität Chemnitz

Hintergrund: Mit zunehmendem Alter und den einhergehenden körperlichen Veränderungen nimmt die Alkoholverträglichkeit ab. Auch werden mehr und häufiger Medikamente regelmäßig eingenommen, was die Gesundheitsrisiken durch Wechselwirkungen mit Alkohol erhöht. Um die Trinkgewohnheiten dieser Risikogruppe verändern zu können, müssen die Abstinenzmotive von Erwachsenen im späten mittleren Alter verstanden werden.

Methode: Analyse von Querschnittsdaten zu 2.608 Erwachsenen (50–64 Jahre) aus dem Epidemiologischen Suchtsurvey 2015 (ESA): (1) deskriptiv hinsichtlich Abstinenzmotiven und (2) mittels logistischer Regression hinsichtlich des Zusammenhangs von soziodemografischen sowie gesundheitsbezogenen Variablen mit Alkoholabstinenz (Lifetime- und 12-Monats-Prävalenz).

Ergebnisse: Geringes Einkommen, niedrige Bildung und ein schlechter selbst beurteilter körperlicher Gesundheitszustand sagten Abstinenz (12-Monats-Prävalenz) vorher. Männer mit einer chronischen Erkrankung hatten eine Chance von 9,5 %, abstinent zu sein, während sie bei Frauen bei 17,7 % lag. Häufigste Abstinenzmotive bei Lifetime-Abstinenten waren „Abneigung gegenüber Geschmack und/oder Geruch“, „Kontrollverlust“ und „Familie gegen Alkoholkonsum“. Bei den 12-Monats-Abstinenten waren es „Kontrollverlust“, „gesundheitliche Gründe“ und „Abneigung gegenüber Geschmack und/oder Geruch“.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die selbst eingeschätzte Gesundheit wurde als stärkster Prädiktor für Abstinenz identifiziert. Ein schlechter Gesundheitszustand bei Erwachsenen im späten mittleren Alter kann somit eine Gelegenheit für medizinisches Fachpersonal, Familienmitglieder oder potenzielle Betreuer bieten, eine Reduzierung oder Beendigung des Alkoholkonsums zu fördern, indem die negativen gesundheitlichen Auswirkungen des Konsums aufgezeigt werden. Zukünftige Forschungen, die Abstinenz untersuchen, müssen zwischen Lebenszeit- und anderen Abstinenz-Prävalenzen unterscheiden und zudem die Gruppe der „Sick-Quitter“ berücksichtigen.

S-15

Symposium des Dachverbandes der Suchtfachgesellschaften (DSG)Chair(s): M. Backmund¹¹LMU München

Symposium des Dachverbandes der Suchtfachgesellschaften (DSG)

Markus Backmund: Ansatzpunkte der Leitlinie Substitution – Wo besteht Regelungsbedarf?**Ursula Havemann-Reinecke:** Opiode und Opioidverschreibungen – Gefahren und Risiken**Wilma Funke:** Psychotherapie der Opiatabhängigkeit

S-15-001

Ansatzpunkte der Leitlinie Substitution – wo besteht Regelungsbedarf?M. Backmund¹¹LMU München

2014 wurde von der Deutschen Gesellschaft für Suchtmedizin die Leitlinie „Therapie der Opiatabhängigkeit – Teil 1“ publiziert [1]. Gültige AWMF-Leitlinien existieren derzeit nicht. Mit Inkrafttreten der Betäubungsmittelveränderungsverordnung (BtMVV) vom 1.10.2017 wurde versucht, im Betäubungsmittelgesetz (BtMG) stehende therapeutische Anweisungen, in die Richtlinienkompetenz der Ärzte zu überführen. Die Richtlinie der Bundesärztekammer kann sich nur im gesetzlichen Rahmen bewegen. Die Wissenschaftlichen Erkenntnisse reichen weit darüber hinaus. Relevante Fragestellungen aus der Praxis werden im Vortrag dargestellt und diskutiert werden. Die Diskrepanz zwischen BtMG und Wissenschaftlicher Erkenntnis bleibt auch nach der BtMVV und den Richtlinien der Bundesärztekammer von 2017 mit eklatanten Auswirkungen bestehen. Das BtMG muss geändert werden.

1. Backmund M, Lüdecke C, Isernhagen K, Walcher S, Rüter T und die Leitliniengruppe der DGS. Leitlinien der Deutschen Gesellschaft für Suchtmedizin (DGS e.V). Therapie der Opiatabhängigkeit – Teil 1: Substitutionsbehandlung. Suchtmed 2014;16:7-20.

S-15-002

Opiode und Opioidverschreibungen – Gefahren und RisikenU. Havemann-Reinecke¹¹Georg-August-Universität Göttingen

S-15-003

Psychotherapie der OpiatabhängigkeitW. Funke¹, N. Lange²¹MEDIAN, ²Baden-Württembergischer Landesverband für Prävention und Rehabilitation gGmbH

Hintergrund: Die Anwendung von Psychotherapie in der Behandlung von Opioidabhängigen mit illegalisiertem Konsum wird in der Fachwelt im Rahmen des bio-psycho-sozialen Behandlungsmodells gefordert, ist jedoch noch kaum differenziert empirisch untersucht. Hohe Komorbiditätsraten und die Besonderheiten der stoffgebundenen, oft langjährig verlaufenden Suchterkrankung stellen hohe Herausforderungen an Patient_innen wie Behandler_innen und Forscher_innen gleichermaßen.

Methode: Klinikübergreifende Untersuchungen des Fachverbands Sucht werden ebenso herangezogen wie eigene kleinere Studien. Einen besonderen Vorteil bietet hierbei das Setting der stationären medizinischen Rehabilitation Sucht, in dem komorbide Störungen aufgrund der längeren Verweildauern ausreichend valide gestellt werden können. In einem quasi-experimentellen Ansatz werden Verlaufs- und Ergebnisdaten von Patient_innen mit Opioidabhängigkeit und unterschiedlichen komorbiden Beeinträchtigungen miteinander verglichen. Insgesamt konnten Daten aus fünf Behandlungsjahrgängen herangezogen werden.

Ergebnisse: Die Ergebnisse der Analysen an N=1006 Patient_innen zeigen, dass wie bei der Alkoholabhängigkeit, allerdings in anderer Häufigkeit, weitere psychische Beeinträchtigungen unterschiedlicher Art bei Patient_innen nachweisbar sind, die einen differenzierten Behandlungsansatz mit wesentlichen psychotherapeutischen Komponenten erfordern. Klinisch ist dies nicht überraschend, allerdings erfordern strategische wie taktische Behandlungsplanung eine besondere Berücksichtigung der zugrunde liegenden Suchterkrankung. Behandlungsabbrüche wie auch Rückfall unter Behandlung spielen eine deutlich größere Rolle. Die Interpretation katamnestischer Ergebnisse wird beeinträchtigt durch hohe Mobilitätsraten und damit geringere poststationäre Erreichbarkeit.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es bedarf weiterer Entwicklung von differenzierten psychotherapeutischen Behandlungsansätzen für Opioidabhängige. Hierbei können nicht ohne Weiteres Erkenntnisse aus anderen Psychotherapie- oder Suchtbereichen übertragen werden. Die psychotherapeutische Haltung sollte – neben der medizinischen Orientierung – der Standard für Menschen mit Suchtproblematik sein. Dabei sollte in Bezug auf die Behandlungsangebote nicht „möglichst viel“ die Behandlungsplanung bestimmen; eine individuelle Fallkonzeption, die die Möglichkeiten eines Behandlungssettings kombiniert und motivationale, ressourcenorientierte und stabilisierende Elemente bereithält, ebenso wie die Beziehungsgestaltung zum Patienten/zur Patientin in einer psychotherapie-unterstützenden Haltung sind Grundvoraussetzungen einer gelingenden Intervention.

S-16

Proopiomelanocortin, Oxytocin, Leptin und Ghrelin – innovative Ansätze in der Behandlung von Abhängigkeitserkrankungen? Eine Vorstellung neuer neuroendokriner Forschungsergebnisse

Chair(s): P. Bach¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Neuroendokrinologische Veränderungen in der HPA-Achse sind seit Jahren im Fokus der Forschung bei Abhängigkeitserkrankungen. Daneben konnte die Forschung zeigen, dass die Appetitregulation neben homöostatischen auch motivationalen Einflüssen unterliegt, wodurch sie und ihre Interaktion mit dem mesolimbischen Belohnungssystem und der HPA-Achse zu einem interessanten Target für die Entwicklung neuer therapeutischer Ansätze für die Behandlung von Abhängigkeitserkrankungen wurde. Darüber hinaus weisen aktuelle Studien auf das Potential von Oxytocin zur Modulation abhängigkeitsrelevanter Prozesse hin. In diesem Symposium sollen 4 aktuelle präklinische und klinische Studien zu den Veränderungen von Oxytocin, Leptin, Ghrelin und Proopiomelanocortin bei Abhängigkeitserkrankungen und deren Effekte auf die Entstehung von Craving vorgestellt werden. In dem Vortrag von Marc Muschler werden Ergebnisse aus einem Tiermodell zur Alkoholabhängigkeit dargestellt, die zeigen, inwiefern das Protein-Derivat des Proopiomelanocortin, Alpha-MSH, Veränderungen im Alkohol-Entzug zeigt. Im zweiten Teil des Vortrags wird es um die Veränderungen der epigenetischen Regulation durch DNA-Methylierung bei Rauchern im Vergleich zu Nichtrauchern gehen. Alexander Glahn wird in seinem Vortrag auf Veränderungen des appetitregulierenden Peptids Leptin bei Alkoholabhängigkeit in der frühen Abstinenz und bei Patienten mit Nikotinabhängigkeit. Im dritten Vortrag des Symposiums wird Lea Wetzel die Zusammenhänge zwischen dem orexigenen Peptid Ghrelin und der Entstehung von Alkoholverlangen sowie der alkoholbezogenen neuronalen Reiz-Reaktivität bei abstinenten alkoholabhängigen Patienten darstellen. Im vierten Vortrag des Symposiums wird Sina Zimmermann aktuelle Studiendaten zum Effekt von Oxytocin auf die alkoholbezogene neuronale Reiz-Reaktivität und Konnektivität zeigen und inwiefern diese mit dem subjektiven Alkoholverlangen der Probanden korrelieren.

S-16-001

Melanocortin, Alkoholabhängigkeit und Appetit

M. Muschler¹, R. Mathias¹, A. Glahn¹, H. Frieling¹, S. Bleich¹

¹Medizinische Hochschule Hannover

Hintergrund: Der Leptin-Melanocortin-Weg steht seit Jahren neben dem dopaminergen System im Fokus der Forschung bei Abhängigkeitserkrankungen. Leptin, das „Sättigungshormon“, Proopiomelanocortin (POMC) und die Melanocortine scheinen bei Substanzkonsumstörungen eine wichtige Rolle zu spielen.

Methode: Mit Hilfe eines Nagermodells für Alkoholabhängigkeit wurden die Veränderung appetitregulierender Hormone des Leptin-Melanocortin-Wegs sowohl auf regulatorischer epigenetischer Ebene als auch auf Proteinebene im Alkoholentzug untersucht. Dabei wurde die DNA-Methylierung der Promotoren des Leptin- und des POMC-Gens untersucht. Die Bestimmung der Proteinspiegel erfolgte mittels ELISA.

Ergebnisse: Als Resultate aus dem genannten Tierversuch konnten Veränderungen der Spiegel des appetitregulierenden Alpha-Melanozyten-Stimulierenden Hormons, einem Proopiomelanocortin-Abkömmling, im Alkoholentzug gezeigt werden. Weiterhin zeigten sich Veränderungen der epigenetischen Regulation des Leptin-Gen-Promotors im Alkoholentzugs.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die genannten Veränderungen deuten auf einen funktionellen Zusammenhang zwischen Appetitregulation und Alkoholentzug bei Alkoholabhängigkeit hin. Der Leptin-Melanocortin-Weg eröffnet, basierend auf neueren Daten, gegebenenfalls eine Möglichkeit der Beeinflussung des Suchtverlangens (Cravings) durch geeignete Substanzen.

S-16-002

Epigenetische Regulation des Leptins während des Tabak- und Alkoholentzugs

A. Glahn¹

¹ Medizinische Hochschule Hannover

Hintergrund: Bisherige Studien haben einen Zusammenhang zwischen Serum-Leptinspiegeln und Alkohol- wie auch Tabakabhängigkeit sowie Suchtdruck (Craving) während des Rauchens und der Alkoholentwöhnung nachgewiesen. Da die Promotor-Methylierung die Leptin-Expression reguliert, haben wir die Leptin-Gen-Promotor-Region dieser Patienten während einer 14-tägigen Abstinenz untersucht.

Methode: Nüchtern-Blutwerte wurden an Tag 1, 7 und 14 während der Entgiftung abgenommen. Craving wurde mittels des Questionnaire of smoking urges sowie der Obsessive Compulsive drinking scale erhoben.

Ergebnisse: Raucher zeigten eine Hypermethylierung von C-300 im Vergleich zu Nichtrauchern. Der globale Methylierungsstatus ist bei Raucherinnen mit einem höheren Verlangen und dem Grad der Abhängigkeit verbunden. Die Serum-Leptinspiegel waren bei Raucherinnen signifikant höher als bei Nichtraucherinnen. In Bezug auf die Alkoholkonsumstörung zeigen unsere Ergebnisse, dass ein niedriger Methylierungsstatus mit einem Anstieg des Serum-Leptinspiegels und einer Erhöhung des Verlangens nach Alkohol in der Patientengruppe verbunden ist.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse stützen frühere Studien, die auf eine pathophysiologische Funktion des Leptins bei Alkoholabhängigkeit hinweisen. Auf regulatoriver Ebene konnte zudem erstmalig sowohl bei der Tabak wie auch der Alkoholabhängigkeit gezeigt werden, dass Veränderungen der DNA-Methylierung der LEP-Gen-Promotorregion ursächlich für die o.g. Veränderungen sein können.

S-16-003

Zucker gegen Alkoholverlangen? - Der Effekt von Ghrelin auf das Alkoholverlangen und die neurale Reizreaktivität bei Alkoholabhängigkeit

L. Wetzel¹, P. Bach¹, M. Pourbaix¹, F. Kiefer¹, A. Koopmann¹

¹ Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Studien zufolge führt ein niedrigerer Plasmaspiegel der acetylierten Form des appetitregulierenden Hormons Ghrelin zu einer Verringerung des subjektiven Alkoholcravings und einer verringerten Reizreaktivität in der funktionellen Magnetresonanztomographie (fMRT) bei Konfrontation mit alkoholassoziierten Reizen. Physiologische Möglichkeiten, den Ghrelinspiegel zu verändern, sind die Induktion einer Magendehnung oder die Einnahme einer Glucoselösung.

Methode: N=108 alkoholabhängige Patient_innen zwischen 18 und 65 Jahren nehmen an der randomisierten, doppelblinden, placebokontrollierten crossover-Studie teil. Nach Erhebung demografischer und psychometrischer Daten erfolgt eine Alkoholexposition. Die Teilnehmer_innen durchlaufen die Interventionsbedingung (orale Glucoseeinnahme) und Kontrollbedingung (Placeboeinnahme) an zwei Untersuchungstagen. Im Verlauf der Untersuchung werden wiederholt Blutproben entnommen, um Veränderungen des Ghrelinplasmaspiegels zu erfassen. Zusätzlich erfolgt eine fMRT-Messung mit Konfrontation alkoholbezogener Stimuli.

Ergebnisse: Die proof-of-concept-Studie unserer Arbeitsgruppe (2017) zeigte eine signifikante Abnahme der Ghrelinplasmakonzentration und eine Abnahme des subjektiven Alkoholcravings nach großvolumiger Wasseraufnahme. In einer weiteren Studie konnten wir zeigen, dass die mesolimbische Reizreaktivität positiv mit der Ghrelinplasmakonzentration assoziiert ist. In der vorliegenden, derzeit laufenden Studie erwarten wir die Abnahme der Ghrelinplasmakonzentration durch die forcierte Aufnahme einer konzentrierten Glucoselösung. Weiter erwarten wir eine damit assoziierte Reduktion des subjektiven Alkoholcravings und eine Reduktion der mesolimbischen Reizreaktivität im fMRT bei Konfrontation mit Alkoholreizen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Rückfälle in gewohnte Trinkmuster sind eine zentrale Herausforderung der Behandlung alkoholabhängiger Patienten und bei der Aufrechterhaltung einer Abstinenz. Anschließend an die positiven Effekte einer forcierten Volumenaufnahme auf das akute Alkoholcraving und die Reizreaktivität, könnte die forcierte Glucoseaufnahme eine weitere mögliche Strategie zur Rückfallvermeidung und Aufrechterhaltung der Abstinenz für alkoholabhängige Patienten sein. Die Ergebnisse des Projekts können bei Bestätigung der Hypothesen im Anschluss direkt in den klinischen Alltag der Behandlung alkoholabhängiger Patienten übernommen und in die Entwicklung verhaltenstherapeutischer Behandlungsangebote einbezogen werden.

S-16-004

Effekt von Oxytocin auf die alkoholbezogene neuronale Reizreaktivität und subjektives Alkoholverlangen

S. Zimmermann¹, P. Bach¹, A. Koopmann¹, S. Vollstädt-Klein¹, F. Kiefer¹¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Aktuelle präklinische und erste klinische Studien konnten positive Effekte von Oxytocin abhängigem Verhalten belegen. Oxytocin zeigte positive Effekte auf Alkoholverlangen, alkoholinduzierte neuronale Reiz-Reaktivität und Stressreaktivität. Zur Untersuchung der neurobiologischen Grundlage der Effekte von Oxytocin auf abhängiges Verhalten und der Evaluation des Potentials von Oxytocin zur Ergänzung etablierter Therapien, führten wir eine randomisierte klinische Pilotstudie durch.

Methode: N=15 männliche Probanden mit einem täglichen Konsum von 34 ± 22 g Alkohol („heavy social drinker“) nahmen an einer randomisierten, doppelblinden Pilotstudie mit funktioneller Bildgebung teil, um die neurobiologische Grundlage der Auswirkungen von Oxytocin auf abhängiges Verhalten zu untersuchen. An zwei Untersuchungstagen wurde vor einer Untersuchung im Magnetresonanztomograph einmal 24 I.E. Oxytocin und einmal ein Placebo intranasal appliziert (Cross-over-Design).

Ergebnisse: Die Analyse der Pilotstudien ergab signifikante Effekte von Oxytocin auf die alkohol-induzierte neuronale Reiz-Reaktivität im Ventralen Striatum und signifikante Effekte von Oxytocin auf die Konnektivität des Nucleus Accumbens, wobei die Nucleus Accumbens Konnektivität mit Alkoholverlangen assoziiert ist. Zudem konnte ein signifikanter Effekt von Oxytocin auf die Amygdala-Aktivität während der Verarbeitung negativer Emotionen gezeigt werden, der mit geringerem subjektiven Alkoholverlangen assoziiert ist.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die vorgestellten Studiendaten unterstreichen das Potential von Oxytocin zur Modulation abhängigen Verhaltens und weisen darauf hin, dass die Effekte von Oxytocin auf neurale Aktivität im Bereich des Nucleus Accumbens und der Amygdala den beobachteten Verhaltenseffekte zu Grunde liegen könnten. Allerdings bedürfen die Ergebnisse dieser ersten klinischen Studien einer Replikation in größeren Stichproben. Dazu werden in einer aktuell anlaufenden doppelblinden Placebo-kontrollierten Arzneimittelstudie die Effekte von Oxytocin auf stress- und reizinduziertes Alkoholverlangen, Alkohol reizinduzierte Gehirnaktivität sowie Rückfallrisiko untersucht.

S-17

Problematische Nutzung von Computerspielen und des Internets bei Minderjährigen: Ergebnisse zu Elternfaktoren, Prävalenzschätzungen und internalisierenden Störungen aus einer randomisiert-kontrollierten Interventionsstudie

Chair(s): L. Wartberg¹, K. Lindenberg²¹MSH Medical School Hamburg, ²Goethe-Universität Frankfurt

Spätestens mit der Aufnahme der Diagnose „Gaming Disorder“ in die ICD-11 wurde die aktuelle und zukünftige Relevanz von Internetnutzungsstörungen von der WHO festgeschrieben. Das Symposium wird von Frau Dr. Brandhorst (Tübingen) mit einem Überblick zu Elternfaktoren bei Internet- und Computerspielsucht eröffnet. Es folgt ein Vergleich problematischer Nutzung von Computerspielen und sozialen Medien in einer repräsentativen Stichprobe (Herr Prof. Dr. Wartberg, Hamburg). Frau Kewitz (Frankfurt) stellt Befunde zu geschätzter Prävalenz von nicht berichteter Internet Gaming Disorder vor. Frau Leo (Frankfurt) zeigt die Bedeutung von internalisierenden Störungen als längsschnittliche Prädiktoren für Internetnutzungsstörung auf. Abschließend berichtet Frau Hoffmann (Lübeck) Ergebnisse einer randomisiert-kontrollierten (Kurzinterventions-)Studie.

S-17-001

Elternfaktoren bei Internet- und Computerspielsucht im Jugendalter: Eine Übersicht

I. Brandhorst¹, T. Renner¹, G. Barth¹¹Universitätsklinikum Tübingen

Hintergrund: Internetbezogene Störungen (IBS) bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind eng mit Familienfaktoren verknüpft. Dabei stoßen Eltern, die nach Hilfe und Orientierung suchen, auf verschiedenste Ratgeber, die Erziehungs- und Handlungsempfehlungen abgeben. Oft ist jedoch unklar, ob diese Empfehlungen ein wissenschaftliches Fundament haben.

Methode: Die vorliegende Arbeit gibt einen Überblick zu Elternfaktoren, die bei der Entstehung, Aufrechterhaltung und Reduktion einer IBS, im Spezifischen einer Internet- oder Computerspielsucht, beteiligt sein können. Hierfür wurden N=87 wissenschaftliche Arbeiten in die Literaturübersicht integriert.

Ergebnisse: Klare Zusammenhänge finden sich in der Literatur zwischen der Eltern-Kind-Beziehung und IBS bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die Qualität der Eltern-Kind-Kommunikation scheint ein vielversprechender Ansatz zu sein, um eine IBS Symptomatik zu beeinflussen. Es gibt Hinweise, dass zumindest für manche Familien die Förderung der gemeinsam verbrachten Zeit hilfreich sein könnte. In Bezug auf erzieherische Aspekte sollte zwischen verschiedenen Bereichen unterschieden werden: Elterliches Wissen und Kontrolle der Internetnutzung scheinen Schutzfaktoren zu sein, der Effekt von Regeln und Restriktionen ist jedoch ungeklärt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Vor allem im Bereich erzieherischer Einflussmöglichkeiten sind noch viele Fragen offen. Die Forschungsdaten zeigen zumeist äußerst heterogene Befunde. Erziehungs- und Handlungsempfehlungen für Eltern sollten daher vorsichtig formuliert werden. Eine Verbesserung der Eltern-Kind-Beziehung z.B. über eine Veränderung der Familienkommunikation scheint ein möglicher Weg zu sein, die Symptomatik positiv zu beeinflussen. Grundsätzlich fehlen aber Forschungsdaten, die dies experimentell belegen. Die Integration der Eltern in Prävention und Intervention wird von vielen Forschern befürwortet, es gibt jedoch nur wenige Studien, die dies untersuchen.

S-17-002

Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der problematischen Nutzung von Computerspielen und sozialen Medien im Jugendalter – Ergebnisse aus einer repräsentativen Stichprobe

L. Wartberg¹, L. Kriston², R. Thomasius²¹MSH Medical School Hamburg, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Während für eine problematische Nutzung von Computerspielen bereits erste Prävalenzwerte vorlagen, fehlte bislang eine Schätzung der Prävalenz einer problematischen Nutzung sozialer Medien im Jugendalter für Deutschland. Außerdem lagen noch keine Daten dazu vor, inwieweit beide problematischen Verhaltensmuster komorbid auftreten.

Methode: In einer repräsentativen Stichprobe deutscher 12- bis 17-Jähriger (N=1.001) erfolgte eine Datenerhebung mit standardisierten Instrumenten zur problematischen Nutzung von Computerspielen und sozialen Medien sowie weiteren psychosozialen Korrelaten. Es wurden Prävalenzschätzungen und logistische Regressionen berechnet.

Ergebnisse: Die geschätzte Prävalenz einer problematischen Nutzung sozialer Medien bei Minderjährigen lag etwas unter den Werten für problematische Computerspielnutzung und es zeigte sich eine relativ niedrige Komorbidität für die beiden problematischen Verhaltensmuster in dieser Altersgruppe.

Diskussion und Schlussfolgerung: Neben einer ersten Prävalenzschätzung für eine problematische Nutzung sozialer Medien in Deutschland, zeigten sich zusätzlich interessante Ergebnisse hinsichtlich der Komorbidität mit problematischer Computerspielnutzung. In den Mustern der Zusammenhänge mit den psychosozialen Aspekten zeigten sich mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede für beide problematischen Verhaltensmuster bei den befragten Kindern und Jugendlichen.

S-17-003

Geschätzte Prävalenz von nichtberichteter Internet Gaming Disorder in ambulanter psychotherapeutischer Behandlung

S. Kewitz¹, E. Vonderlin², L. Wartberg³, K. Lindenberg¹

¹Goethe-Universität Frankfurt, ²Universität Heidelberg, ³MSH Medical School Hamburg

Hintergrund: Zahlreiche Kinder und Jugendliche weltweit sind von der Internet Gaming Disorder (IGD) betroffen, die im DSM-5 unter den Studiendiagnosen und im neuen ICD-11 unter Gaming Disorder (GD) klassifiziert wird. Bisher ist wenig zur klinischen Prävalenz von IGD bei Kindern und Jugendlichen bekannt sowie, ob Patient_innen mit IGD bereits in ambulanter Psychotherapie mithilfe der ICD-10 Diagnose F 63.8 erkannt werden.

Methode: Die Studie untersuchte N=358 Kinder und Jugendliche zwischen 5 und 17 Jahren in ambulanter psychotherapeutischer Behandlung am Zentrum für psychologische Psychotherapie, Heidelberg. Die Patient_innen wurden in zwei Altersgruppen eingeteilt (5-10 Jahre & 11-17 Jahre). Berücksichtigt wurden Daten der Computerspielabhängigkeitsskala (CSAS) im Selbstbericht sowie aus der Perspektive eines Erziehungsberechtigten, i.d.R. den Eltern.

Ergebnisse: Dem Selbstbericht zufolge erfüllten 4,0 % der 11- bis 17-jährigen Patient_innen mindestens fünf von neun Kriterien einer IGD und 14,0 % gemäß der Elternperspektive. Von den 5- bis 10-jährigen Patient_innen wurden aus Elternperspektive 4,1 % verdachtsdiagnostisch mit IGD diagnostiziert. Patient_innen, die verdachtsdiagnostisch eine IGD aufwiesen, erhielten am häufigsten folgende Erstdiagnosen: hyperkinetische Störungen, gefolgt von Angststörungen, F 63.8 (empfohlene Klassifikation für IGD im ICD-10), Verhaltensstörungen, depressiven Störungen und Zwangsstörungen (absteigende Häufigkeit).

Diskussion und Schlussfolgerung: Die vorliegende Studie impliziert, dass Patient_innen mit IGD zu einem signifikanten Anteil in klinischen Populationen vertreten sind, wobei Kinder deutlich weniger betroffen sind als Jugendliche. 85,7 bis 100% der verdachtsdiagnostizierten IGD-Betroffenen blieben dabei unentdeckt. Dementsprechend zeigt diese Studie, wie wichtig es ist, (I)GD-Diagnostik in alltägliche psychologische Diagnostik aufzunehmen, um in Zukunft „versteckte“ Fälle von IGD zu vermeiden.

S-17-004

Inwieweit können internalisierende Störungen die Symptomschwere für eine Internetnutzungsstörung bei Kindern und Jugendlichen vorhersagen?

K. Leo¹, S. Kewitz¹, K. Lindenberg¹

¹Goethe-Universität Frankfurt

Hintergrund: Internetnutzungsstörungen werden bereits im Kindes- und Jugendalter mit einer Reihe von Komorbiditäten assoziiert. Neben externalisierenden Störungen, wie ADHS, Autismus-Spektrum-Störungen oder Störungen des Sozialverhaltens, scheint ein pathologischer Konsum des Internets oftmals mit internalisierenden Störungen einherzugehen. Es existiert jedoch noch wenig Wissen über den zeitlichen Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein klinisch relevanter internalisierender Symptome in Bezug auf die Entwicklung einer Internetnutzungsstörung.

Methode: Anhand einer Stichprobe von 422 Schüler_innen im Alter zwischen 11 und 21 Jahren wurde mittels standardisierter diagnostischer Instrumente der Einfluss einer klinisch relevanten sozial phobischen und depressiven Symptomatik zur Baseline (t1) auf das Internetnutzungsverhalten ein Jahr später (t2) untersucht. Die Vorhersagekraft der Prädiktoren wurde über bivariate und multiple Regressionsanalysen ermittelt.

Ergebnisse: In den bivariaten Regressionen zeigte sich, dass sowohl eine klinisch relevante depressive Symptomatik (t1) als auch eine sozial ängstliche Symptomatik (t1) für sich genommen die Symptomschwere einer Internetnutzungsstörung 1 Jahr später (t2) vorhersagen kann. Auch in einer multiplen Regression dienten eine klinisch relevante depressive und sozialphobische Symptomatik als zuverlässiger Prädiktor für die Symptomschwere einer Internetnutzungsstörung zu t2.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Studie liefert einen Erkenntnisgewinn, der über eine reine Assoziation zwischen internalisierenden und Internetnutzungsstörungen hinausgeht: Die Ergebnisse zeigen einen deutlichen zeitlichen Zusammenhang zwischen einer klinischen Ausprägung von depressiven und sozial phobischen Symptomen und der Ausprägung der Symptomschwere einer pathologischen Internetnutzung. Dieser Aspekt könnte unter Berücksichtigung der Limitationen der Studie eine wichtige Rolle für die Identifikation von Risikofaktoren und Präventionsarbeit in Bezug auf Internetnutzungsstörungen bei Kindern- und Jugendlichen spielen.

S-17-005

Telefonbasierte Kurzintervention bei Berufsschüler_innen mit Internetnutzungsstörungen: Ergebnisse der randomisiert-kontrollierten iPIN-Studie

H. Schmidt¹, D. Brandt², C. Meyer³, A. Bischof², G. Bischof², B. Besser², S. Orłowski², A. Trachte², H. Rumpf²¹Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, ²Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie,³AERIAL-Forschungsverbund

Hintergrund: Studien deuten darauf hin, dass Jugendliche und junge Erwachsene gegenüber älteren Personen ein erhöhtes Risiko für Internetnutzungsstörungen (IND) aufweisen. Bislang existieren jedoch kaum Frühinterventionsansätze für IND. Ziel der Studie war die Überprüfung der Wirksamkeit einer telefonbasierten, motivierenden Kurzintervention für Jugendliche und junge Erwachsene mit riskantem Internetnutzungsverhalten.

Methode: Es wurden 8.230 Berufsschüler_innen (Alter M=20.6, SD=4.7; 51,8% Frauen) mithilfe der Compulsive Internet Use Scale gescreent. Bei Screening-positiven wurden die INS-Kriterien anlehnend an der Internet Gaming Disorder im DSM-5 per Telefoninterview erhoben. Proband_innen, die mindestens zwei Kriterien erfüllten, wurden randomisiert der Interventionsgruppe (bis drei Telefonberatungen) oder Kontrollgruppe (Informationsmaterialien) zugeteilt. Die Datenanalyse erfolgte mit Regressions- und Complier Average Causal Effect Analysen.

Ergebnisse: Sowohl Proband_innen der Interventionsgruppe (n=240) als auch Proband_innen der Kontrollgruppe (n=257) reduzierten signifikant die Anzahl erfüllter Kriterien für IND, jedoch gab es bei den Follow-up Erhebungen nach 5 und 10 Monaten keine signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Gruppen. In der Interventionsgruppe nahmen nur 58,8 % der Proband_innen an mindestens einer Beratung teil.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Wirksamkeit einer Kurzintervention für IND konnte in der vorliegenden Studie nicht gezeigt werden. Mögliche Gründe sind zu niedrige Einschlusskriterien sowie das intensive Assessment im Rahmen der Telefoninterviews in der Kontrollgruppe. Implikationen für weitere Forschungsansätze werden diskutiert.

S-18

Präventive Ansätze zur Vermeidung riskanten Alkoholkonsums im Kindes- und Jugendalter

S-18-001

Computerspielstörung

H. Rumpf¹¹Universität zu Lübeck

Hintergrund: Die Computerspielstörung (Gaming Disorder) ist in die Internationale Klassifikation von Krankheiten in der 11. Fassung (ICD-11) als Verhaltenssucht aufgenommen worden. Die evidenzbasierte Entscheidung begründet sich nicht nur durch die klinischen Merkmale und Bedarfe, sondern auch über Parallelen in zugrundeliegenden psychologischen Mechanismen im Vergleich zu anderen Suchterkrankungen.

Methode: In einem narrativen Überblick werden aktuelle Befunde zu psychologischen Mechanismen in Entstehung und Aufrechterhaltung der Computerspielstörung mit einem Fokus auf Reizreaktivität, Verlangen und implizite Assoziationen dargestellt.

Ergebnisse: Es ist gut belegt, dass Reizreaktivität gegenüber spielbezogenen Stimuli bei Personen mit einer Computerspielstörung gegenüber Kontrollpersonen nachweisbar ist und mit Verlangen einhergeht. Befunde zeigen ebenso, dass Reizreaktivität und Verlangen mit einer Verminderung inhibitorischer Kontrolle und dysfunktionalen Entscheidungsprozessen in Beziehung stehen. Die genannten sowie weitere Mechanismen wie Implizite Assoziationen weisen Parallelen zu anderen Suchterkrankungen auf. Direkte Vergleiche verschiedener Suchterkrankungen auf Basis experimental-psychologischer Studien sind selten. Erste Ansätze zur Modifikation impliziter Wirkungserwartungen konnten kurzfristig spielbezogene Impulsivität und besserer Performanz im Delay-Discounting-Paradigma aufzeigen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Evidenz der aktuellen Literatur zeigt auf, dass Reizreaktivität, Verlangen, exekutive Funktionen und Entscheidungsfindung wesentlich zur Entstehung der Computerspielabhängigkeit beitragen. Der direkte Vergleich solcher Prozesse in Bezug auf verschiedene spezifische Verhaltenssuchten erscheint erfolgversprechend und sollte in zukünftigen Studien adressiert werden. Ein besseres Verständnis der zugrundeliegenden psychologischen Mechanismen eröffnet die Möglichkeit zur zukünftigen Entwicklung von Interventionen.

S-18-002

Pornografie-NutzungsstörungR. Stark¹¹Justus-Liebig-Universität Gießen

Hintergrund: Wenn die Kontrolle über die Nutzung von Pornografie verloren geht und trotz signifikanter negativer Konsequenzen die Nutzung fortgesetzt wird, kann eine Pornografie-Nutzungsstörung vorliegen. Im zukünftigen ICD-11 wird es möglich sein, die Pornografie-Nutzungsstörung entweder im Kapitel der Impulskontrollstörungen oder unter den Verhaltenssüchten zu diagnostizieren. Welcher dieser Konzeptualisierungen angemessener ist, kann nur auf der Basis von wissenschaftlichen Erkenntnissen entschieden werden.

Methode: Es werden experimentelle Ergebnisse zur Pornografie-Nutzungsstörung in einer Literaturübersicht zusammengefasst und eigene Forschungsarbeiten vorgestellt. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf den veränderten hirneurophysiologischen Korrelaten der cue reactivity bei Menschen, die unter einer Pornografie-Nutzungsstörung leiden. Weiter werden Ergebnisse zu weiteren wichtigen Konstrukten wie Aufmerksamkeit und Konditionierbarkeit erläutert. Schließlich werden noch Befunde zu Vulnerabilitätsfaktoren für die Entwicklung einer Pornografie-Nutzungsstörung vorgestellt.

Ergebnisse: Die zusammengetragenen Ergebnisse legen nahe, dass die Pornografie-Nutzungsstörung Parallelen zu anderen Verhaltenssüchten aufweist. Insbesondere bildgebende Studien mittels funktioneller Magnetresonanztomographie konnten zeigen, dass Hirnregionen bei der Verarbeitung sexuellen Bildmaterials beteiligt sind, die dem Belohnungssystem zugerechnet werden, dem bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung von Süchten eine große Rolle zugesprochen wird. Hervorzuheben ist jedoch, dass im Gegensatz zu anderen Verhaltenssüchten sexuelle cues per se einen belohnenden Charakter haben, da sie vermutlich biologisch-determiniert eine besondere Bedeutung haben.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es wird die Angemessenheit der Einordnung als Impulskontrollstörung oder als Verhaltenssucht auf der Grundlage des berichteten Kenntnisstandes bezüglich der als bedeutsam identifizierten Mechanismen der Pornografie-Nutzungsstörung diskutiert. Hierbei spricht mehr dafür, die Pornografie-Nutzungsstörung als eine Form der Verhaltenssucht zu betrachten, als in ihr eine Impulskontrollstörung zu sehen. Abschließend werden offene Forschungsfragen aufgezeigt und Implikationen für die Therapie der Pornografie-Nutzungsstörung diskutiert.

S-18-003

ShoppingstörungA. Müller¹, S. Steins-Löber²¹Medizinische Hochschule Hannover, ²Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Hintergrund: Die Shoppingstörung kann sowohl analog im stationären Handel als auch digital via Internet auftreten. Mit der Zunahme des Online-Handels ist auch ein Anstieg der Online-Shoppingstörung zu beobachten. Der Beitrag fasst Befunde zu psychischen Mechanismen der vorwiegend online auftretenden Shoppingstörung zusammen.

Methode: Narrativer Überblick über Forschungsergebnisse zu psychischen Mechanismen der vorwiegend online ausgeführten Shoppingstörung.

Ergebnisse: Basierend auf ersten Studien zur Rolle materieller Werteorientierung und zu reizinduzierten Cravingreaktionen, Belohnungssensitivität und unvoreilhaftem Entscheidungsverhalten wird davon ausgegangen, dass sich die digitale Form der Shoppingstörung bezüglich dieser Aspekte kaum von der analogen Form unterscheidet. Allerdings sind bei der Online-Shoppingstörung noch internetspezifische Faktoren relevant. Dazu gehören neben den Besonderheiten des E-Commerce (z. B. Anonymität, Verfügbarkeit) und E-Marketing (z. B. personalisierte Werbung) vor allem auch die persönlichen (z. B. identitätsstiftenden) Nutzungsmotive, die zur Entwicklung und Aufrechterhaltung von exzessivem Online-Shopping beitragen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Befunde zur Rolle von Mechanismen, die in Modellen zur Suchtentstehung prominent sind, sprechen für eine Einordnung der Shoppingstörung (vorwiegend online) als Störung in Zusammenhang mit abhängigem Verhalten. Es bedarf weiterer Forschung, um den Kenntnisstand zu diesem Störungsbild zu erweitern, nicht zuletzt, um wirksame Behandlungsstrategien ableiten zu können.

S-18-004

Soziale-Netzwerke-Nutzungsstörung

E. Wegmann¹, M. Brand¹¹Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Soziale-Netzwerke-Nutzungsstörung beschreibt die unkontrollierte, suchtartige Nutzung von Anwendungen wie WhatsApp und Instagram. Die Forschung betont dabei die Relevanz von psychosozialen Charakteristika wie Zugehörigkeitsgefühle, Einsamkeit und Fear-of-Missing-Out. Es wird davon ausgegangen, dass Verstärkungs- und Konditionierungsprozesse, affektive und kognitive Mechanismen sowie das Erleben von Gratifikation und Kompensation ebenfalls einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung und Aufrechterhaltung des Störungsbildes leisten.

Methode: Die Relevanz psychosozialer Charakteristika und die Rolle affektiver, kognitiver und weiterer verstärkender Prozesse als mögliche Mechanismen einer problematischen Nutzung werden überblicksartig zusammengefasst und analysiert.

Ergebnisse: Der empirische Überblick verdeutlicht, dass neben psychopathologischen Faktoren auch individuelle psychosoziale Merkmale und soziale Kognitionen sowie deren Interaktionen relevante Risikofaktoren für eine problematische Nutzung sozialer Netzwerke zu sein scheinen. Allerdings sind die empirischen Befunde uneinheitlich. Es mangelt ebenfalls an konstanten Befunden zur Rolle affektiver, kognitiver und weiterer verstärkender Prozesse. Darüber hinaus werden erste Vorschläge zur Bedeutsamkeit von Gratifikations- und Kompensationserleben postuliert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Psychosoziale Charakteristika, spezifische Nutzungsmotive, aber auch affektive und kognitive Mechanismen scheinen wichtige Komponenten bei der Entwicklung und Aufrechterhaltung einer Soziale-Netzwerke-Nutzungsstörung darzustellen. Basierend auf theoretischen Überlegungen gilt es die Bedeutsamkeit spezifischer Erwartungshaltungen wie auch das Erleben von Gratifikation und Kompensation zu betonen. Darauf bezugnehmend schlagen wir zwei Hypothesen zur Entwicklung vor: die angstgetriebene/kompensationsuchende Hypothese und die belohnungsgetriebene Hypothese, die beide zu Symptomen einer Nutzungsstörung sozialer Netzwerke Störung führen könnten, abhängig von interindividuellen Unterschieden in prädisponierenden und verstärkenden Faktoren.

S-18-005

Synthese und Ausblick

M. Brand¹¹Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Die Computerspielstörung wurde, ebenso wie die Glücksspielstörung, unlängst von der WHO als Störung durch süchtiges Verhalten in die ICD-11 aufgenommen. In der Forschung werden weitere potenzielle Verhaltenssüchte diskutiert. Dazu zählen z.B. die Shoppingstörung und die Pornografie-Nutzungsstörung, die beide auch in den Impulskontrollstörungen verortet werden könnten. Ebenso wird die problematische Nutzung sozialer Netzwerke als klinisch relevantes Störungsbild diskutiert.

Methode: Metaperspektivische Betrachtung der Einzelbefunde zu affektiven und kognitiven Mechanismen der Computerspielstörung, der Shoppingstörung, der Pornografie-Nutzungsstörung und der problematischen Nutzung sozialer Netzwerke. Die einzelnen Ergebnisse werden kritisch reflektiert. Nach einer Bestandsaufnahme werden offene Fragen für zukünftige Forschung identifiziert, Möglichkeiten der empirischen Beantwortung diskutiert und die Relevanz für die klinische Praxis erörtert.

Ergebnisse: Die Konzepte der Forschung zu stoffgebundenen Süchten werden auf vorwiegend online ausgeführten Verhaltenssüchte übertragen. Insbesondere Reizreaktivität und Verlangen, kognitive Kontrolle, Entscheidungsverhalten, explizite und implizite Kognitionen und das Erleben von Gratifikation und Kompensation spielen bei den betrachteten (potenziellen) Online-Verhaltenssüchten eine wesentliche Rolle. Die breiteste Evidenz, inklusive neurobiologischer Befunde, existiert aktuell für die Computerspielstörung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Vor dem Hintergrund der aktuellen Befundlage lassen sich folgende Forschungsdesiderata ableiten: 1) Systematische Betrachtung der Interaktionen von affektiven und kognitiven Mechanismen und deren neurobiologischen Grundlagen bei Online-Verhaltenssüchten, 2) systematischer Vergleich der Involviertheit dieser Mechanismen über die verschiedenen Online-Verhaltenssüchte hinweg, 3) systematische Analyse der Veränderung der Mechanismen über den Verlauf des süchtigen Verhaltens mittels des Vergleichs von Personen mit riskantem versus süchtigem Verhalten und mittels longitudinaler Studien, und 4) Proof-of-Concept Studien zu spezifischen Interventionen, wie beispielsweise Cognitive-Bias-Modification Techniken.

S-19

Neue Konsumformen von Nikotin

Chair(s): A. Rabenstein¹, N. Mallock²¹LMU Klinikum, ²Bundesinstitut für Risikobewertung

Noch immer ist Tabakrauchen weltweit der zweithäufigste Risikofaktor für frühzeitigen Tod und schwerwiegende Erkrankungen. Während die Raucherquote in Deutschland in den letzten 30 Jahren um rund 10 %, von 37 % auf aktuell 27 %, gesunken ist, scheint der Anteil an alternativen Konsumformen von Nikotin anzusteigen. Konsumformen des Nikotins lassen sich einteilen in klassische Tabakprodukte (Zigaretten, Zigarillos u.a.), in rauchlose Tabakprodukte (Schnupf-, Kautabak und Snus) und in Tabakerzeugnis-verwandte Produkte (Elektronische Zigaretten und Tabakerhitzer). Während rauchlose Tabakerzeugnisse (wie Schnupf- und Kautabak) in Deutschland eher eine untergeordnete Rolle spielen, scheint der Markt für „electronic nicotine delivery systems“ (ENDS), insbesondere E-Zigaretten, stetig zu wachsen und ist mit unzähligen Modellen unübersichtlich. Hinzukommen, als wohl neueste Konsumform, die noch wenig bekannten Nikotinpouches oder All-White-Produkte. Hierbei handelt es sich um tabakfreie Beutel, zumeist mit Pflanzenfasern als Füllstoff, die mit unterschiedlichen Nikotinstärken und ggf. Aromen versetzt werden. Die Nikotinaufnahme erfolgt hierbei über die Mundschleimhaut.

Für die Praxis ist es wichtig, neue Konsumformen von Nikotin vor allem hinsichtlich ihrer Schädlichkeit und ihrer suchterzeugenden Wirkung zu beurteilen, um dann möglicherweise eine Handlungsempfehlung hinsichtlich Entwöhnungshilfe oder zumindest Schadensreduktion im Sinne einer „harm reduction“ ableiten zu können. Eine zuverlässige Einschätzung ist aufgrund der Produktvielfalt und ständiger Weiterentwicklung oftmals erschwert. Einige dieser Aspekte möchten wir im Rahmen unseres Symposiums beleuchten. Hierfür stellen die Spezialambulanz für Tabakabhängigkeit der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Klinikum der Universität München und das Bundesinstituts für Risikobewertung (BfR) Berlin eigene Forschungsergebnisse vor. Nach bisherigem Kenntnisstand hat die herkömmliche Verbrennungszigarette das größte Schadenspotential aufgrund der im Tabakrauch enthaltenen Verbrennungsprodukte. Es wird ein Einblick in Schadstoffgehalte in Emissionen von E-Zigaretten und Tabakerhitzern gegeben. Außerdem werden die All-White Nikotinpouches vorgestellt. Eine in Deutschland erhältliche Stichprobe wurde hinsichtlich Nikotingehaltes und anderer Inhaltsstoffe untersucht. Das BfR hat zu diesen Produkten eine vorläufige gesundheitliche Bewertung erarbeitet. Vor allem die Geschwindigkeit, mit der eine suchterzeugende Substanz in den ersten Minuten der Nutzung anflutet, scheint entscheidend für ihr Abhängigkeitspotential zu sein. Verbrennungszigaretten wird daher das höchste Suchtpotential aufgrund der hohen Anflutungsgeschwindigkeit von Nikotin zugeschrieben. Zur Nikotinanflutung durch ENDS wird ein Überblick über bisherige Forschungsergebnisse gegeben. Neben bereits länger verfügbaren E-Zigaretten wurde auch die europäische Version der Trend-E-Zigarette JUUL untersucht. Diese Pod E-Zigarette hat in den USA innerhalb kürzester Zeit zum stärksten Anstieg des Nikotinkonsums unter Jugendlichen seit Jahrzehnten geführt. Zusätzlich werden Daten zur Nikotinanflutung von in Deutschland erhältlichen Tabakerhitzern IQOS und glo vorgestellt.

Das Symposium soll eine Übersicht über die vielfältigen neuen Nikotinprodukte liefern und gleichzeitig die Einschätzung für den klinischen Alltag erleichtern. So könnten erste Hinweise abgeleitet werden, welche Nikotinkonzentration ausreichend sein könnte, um bei abhängigen Rauchern das Rauchverlangen signifikant zu senken. In Kombination mit Erkenntnissen zur Nikotinanflutung, der insgesamt aufgenommenen Nikotinmenge und der auftretenden Nebenwirkungen, könnten daraus relevante Einschätzungen für die Suchttherapie abgeleitet werden.

S-19-001

E-Zigaretten, Tabakerhitzer und Nikotinpouches – Was ist drin?

N. Mallock¹, M. Laible², T. Schulz¹, P. Laux¹, J. Hahn², C. Hutzler¹, A. Luch¹¹Bundesinstitut für Risikobewertung, ²Chemisches und Veterinäruntersuchungsamt

Hintergrund: Alternative Nikotinabgabesysteme wie E-Zigaretten, Tabakerhitzer und Nikotinpouches erlangen seit den letzten Jahren immer mehr an Relevanz. Für die Einordnung dieser Produkte ist es zunächst wichtig zu wissen, wie sie aufgebaut sind und welche Substanzen sie an die Verbraucher abgeben. Neben dem Gehalt an Nikotin sind hier insbesondere krebsauslösende und anderweitig toxikologisch relevante Substanzen von Bedeutung.

Methode: Von E-Zigaretten und Tabakerhitzern wurden mit Hilfe einer Abdampf- bzw. Abrauchmaschine standardisierte Aerosole erzeugt. Diese wurden mit geeigneten Analysemethoden auf ausgewählte Stoffgruppen untersucht. E-Liquids und Nikotinpouches wurden verdünnt bzw. extrahiert und ebenfalls analysiert. Der Nikotingehalt in den Produkten bzw. den Aerosolen wurde bestimmt. Ein weiterer Fokus lag auf der Bestimmung relevanter Schadstoffe, wie beispielsweise krebserregender, leichtflüchtiger Verbindungen.

Ergebnisse: In den Aerosolen von Tabakerhitzern wurden krebserregende Substanzen, wie 1,3-Butadien, Acetaldehyd und Formaldehyd, gefunden, allerdings in geringeren Mengen als in Zigarettenrauch. Im Aerosol der E-Zigaretten wurden Aldehyde nachgewiesen, allerdings ebenfalls in reduziertem Maße im Vergleich zu Zigarettenrauch. Der Nikotingehalt im Aerosol eines Tabakerhitzers lag in etwa im Bereich einer Zigarette mit geringer Nikotinabgabe. In den Nikotinpouches variierten die Nikotinmengen zwischen 2 und 48 mg.

Diskussion und Schlussfolgerung: Tabakerhitzer und E-Zigaretten emittieren gesundheitsgefährdende Stoffe. Daher ist der Konsum dieser Produkte mit einem vermeidbaren gesundheitlichen Risiko verbunden. Es ist allerdings anzumerken, dass die Substanzen, die für die Kanzerogenität des Tabakrauchs hauptverantwortlich sind, durch beide Produkte in geringerer Menge abgegeben werden. Hierbei kann die E-Zigarette unter entsprechenden Bedingungen niedrigere Schadstoffwerte als die untersuchten Tabakerhitzer erzielen. Die Nikotinmenge im Aerosol von E-Zigaretten und Tabakerhitzern ist stark vom Produkt und von Faktoren wie beispielsweise dem Nikotingehalt im E-Liquid abhängig.

S-19-002

Vorläufige Risikobewertung von tabakfreien Nikotinbeutel

T. Schulz¹, N. Mallock¹, P. Laux¹, A. Luch¹¹Bundesinstitut für Risikobewertung

Hintergrund: Tabakfreie Nikotinbeutel sind neue Produkte zur oralen Anwendung. Die Landesuntersuchungsämter betrachten die Beutel als „Novel Food“, entsprechend gilt die von der Europäischen Behörde für Lebensmittelsicherheit (EFSA) abgeleitete Akute Referenzdosis von 0,0008 mg Nikotin pro kg Körpergewicht. Das Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR) hat darüber hinaus Überlegungen bezüglich einer Risikobewertung im Rahmen des Tabakrechts angestellt.

Methode: Hierzu wurde eine Literaturrecherche durchgeführt und die Toxizität von Nikotin bewertet. Ausgehend von der chemikalienrechtlichen Bewertung von Nikotin wurde eine vorläufige Risikobewertung vorgenommen. Zusätzlich hat das BfR eigene experimentelle Studien begonnen, die noch nicht abgeschlossen sind.

Ergebnisse: Die höchste Nikotinmenge, die das BfR in Nikotinbeutel bestimmt hat, liegt bei 47,5 mg Nikotin pro Beutel. Laut einer Studie wird mindestens die Hälfte des Nikotins systemisch aufgenommen. Nach Verwendung von 8 mg Nikotinbeutel werden Blutspiegel wie nach Konsum einer Zigarette erreicht. Aufgrund der akuten Toxizität wurde von der Europäischen Chemikalienagentur ein Schätzwert für die akute Toxizität von 5 mg Nikotin/kg Körpergewicht ermittelt. Das BfR hat auf der Basis chemikalienrechtlicher Überlegungen eine Höchstgrenze von 16,7 mg Nikotin pro Beutel vorgeschlagen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Toxizität von Nikotin manifestiert sich in einer suchtauslösenden und fruchtschädigenden Wirkung sowie adversen Effekten auf das Herz-Kreislaufsystem. Aufgrund der suchtauslösenden Wirkung wird im Falle einer möglichen Anwendung des Tabakrechts ein Verkaufsverbot für Nikotinbeutel an Kinder und Jugendliche vorgeschlagen. Der abgeleitete Höchstwert soll schweren Vergiftungen bei versehentlichem Verschlucken vorbeugen. Nichtraucher, Schwangeren und Stillenden sowie Personen mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen wird vom Konsum der Nikotinbeutel abgeraten.

S-19-003

Suchtpotential der E-Zigarette

A. Rabenstein¹¹LMU Klinikum

Hintergrund: E-Zigaretten erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Insbesondere in den USA kam es nach Einführung der E-Zigarette JUUL zu einem Anstieg des E-Zigarettenkonsums unter Jugendlichen. Der Erfolg von JUUL und E-Zigaretten mit Pod-Systemen war mit einer hohen Nikotinabgabekapazität verbunden, was nach europäischer Tabakrichtlinie auf einen Nikotingehalt 20 mg/ml begrenzt wurde. Wie abhängig eine Substanz macht, scheint eng mit der Anflutungsgeschwindigkeit verbunden.

Methode: Untersucht wurde der Unterschied der Nikotinabgabe der europäischen JUUL Versionen im Vergleich zu Tabakzigaretten. Die Teilnehmer, 15 aktive Raucher und 17 aktive E Zigaretten Nutzer, wurden angewiesen ihr Produkt nach einem festgelegten „Puff Regime“ zu konsumieren. Die Nikotinanalyse erfolgte in venös entnommenem Blut, zu festgelegten Zeitpunkten. Erfasst wurden die ersten 30 Minuten der Nutzung, mit Fokus auf die „Akute Phase“.

Ergebnisse: Die Nikotinabgabe und die Reduktion des Dranges zu rauchen/zu dampfen waren bei der Verwendung der beiden europäischen Juul-Varianten im Vergleich zu Tabakzigaretten geringer. Dies deutet auf ein geringeres Suchtpotenzial als bei der Tabakzigarette hin. Die Nikotinabgabe durch die europäischen Juul-Geräte scheint weniger zufriedenstellend als die der Tabakzigarette. Auch die Modifikation des Pod-Systems führte nach unserem Puffing Regime nicht zu signifikanten Unterschieden in der Nikotinabgabe. Dies konnte durch eine Zusatzuntersuchung mit einer „Abrauchmaschine“ bestätigt werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die europäische JUUL Variante (ursprünglich und modifiziert) hat nach dem angewandten „Puffing Regime“ eine geringere Nikotinabgabe als die herkömmliche Tabakzigarette. Nach dieser Erkenntnis scheint die europäische Variante der E-Zigarette JUUL weniger suchterzeugend zu sein, als bei Markteinführung vermutet. Allerdings ist als eine wesentliche Limitation der Studie die Anwendung nach einem „Puffing Regime“ zu nennen. Daher sind keine Rückschlüsse auf einen „ad libidum Gebrauch“ und die damit verbundene Nikotinabgabe möglich. Diese Lücke soll in Folgestudien untersucht werden.

S-19-004

Suchtpotential von Heat Produkten

J. Vukas¹, A. Rabenstein², N. Mallock¹, T. Rütter²¹LMU Klinikum, ²Bundesinstitut für Risikobewertung

Hintergrund: Mit unserer Studie „Nicotide Heat“ möchten wir die bereits durchgeführte Studie bzgl. des Suchtpotentials der E-Zigarette JUUL (europäische Version) nun mit den zwei in Deutschland verfügbaren Tabakerhitzern IQOS und glo vervollständigen. Dabei wird in erster Linie ebenfalls die Nikotin-Anflutkinetik in der Akutphase untersucht, da sich hieraus Aussagen über das Suchtpotential dieser beiden Tabakerhitzer generieren lassen.

Methode: Für diese 3-armige Pilotstudie im cross-over Design sind 15 Probanden vorgesehen. Jede Person wird zu allen drei Produkten (IQOS, Glo, Tabakzigarette) untersucht. In den ersten fünf Minuten einer jeden Untersuchung wird das Produkt getestet. Über den gesamten Zeitraum von 30 Minuten werden Blutentnahmen durchgeführt, der QSU-G-Fragebogen beantwortet, Fragen zum Craving sowie Fragen zu den Nebenwirkungen gestellt.

Ergebnisse: Abschließende Ergebnisse können nicht erhoben werden, da die Studie noch läuft. Erste Ergebnisse werden ab Juli 2021 erwartet.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es wird vermutet, dass das Suchtpotential der untersuchten Tabakerhitzer etwas niedriger ist als das der Tabakzigarette. Ebenso wird erwartet, dass die beiden Tabakerhitzer IQOS und glo nicht signifikant schneller anfluten als die zu untersuchende konventionelle Tabakzigarette. Außerdem gehen wir davon aus, dass die Geschwindigkeit der Nikotin anflutung aus den Tabakerhitzern positiv mit der Reduktion der Entzugssymptome korreliert.

S-19-005

Neue Konsumformen von Nikotin in der aktuellen Diskussion

T. Rüter¹¹LMU Klinikum

Hintergrund: Die Tabakindustrie sucht fieberhaft nach neuen Märkten. Vermeintlich „gesündere“ Produkte wurden auf den Markt gebracht. Vor allem die E-Zigarette wird von der Industrie als „gesündere Alternative“ oder sogar als ein Entwöhnungsprodukt vermarktet. Auch Tabakerhitzer werden als risikoärmere Produkte beworben. In den letzten Monaten entwickelte sich in der Fachwelt eine breite, teils sehr kontroverse Diskussion über Chancen und Risiken neuer Inhalationsformen von Nikotin.

Methode: Eine systematische Literaturübersicht sowie die aktuellen Leitlinien und Stellungnahmen verschiedener Interessenverbände und Dachgesellschaften sowie von der Tabakindustrie publizierte Daten werden vorgestellt. Eine Synthese des aktuellen Wissens- und Diskussionsstands wird versucht. Historische Missverständnisse und Grundannahmen werden aufgezeigt.

Ergebnisse: Neben Arbeiten der Industrie wurden mittlerweile auch viele seriöse Studien zur Toxizität von E-Zigaretten und Tabakerhitzen und zum Entwöhnungspotenzial der E-Zigarette veröffentlicht. Viele Veröffentlichungen und Statements teilweise auch seriöser Fachgesellschaften zeigen bei genauer Betrachtung starke weltanschauliche Färbungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Diskussion über Nutzen und oder Gefahren der neuen Inhalationsformen von Nikotin wird häufig unwissenschaftlich und sehr emotional geführt. In diesem Vortrag wird versucht, die aktuelle Diskussion verständlich zu machen und für die verschiedenen - teils extremen - Positionen um Verständnis zu werben. Eine Vision für den Platz moderner Inhalationsformen von Nikotin in der Bekämpfung der Tabakabhängigkeit wird vorgestellt.

S-20

Sucht und Missionierung (dg sps Symposium)

Chair(s): G. Bischof¹, A. Uhl²¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, ²Sigmund Freud Privatuniversität (SFU)

Anhand verschiedener Themenbereiche rekonstruiert das Symposium ideologische Konfliktfelder im Bereich der Suchtforschung und -versorgung vor dem Hintergrund einer kritischen Reflexion des aktuellen Forschungsstandes. Beleuchtet wird das Missverhältnis zwischen gesichertem Wissen und den daraus unzulässiger Weise abgeleiteten politischen Empfehlungen im Bereich der Suchtprävention, der Vernachlässigung nicht- abstinenzbezogener Interventionsansätze in Forschung und Behandlung anhand des Beispiels der E-Zigarette im Bereich der Raucherentwöhnung und der selektiven Rezeption der Literatur zu 12-Schritte-Programmen am Beispiel eines aktuellen Cochrane-Reviews sowie der ethischen Problematik subtiler Formen der Indoktrination im Rahmen als partizipativ deklarerter Interventionsansätze in der Suchtkrankenbehandlung.

S-20-001

Glaubenskriege in der Suchtforschung

A. Uhl¹¹Sigmund Freud Privatuniversität (SFU)

Hintergrund: Einige Jahrzehnte orientierte sich die Suchtprävention im deutschsprachigen Raum primär an emanzipatorisch-partizipativen Vorstellungen, die in den Grundsätzen der WHO Ottawa Charta zur Gesundheitsförderung formuliert sind (Gesundheitsförderungsansatz). Derzeit aber mehrten sich europaweit Anzeichen einer Restauration des Paternalismus in der Suchtpolitik (Public-Health-Ansatz).

Methode: Grundlage für die Ausführungen ist eine Synthese der gängigen Diskurse zur Alkoholpolitik in Publikationen und Tagungsbeiträgen, wobei Diskurse in der Suchtprävention mit Diskursen in der epidemiologischen Forschung verglichen werden.

Ergebnisse: Vertreter der Suchtprävention orientierten sich traditionell an Lebenskompetenzförderung und dem Schaffen positiver Rahmenbedingungen im Sinne des Gesundheitsförderungsansatzes. Vertreter der epidemiologischen Forschung orientieren sich seit langem am Public-Health-Ansatz und sprechen sich für eine Kontrollpolitik aus, die ausschließlich auf eine Verringerung der Verfügbarkeit und auf Werbeverbote setzt. Sie werten andere Ansätze, von Suchtprävention bis zu traditioneller Suchttherapie, als teuer und wirkungslos ab. Zusehends gewinnt der Public-Health-Ansatz nun auch in der Suchtprävention Bedeutung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Vertreter beider Positionen versuchen, ihre Sichtweise als solide „evidenzbasiert“ zu propagieren. Angesichts des Umstandes, dass die empirischen Grundlagen für Schlussfolgerungen meist weit weniger belastbar sind als behauptet und dass Empfehlungen für politische Maßnahmen ganz wesentlich auf Werturteilen aufbauen und aufbauen müssen, die unmittelbar mit dem Menschenbild, Gesellschaftsbild und Weltbild zusammenhängen, ist die Evidenzbasis beider Positionen kritisch zu hinterfragen.

Grundlage für den Vortrag: Uhl, A. (2020): Alkoholpolitik und Verhältnismäßigkeit. rausch - Wiener Zeitschrift für Suchttherapie, 9, 2, 6-19.

S-20-002

Harm Reduction – bei jeder Substanz neu beginnen?

H. Stöver¹¹Fachhochschule Frankfurt

Hintergrund: Harm Reduction als Konzept einer patient_innen-/klient_innennahen und lebensweltnahen Gesundheitsförderung hat sich v.a. in der Arbeit mit opioidkonsumierenden Menschen durchgesetzt. Ein erfolgreiches Konzept – über 30 Jahre gewachsen – das wesentlich zu der geringen HIV/AIDS-Belastung dieser Zielgruppe beigetragen hat. In den letzten 10 Jahren ist dieses Konzept auf die Arbeit mit anderen Substanzgebrauchsstörungen im illegalen Bereich übertragen worden (Kokain, Cannabis, Methamphetamin). Seit etwa 2010 haben wir begonnen das Konzept Harm Reduction auf die Menschen mit Substanzgebrauchsstörungen von legalen Substanzen zu übertragen: Alkohol, Tabak, oder nicht – stoffgebunden – Glücksspiel.

Methode: Das Bundesamt für Gesundheit der Schweiz hat mich mit einer systematische Literaturstudie zu diesem Thema beauftragt.

Ergebnisse: Es ergeben sich viele Übertragungsmöglichkeiten des Konzeptes Harm Reduction auf andere Bereiche von Substanzgebrauchsstörungen. V.a. im Alkohol- und Tabakbereich existieren vielfältige Modelle, die zeigen, dass das Konzept Harm Reduction auch in diesen Bereich wirksam ist und erfolgreich sein kann.

Diskussion und Schlussfolgerung: Am Beispiel der Diversifizierung der Rauchentwöhnungsstrategien mittels Substitution des Rauchens durch das Dampfen und Konsum tabakfreier Nikotinbeutel wird exemplarisch deutlich gemacht, welche – moralischen und ideologischen – Hürden zu überwinden sind, um verbraucher_innennahe Ausstiegs- und Kontrollversuche zu unterstützen. Harm Reduction ist ein universelles, wichtiges und erfolgreiches Konzept der Drogenarbeit – unabhängig vom Legalstatus! Es bespielt den Raum zwischen Abhängigkeit und Abstinenz, in dem sich die meisten Menschen bewegen!

S-20-003

Selbsthilfe oder Psychotherapie?

Therapieforschung als Schauplatz ideologischer Auseinandersetzungen

G. Bischof¹, A. Bischof¹, H. Rumpf¹¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Hintergrund: Eine 2020 veröffentlichte Cochrane-Analyse zu Anonymen Alkoholikern und 12-Schritte Programmen (12TSF) bei alkoholbezogenen Störungen schreibt diesen Interventionen eine bessere Evidenz gegenüber etablierten psychotherapeutischen Verfahren zu. Der Beitrag stellt zentrale Befunde des Reviews vor und überprüft deren interne und externe Validität.

Methode: Anhand der inkludierten Originalstudien wurde die Kategorisierung der Interventionen als 12TSF-Programme und die Repräsentativität der gewählten Outcome-Parameter für die in der Originalliteratur berichteten Treatment-Effekte überprüft und einer narrativen Re-analyse unterzogen.

Ergebnisse: Ein substanzieller Teil der als 12TSF klassifizierten Studien beinhaltet eklektische Interventionen, deren Bezugnahme auf 12TSF primär in der Förderung entsprechender Selbsthilfegruppenbesuche lag. Während sich für das Outcome-Maß persistierende Abstinenz Hinweise auf die bessere Effektivität von 12TSF ergeben, wurden andere klinisch bedeutsame Outcome-Maße wie z.B. Symptombelastung nicht berücksichtigt. Durch die Einschränkung der berichteten Outcome-Maße wurden z.T. explizite Hinweise auf klinisch schlechtere Behandlungsergebnisse bei einem Teil der inkludierten Studien nicht berichtet.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die berichteten Befunde stellen eine Übergeneralisierung eines singulären Outcome-Maßes dar. Während die Daten nahelegen, dass die Förderung der Inanspruchnahme von Selbsthilfeangeboten oder anderen abstinenzfördernden sozialen Netzwerken zu einer klinisch bedeutsamen Verbesserung beitragen, sind zentrale Schlussfolgerungen hinsichtlich einer konzeptuellen Überlegenheit von TSF-Verfahren gegenüber etablierten psychotherapeutischen Verfahren nicht schlüssig belegbar.

S-20-004

Psychoedukation oder Indoktrination in der Suchtbehandlung?

M. Wallroth¹¹Fachhochschule Münster

Hintergrund: „Psychoedukation versteht sich nicht als autoritär-direktive Intervention zur Indoktrination der Patienten mit einer ihnen fremden Überzeugung, sondern als interaktive Informationsvermittlung, um das subjektive Erfahrungswissen zu amplifizieren und anzureichern mit den professionellen Behandlungsmöglichkeiten“ (Bäumel, 2014). Mit einer solchen Haltung, ergänzt um Motivierende Gesprächsführung ‚auf Augenhöhe‘ (Demmel, 2016), scheint sich die Suchtbehandlung definitiv auf der Höhe ethischer Korrektheit zu bewegen.

Methode: Der Vortrag bietet dem gegenüber eine vertiefende philosophisch-ethische Analyse der Rolle der Psychoedukation in der Suchtbehandlung unter besonderer Berücksichtigung des Prinzips der Patientenautonomie. Bäumel, J. (2014), Psychoedukation. Zentraler Knotenpunkt im psychotherapeutischen Behandlungsnetz. In Fo Neurologie & Psychiatrie, 16 (9), 54-61. Demmel, R. (2016), Motivational Interviewing – Psychotherapie auf Augenhöhe. In Batra & Bilke-Hentsch (Hrsg.), Praxisbuch Sucht (S. 51-58). Stuttgart: Thieme Verlag.

Ergebnisse: Gerade weil ein gutes Gewissen ein gutes Ruhekitzen ist, ist angesichts einer hoch vulnerablen, in ihren kognitiven und emotionalen Verarbeitungsmöglichkeiten akut eingeschränkten Klientel, die sich zugleich häufig in einer tiefen existentiellen Krise befindet und um eine Neuausrichtung des eigenen Lebens ringt, Vorsicht geboten: Angesichts des vorliegenden Macht- und Wissensgefälles könnten die Grenzlinien zwischen ‚autoritär-direktiver‘ und ‚direktiv-patientenzentrierter‘ Intervention (so für die Motivierende Gesprächsführung, Demmel, 2016) sowie zwischen Aufdrängung eigener suchtbbezogener Überzeugungen und ‚interaktiver Wissensvermittlung‘ komplexer verlaufen als angenommen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es ergibt sich die Aufgabe einer vertiefenden Diskussion der begrifflichen Unterscheidung zwischen Psychoedukation und Indoktrination. Jenseits offen autoritärer Indoktrination, wie sie aus der ‚traditionellen‘ Suchtbehandlung durchaus vertraut ist, gibt es subtilere und manipulativere Formen der Indoktrination, die – so ist zu befürchten – problemlos im Gewand der Psychoedukation auftreten können. Die Vermeidung einer Verwechslung von Psychoedukation und Indoktrination erscheint vor diesem Hintergrund als ungelöste ethische Aufgabe, die dauerhaft Wachsamkeit erfordert.

S-21

Substanzprobleme bei Geflüchteten – neue Ansätze für Prävention und Therapie

Chair(s): I. Schäfer¹, H. Zurhold¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Substanzprobleme bei Geflüchteten können unterschiedliche Facetten aufweisen. Sie können bereits im Herkunftsland vorgelegen haben oder erst nach der Flucht eine Rolle spielen. Praxisberichte weisen darauf hin, dass sie dann oft in Zusammenhang mit Postmigrationsstressoren aber auch Traumafolgestörungen und weiteren psychischen Erkrankungen stehen. Insgesamt zeigen internationale Studien, dass die Häufigkeit substanzbezogener Störungen in Flüchtlingspopulationen deutlich erhöht ist. Zugleich ist das deutsche Suchthilfesystem aktuell nur unzureichend auf die speziellen Bedarfe geflüchteter Menschen eingestellt. So fehlt es bislang an etablierten kultur- und zielgruppenspezifischen Konzepten für Prävention, Beratung, Diagnostik und Therapie. Im Vortrag werden deshalb Befunde aus vier aktuellen Forschungsprojekten zur Prävention und Behandlung von Substanzproblemen bei geflüchteten Menschen in Deutschland vorgestellt und Konsequenzen für die aktuelle Versorgungspraxis daraus abgeleitet. Im ersten Vortrag stellt Prof. Dr. Marion Laging, Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit, Bildung und Pflege, Hochschule Esslingen, das Konzept und erste Ergebnisse eines neuen BMBF-geförderten Projekts Zu Präventionsmaßnahmen und Wissenstransfer bezüglich riskantem Substanzkonsum bei Geflüchteten in Unterkünften vor (PraeWiss). Dr. Heike Zurhold, Zentrum für interdisziplinäre Suchtforschung Hamburg, stellt Daten einer BMG-finanzierten Prävalenzstudie zu Suchtproblemen bei Geflüchteten (Login) in bundesweit 30 Unterkünften vor. Der Fokus wird dabei auf dem Konsum verschreibungspflichtiger Medikamente liegen. Im dritten Vortrag berichtet M. Sc. Laura Fischer, Deutsches Institut für Sucht- und Präventionsforschung Köln, von Erfahrungen mit einem innovativen digitalen Präventionsansatz, der im Rahmen eines BMBF-geförderten Forschungsverbundes (PREPARE) entwickelt wurde. Im vierten Vortrag präsentiert PD Dr. Annett Lotzin, Zentrum für interdisziplinäre Suchtforschung Hamburg, Daten zur Wirksamkeit eines kultursensiblen Gruppentherapieansatzes zur Verbesserung der Affektregulation bei Geflüchteten mit problematischem Substanzkonsum und traumatischen Erfahrungen, aus demselben BMBF-geförderten Forschungsverbund (PREPARE).

S-21-001

Präventionsmaßnahmen und Wissenstransfer bezüglich riskanten Substanzkonsums für Menschen mit Fluchterfahrungen in Übergangwohnheimen: Konzept und erste Ergebnisse aus dem aktuellen Forschungsprojekt

M. Laging¹, T. Heidenreich¹, M. Lorenz¹, J. Taggart¹¹Hochschule Esslingen

Hintergrund: Geflüchtete Menschen stellen aufgrund ihrer Erlebnisse im Herkunftsland und ihrer Flucht sowie der verschiedenen sozialen, psychischen und sozio-kulturellen Stressoren im Ankunftsland eine potentiell besonders vulnerable Gruppe für riskante und abhängige Formen des Substanzkonsums dar. Derzeit gibt es nur sehr begrenzte gesicherte Forschungserkenntnisse und bedarfsgerechte Angebote zur Suchtprävention bei dieser spezifischen Zielgruppe.

Methode: Das durch das BMBF geförderte FuE-Projekt PraeWi befasst sich mit riskantem Substanzkonsum bei geflüchteten Menschen in Gemeinschaftsunterkünften. Es umfasst neben einer Bedarfs- und Ressourcenanalyse die Entwicklung, Implementierung, Evaluation und Dissemination eines Multi-Komponenten-Präventionskonzepts. Es werden erste Ergebnisse der Bedarfs- und Ressourcenerhebung vorgestellt. Mit einem semi-strukturierten Interviewleitfaden wurden 13 Interviews mit Fachkräften und geflüchteten Menschen geführt und anschließend inhaltsanalytisch nach Kuckartz ausgewertet.

Ergebnisse: Die Bedarfs- und Ressourcenanalyse brachte vielseitige Erkenntnisse zum soziokulturellen Verständnis von Sucht und Substanzkonsum, zu den Bedarfslagen in den Gemeinschaftsunterkünften aus der Perspektive verschiedener relevanter Akteur_innen und zu den vorhandenen Ressourcen der geflüchteten Menschen und der Fachkräfte hervor. Zentral für die nun zu entwickelnden Präventionsansätze ist der Fokus auf die Risiken in der Ankommenssituation der geflüchteten Menschen, in welcher der Substanzkonsum als Bewältigungsressource genutzt wird. Zudem ist der Zielgruppe der Zugang zu Präventions- und Interventionsangeboten durch zahlreiche Barrieren erschwert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Aufgrund der bestehenden Barrieren und der besonderen Bedarfslage der geflüchteten Menschen in Gemeinschaftsunterkünften, sind evidenzbasierte, zielgruppenspezifische, kultursensible, settingbasierte, peer-orientierte und niederschwellige Unterstützungsangebote wegweisend, um Zugänge zu schaffen und einen riskanten Substanzkonsum vorzubeugen. Zentral sind die besonderen Risiken in der Ankommenssituation und die daraus resultierende, potenzielle Vulnerabilität geflüchteter Menschen für riskante und abhängige Formen des Substanzkonsums. Demnach sollte Prävention genau hier ansetzen und schwerpunktmäßig Neuankömmlinge ansprechen, um die bestehenden Ressourcen aufrechtzuerhalten und weitere Stärken als Bewältigungsstrategien zu entwickeln.

S-21-002

Einflussfaktoren auf die körperliche und psychische Gesundheit von Geflüchteten und ihre Einnahme von Medikamenten

H. Zurhold¹, S. Kuhn²

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Die Flüchtlingsforschung in Deutschland ist nach wie vor lückenhaft und Erkenntnisse zur Gesundheit von Geflüchteten liegen nur fragmentarisch vor. Zumeist konzentriert sich die Literatur auf die Frage nach der psychischen Gesundheit im Zusammenhang mit traumatischen Fluchterlebnissen. Zur Medikamenteneinnahme von Geflüchteten mangelt es gänzlich an Studien.

Methode: Im Rahmen des vom Bundesministerium geförderten LOGIN-Projektes wurden 2020 insgesamt 567 erwachsene Geflüchtete in 30 Übergangsunterkünften in den vier Bundesländern mit einem standardisierten Fragebogen zu ihrer sozialen und gesundheitlichen Situation sowie zu ihrem Substanzkonsum befragt. Die Befragung erfolgte per Tablet in 6 Sprachen, die von den Geflüchteten selbstständig ausgefüllt wurden, um die Anonymität zu gewährleisten.

Ergebnisse: 60% der Geflüchteten berichteten von einer guten körperlichen Gesundheit und etwas weniger von einer guten psychischen Gesundheit. Der Gesundheitszustand ist signifikant beeinflusst durch das Geschlecht, das Alter, den Asylstatus und das Herkunftsland. Über die Hälfte der Befragten hat bereits im Heimatland Medikamente wie Schmerzmittel, Schlaf- und Beruhigungsmittel oder Antidepressiva genommen. In Deutschland erhöhte sich der Anteil mit Medikamentenkonsum leicht. Geflüchtete Frauen haben signifikant häufiger Medikamente eingenommen, bei der Art des eingenommenen Medikaments unterscheiden sich Männer und Frauen nicht voneinander.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse der Studie bieten erstmals einen Einblick in den Medikamentenkonsum von Geflüchteten und ergänzen die bestehenden Erkenntnisse zur Gesundheit von Geflüchteten. Zu diskutieren ist, warum sich entgegen der Literatur kein Zusammenhang zwischen traumatischen Erlebnissen und der Gesundheit zeigt und insbesondere inwieweit das jeweilige Herkunftsland in der Forschung angemessen berücksichtigt werden kann.

S-21-003

Innovative, digitale Suchtprävention für junge Geflüchtete per Smartphone

L. Fischer¹

¹Deutsches Institut für Sucht- und Präventionsforschung, Köln

Hintergrund: Geflüchtete stellen eine Hochrisikogruppe für problematischen Substanzkonsum und die Transition zu einer manifestierten Suchterkrankung dar. Gleichzeitig fehlen in Deutschland passende und niedrigschwellig zugängliche Präventionsangebote, die einen riskanten Substanzkonsum und somit das Risiko einer Suchterkrankung reduzieren. Passende, digitale Gesundheitsinterventionen haben das Potenzial, suchtgefährdete Geflüchtete zu erreichen und den Zugang zur Gesundheitsversorgung zu verbessern.

Methode: Eine modularisierte digitale Kurzintervention soll in einer einarmigen Durchführbarkeitsstudie hinsichtlich der Nutzung und Akzeptanz der Zielgruppe junger suchtgefährdeter Geflüchteter (n=150) evaluiert werden. Sekundär wird die Substanzkonsumprävalenz prä- und post-Intervention verglichen. Daten werden in Form von Meta-Daten während der App-Nutzung sowie zu vier Messzeitpunkten (Baselinemessung t0 nach Download, Folgerhebungen nach 4 Wochen (t1), 3 Monaten (t2) und 6 Monaten (t3)) erhoben.

Ergebnisse: Die digitale Kurzintervention/die BePrepared-App, wurde im Projektverlauf erfolgreich entwickelt. Vorläufige Nutzungsdaten zeigen eine Dropout-Rate von 46,5% (n=40) nach dem Download der App und vor dem Eintritt in die Baselinemessung t0. Von den erreichten Geflüchteten, die über das dritte Item von t0 als solche identifiziert wurden, schlossen 73,3% (n=11) t0 ab und begannen die Intervention (im Vergleich zu 83,3% (n=25) der Nutzer ohne selbst deklarierten Flüchtlingsstatus). Die weitere Nutzung und Akzeptanz der digitalen Kurzintervention ist noch zu ermitteln.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es besteht ein Bedarf an niedrigschwelligen Angeboten zur indizierten Suchtprävention bei jungen Geflüchteten. Ähnlich wie bei anderen digitalen Gesundheitsinterventionen beobachtet, verzeichnet sich unabhängig der Interventionsinhalte ein hoher Dropout unmittelbar nach dem Herunterladen der App auf das Smartphone und während der Baselinemessung/Screening. Das Nutzungsverhalten der Teilnehmenden, die die Intervention beginnen, wird im weiteren Projektverlauf ermittelt.

S-21-004

STARK-SUD – Überprüfung der Wirksamkeit eines kultursensiblen Gruppentherapieansatzes zur Verbesserung der Affektregulation bei Geflüchteten mit problematischem Substanzkonsum

A. Lotzin¹, P. Hiller¹, S. Milin², I. Schäfer²

¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Für Geflüchtete mit riskantem oder problematischem Suchtmittelkonsum stehen kaum präventive und therapeutische Maßnahmen zur Verfügung. Das Ziel dieser Studie des BMBF Forschungsverbundes PREPARE („Prävention und Behandlung von Suchtproblemen bei Geflüchteten“) ist es, die Wirksamkeit eines integrativen kultursensiblen Gruppentherapieansatzes (STARK-SUD) zur Verbesserung der Affektregulation bei Geflüchteten mit posttraumatischer Belastung und riskantem oder problematischem Suchtmittelkonsum zu untersuchen.

Methode: In die randomisierte kontrollierte Studie werden n=286 männliche Geflüchtete mit psychischer Belastung (GHQ-12 > 13) und mindestens riskantem Substanzkonsum (AUDIT > 7 oder DUDIT > 6) eingeschlossen. Das STARK-SUD Gruppenprogramm wird mit Geflüchteten dolmetschergestützt in sechs Metropolregionen Deutschlands angeboten. Die Wirksamkeit bezogen auf die psychische Belastung (GHQ-12) wird nach Interventionsende sowie nach drei Monaten mit Standardmaßnahmen verglichen.

Ergebnisse: Es wird davon ausgegangen, dass dieser Ansatz die psychische Belastung bei Geflüchteten stärker reduzieren kann als die Standardmaßnahmen für Geflüchtete mit problematischem Substanzkonsum.

Diskussion und Schlussfolgerung: Im Vortrag sollen das Studiendesign und die Intervention vorgestellt und Herausforderungen bei der Durchführung während der aktuellen COVID-19 Pandemiebedingungen diskutiert werden.

S-22

State of the Art: Verhaltenssüchte

Chair(s): H.-J. Rumpf¹, M. Brand²

¹Universität zu Lübeck, ²Universität Duisburg-Essen

Im Sinne eines State of the Art Symposiums reflektieren die Beiträge den aktuellen Stand der Forschung im Hinblick auf Verhaltenssüchte, wobei insbesondere die Computerspielstörung, die Soziale-Netzwerke-Nutzungsstörung, die Shoppingstörung und die Pornografie- Nutzungsstörung adressiert werden. Der erste Beitrag (Brand) bietet einen theoretischen Rahmen zur Einordnung der Störungen sowie ein Modellverständnis zum Entstehungsverlauf. Der zweite Vortrag (Rumpf) fasst den aktuellen Stand zur Diagnostik zusammen und benennt Forschungsdesiderata. Im dritten Beitrag (Wölfling) wird der Stand der Evidenz im Hinblick auf die Behandlung von Internetnutzungsstörungen dargestellt. Der letzte Beitrag (Lindenberg) befasst sich mit der Evidenz im Hinblick auf präventive Maßnahmen.

S-22-001

State of the Art: Verhaltenssuchte – Theorie

M. Brand¹¹Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Theoretische Störungsmodelle können die Forschung inspirieren, indem sie die Ableitung spezifischer Hypothesen zu störungsspezifischen psychologischen und neurobiologischen Mechanismen ermöglichen. Gut fundierte theoretische Modelle können darüberhinausgehend auch in der klinischen Arbeit mit Patient_innen eingesetzt werden, z.B. im Kontext der Psychoedukation und Therapieplanung.

Methode: Narrativer Überblick über aktuelle theoretische Modelle zu spezifischen Verhaltenssuchten. Einen Schwerpunkt bildet die Herausarbeitung von gemeinsamen psychologischen und neurobiologischen Mechanismen, die der Glücksspielstörung, der Computerspielstörung, der Shoppingstörung, der Pornografie-Nutzungsstörung und der problematischen Nutzung sozialer Netzwerke zugrunde liegen könnten. Ebenso wird die aktuelle Evidenz für die Beteiligung dieser Prozesse beispielhaft bewertet.

Ergebnisse: Theoretische Modelle zu Verhaltenssuchten erachten Konzepte wie Reizreaktivität und Verlangen, eine verminderte Inhibitionskontrolle, explizite und implizite Kognitionen und die Ausführung des Verhaltens als Copingstrategie, um mit aversiven emotionalen Zuständen umzugehen, als zentral. Auf Grundlage klassischer und operanter Konditionierungsprozesse wird eine Zunahme der genannten Mechanismen über den Verlauf der Verhaltenssuchte hinweg angenommen. Empirische Befunde bestätigen erste spezifische Annahmen der theoretischen Modelle für verschiedene Verhaltenssuchte.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die in theoretischen Modellen angenommenen Mechanismen der Entstehung und Aufrechterhaltung von Verhaltenssuchten weisen Parallelen untereinander und auch im Vergleich zu Modellen stoffgebundener Süchte auf. Empirische Befunde stützen spezifische Modellannahmen, etwa zu Reizreaktivität, kognitiver Kontrolle, Coping und Aufmerksamkeitsverzerrungen. Eine systematische Betrachtung des Zusammenspiels der angenommenen Mechanismen sowie ein direkter Vergleich verschiedener Verhaltenssuchte stehen bislang aus. Eine solche Untersuchung sollte erfolgen, um die existierenden Modelle zu prüfen und zu spezifizieren, damit sie noch valider in der klinischen Praxis zum Einsatz kommen können.

S-22-002

State of the Art: Verhaltenssuchte – Diagnostik

H. Rumpf¹¹Universität Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Hintergrund: Die Diagnostik von Verhaltenssuchten basiert auf verschiedenen zugrundeliegenden Krankheitskonzepten, wobei sich zunehmend die Merkmale, die für die Computerspielstörung im Diagnostischen und Statistischen Manual Psychischer Störungen in der 5. Revision (DSM-5) sowie in der Internationalen Klassifikation von Krankheiten in der 11. Fassung (ICD-11) vorgeschlagen bzw. festgeschrieben sind.

Methode: In einem narrativen Überblick werden Vorzüge und Kritik der Ansätze im DSM-5 beleuchtet und dem Ansatz in der ICD-11 gegenübergestellt. Es erfolgt eine Sichtung der Literatur zur Validierung der ICD-11 Kriterien für Verhaltenssuchte. Des Weiteren werden eigene Befunde zur Übereinstimmung der Ansätze in DSM-5 und ICD-11 präsentiert.

Ergebnisse: Einige im DSM-5 vorgeschlagene Kriterien zur Diagnostik der Computerspielstörung weisen hohe Zustimmungsraten auf, was zu Überpathologisierung führen kann. Ein Grund dafür ist, dass Merkmale wie dysfunktionales Coping als Prozess und nicht als Kriterium zu verstehen sind. Demgegenüber sind die klinischen Leitlinien in der ICD-11 als zentrale Merkmale süchtigen Verhaltens zu verstehen. Erste Studien stärken das im ICD-11 verankerte Konzept. Analysen zur Computerspiel- und zur Glücksspielstörung legen nahe, dass das Vorliegen von zwei der drei Merkmale eine adäquatere Klassifikation erlauben könnte.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der in der ICD-11 verankerte Ansatz zur Klassifikation von Verhaltenssuchten erscheint erfolgversprechend. Weitere Studien sind allerdings notwendig, um den diagnostischen Algorithmus zu überprüfen. Erste Screeningverfahren sind hierfür bereits entwickelt worden. Weitere Studien - auch unter Nutzung klinischer sowie bevölkerungsbezogener Stichproben - sind von hoher Bedeutung.

S-22-003

Therapie der Internetbezogenen Störungen

K. Wölfling¹¹Universitätsmedizin Mainz

Hintergrund: Auf Basis internationaler evidenzbasierter Forschungsergebnisse wurde folgerichtig die Störung „Gaming Disorder“ im Kapitel „Disorders due to addictive behaviours“ für den ICD-11 vorgeschlagen. Die klinische Praxis zeigt, dass Patientinnen und Patienten mit internetbezogenen Störungen von (Online-) Computerspielen - aber auch von spezifischem Internetnutzungsverhalten, wie Chatten oder Social Networks, Online-Kaufverhalten oder Konsum von pornographischem Material abhängig sein können.

Methode: In einer multizentrischen, randomisiert kontrollierten klinischen Studie (Short-term Treatment of Internet and Computer game Addiction, STICA) wurde an 143 Patienten mit Computerspiel- und Internetsucht die Wirksamkeit einer verhaltenstherapeutischen Intervention überprüft. Zudem wurde in weitergehenden Analysen überprüft, wie effektiv diese Therapie in einzelnen Subformen der internetbezogenen Störungen wirkt.

Ergebnisse: Die Ergebnisse der Effektivitätsüberprüfung zeigen, dass die vorgestellte Verhaltenstherapie umfassend wirksam ist (10fach erhöhte Chance am Ende der Therapie symptomfrei zu sein). In einer Subgruppenanalyse konnte zusätzlich gezeigt werden, welche Effektivitätswerte bei Betroffenen mit unterschiedlichen Internetnutzungsformen zu erwarten sind.

Diskussion und Schlussfolgerung: In der Diskussion soll ein spezifisches integratives Gruppenkonzept für Onlinesexsucht vorgestellt werden, das aus den Ergebnissen der STICA-Studie abgeleitet wurde, und aktuell von uns erprobt wird.

S-22-004

State of the Art: Verhaltenssuchte – Prävention

K. Lindenberg¹¹Goethe-Universität Frankfurt

Hintergrund: Mit Aufnahme der Verhaltenssuchte als eigenständige ICD-11 Kategorie wurde durch die WHO offiziell anerkannt, dass menschliches Verhalten an sich, ohne das Zuführen einer psychotropen Substanz, abhängig machen kann. Exzessive Verhaltensweisen, insbesondere die Nutzung von Computerspielen und Sozialen Netzwerken, betreffen potenziell bereits jüngere Populationen als der exzessive Konsum psychotroper Substanzen. In diesem Zusammenhang wurde international zur effektiven Prävention dieser neuen Süchte aufgerufen.

Methode: Die hier vorgestellten Befunde basieren auf einer umfangreichen, systematischen Literaturrecherche zu Wirksamkeitsstudien von Präventions- und Frühinterventionsmaßnahmen bei Verhaltenssuchten zwischen 2011 und 2021.

Ergebnisse: Es werden die Ergebnisse der systematischen Literaturrecherche vorgestellt und die Evidenzlage verschiedener Interventionen in diversen Settings (Schule, ambulante Prävention, Elternzentrierte Ansätze) diskutiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Zuwachs an verfügbaren, evidenzbasierten präventiven Ansätzen ist ermutigend und ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung.

S-23

Cannabinoide, Cannabis und cannabisbezogene Störungen: Aktuelle TrendsChair(s): E. Hoch¹, M. Holst¹¹LMU Klinikum

Der wissenschaftliche Kenntnisstand zu den pflanzlichen, synthetischen und körpereigenen Cannabinoiden hat zugenommen. Ihre Wirkung auf Gehirn und Körper wird seit der Erforschung des körpereigenen Cannabissystems (eCB) etwas besser verstanden. So ist mittlerweile bekannt, dass das eCB bereits früh im Fötus angelegt und an der Gehirnentwicklung beteiligt ist. Neuere Forschung befasst sich deshalb gezielt mit schädigenden Effekten von Cannabinoiden in der Schwangerschaft und Stillzeit. Doch wie häufig ist der pränatale Cannabiskonsum in Deutschland? Wie werden Schwangere und Mütter von Gynäkologen und Hebammen über potenzielle Risiken für das Kind und sie selbst aufgeklärt und beraten? Diese Fragen beantwortet Sabine Apelt in ihrer Präsentation des Projekts „Cannabiskonsum in der Schwangerschaft“ (CaSCH-T1). Die Cannabisforschung widmet sich in jüngster Zeit vermehrt der Substanz Cannabidiol (CBD). Sie zählt mit (-)- Δ^9 -trans-Tetrahydrocannabinol (THC) zu den wichtigsten Cannabinoiden. Eva Hoch (München) analysiert in ihrem Vortrag „CBD - was ist dran am Hype?“ die wissenschaftlichen Fakten zu Wirkungen und Nebenwirkungen von Cannabidiol bei einem breiten Spektrum von psychischen und körperlichen Symptomen und Erkrankungen. Ob CBD auch zur medikamentösen Behandlung der Cannabisabhängigkeit geeignet ist, erörtert Manuela Holst (Huston Texas / München) in ihrem Beitrag. Sie hat die bisher durchgeführten klinischen Studien systematisch recherchiert und ausgewertet. Andreas Gantner (Berlin) stellt im letzten Vortrag des Symposiums den neuen psychotherapeutischen Behandlungsansatz „FriDA“ vor. Diese systemische Intervention wendet sich insbesondere an junge Cannabiskonsumende_innen und deren Bezugspersonen. Die Zielgruppe ist gesundheitspolitisch von hoher Relevanz. Cannabis kann die Gehirnentwicklung und soziale Reifung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen besonders beeinträchtigen, wie die Cannabisforschung klar belegt.

S-23-001

Cannabiskonsum in der SchwangerschaftS. Apelt¹¹LMU Klinikum

Hintergrund: Von September 2018 bis April 2019 wurde das Projekt „Substanzgebrauch während der Schwangerschaft und seine Folgen für Mutter und Kind – Fokus Cannabis“ in Deutschland durchgeführt. Ziele waren die Ermittlung von 1) Prävalenz des Substanzkonsums während der Schwangerschaft, 2) Wissen über die Risiken des Cannabisgebrauchs während der Schwangerschaft, 3) Art und Effektivität der Behandlung des Cannabisgebrauchs während der Schwangerschaft.

Methode: Eine nicht-interventionelle anonyme Online-Befragung wurde mit dem Ziel durchgeführt, vollständig ausgefüllte Fragebögen von mindestens 200 schwangeren Frauen und Müttern und 50 medizinischen Fachpersonen zu erhalten. Die Teilnehmer wurden hauptsächlich über Facebook und durch direkten Kontakt von mehr als 200 Kliniken und Frauenarztpraxen rekrutiert. Die anonyme Online-Befragung fand über einen eigens für die Studie entwickelten Lime-Survey Fragebogen statt.

Ergebnisse: N=1503 Fragebögen von schwangeren Frauen und Müttern sowie N=45 von medizinischen Fachpersonen konnten ausgewertet werden. 13% der schwangeren Frauen und Mütter gaben an, während der Schwangerschaft Nikotin (68,7%), Alkohol (31,3%), Cannabis (22,1%), Opiate (2,1%), Amphetamine (1,5%) oder Benzodiazepine (1,0%) konsumiert zu haben. 82,4% der schwangeren Frauen und Mütter wissen, dass Cannabisgebrauch während der Schwangerschaft negative Auswirkungen auf das ungeborene Kind und die werdende Mutter haben kann. Zwei Frauen bestätigten, je wegen ihres Cannabiskonsums angesprochen bzw. behandelt worden zu sein.

Diskussion und Schlussfolgerung: Während die hohe Teilnehmerzahl der schwangeren Frauen und Mütter (n=1503) eine Sensibilität der Thematik widerspiegelt, ist die geringe Teilnehmerzahl der Ärzte (n=11 von n=45 Teilnehmern) angesichts der unklaren Risiken von psychotropen Substanzen für Mutter und Kind als „alarmierend“ zu bewerten. Es werden dringend repräsentative deutsche Daten zum Thema Substanzkonsum in der Schwangerschaft gebraucht, um festzustellen, wie hoch der Präventions- und Behandlungsbedarf tatsächlich ist und die in der Befragung aufgedeckte Behandlungslücke von substanzgebrauchenden und tatsächlich behandelten Schwangeren zu schließen.

S-23-002

CBD: Was ist dran am Hype?

E. Hoch¹, F. Krepiev¹, M. Holst¹, U. Preuss²¹LMU Klinikum, ²Vitos Klinik Herborn

Hintergrund: Cannabidiol (CBD) zählt, wie auch Delta-9-Tetrahydrocannabinol (THC), zu den Hauptwirkstoffen der Cannabispflanze. Im Gegensatz zu THC hat es keine berauschende Wirkung. Vielmehr soll CBD stimmungsaufhellend, beruhigend, angstlösend, antipsychotisch, schmerzstillend und entzündungshemmend wirken. Welche positiven Effekte zeigen klinische Studien, in denen CBD in der Behandlung von Menschen mit psychischen Störungen eingesetzt wird? Werden auch adverse Ereignisse oder Medikamente-Interaktionen berichtet?

Methode: Systematisches Review von randomisierten-klinischen Studien in den Datenbanken Pubmed, Cochrane Central Register of Controlled Trials (CENTRAL) einschließlich Ovid, EMBASE, Pubmed, clinicaltrials.gov, ICTRP (bis 2021). Durchführung des Selektionsprozess gemäß der PRISMA-Methodik, Risk of Bias Assessment mit RoB2 Tool (Cochrane-Methodik). Meta-analytische Auswertung mit Random-Effects Model sowie Gewichtung der inversen Varianz und Heterogenitätsparameter.

Ergebnisse: Insgesamt wurden N=4463 Studien identifiziert. Nach Ausschluss der Duplikate wurden N=98 Studien zu den Indikationen Demenz, Substanzbezogene Störungen, Psychose und Schizophrenie, Depression, Bipolare Störungen, Angststörungen, PTSD, Autismusspektrumstörungen und Epilepsie eingeschlossen. Die Volltextüberprüfung bezüglich Ein- und Ausschlusskriterien dauert derzeit noch an.

Diskussion und Schlussfolgerung: Dieser Beitrag stellt die aktuelle Datenlage aus klinischen Studien zu möglichen positiven Wirkungen, Neben- und Wechselwirkungen von CBD in der Behandlung von psychischen Störungen dar. Die Evidenz wird vor dem Hintergrund der Popularität, des rechtlichen Status sowie der Kosten frei erwerblicher CBD-Produkte diskutiert.

S-23-003

CBD zur Behandlung der Cannabisabhängigkeit?

M. Holst¹, E. Hoch¹¹LMU Klinikum

Hintergrund: Cannabis (CB) ist weltweit der häufigste Grund für eine Suchtbehandlung. Aktuell in der Corona-Krise warnen Gesundheitsbehörden und Experten vor CB-Konsum, da er Organfunktionen und das Immunsystem schwächt. Bisher gibt es kein wirksames Medikament, CB-Abhängigkeit zu behandeln. Ergebnisse aus Studien zeigen, dass Cannabidiol (CBD) eine wirksame neue Substanz zur Behandlung von CB-Gebrauchsstörungen (CUD; DSM-5) sein könnte.

Methode: Für eine randomisierte, dreifachblind-kontrollierte Studie werden 100 Menschen mit CB-Gebrauchsstörungen ermittelt. Alle erhalten eine psychosoziale Therapie mit dem Ziel, den Cannabiskonsum zu reduzieren. Jeweils 25 Teilnehmer erhalten CBD (000mg/ 200mg/ 600 mg / 800 mg) über 6 Wochen, einmal wöchentlich. Die wichtigsten Ergebnisse sind: Abstinenz oder Reduzierung des CB-Konsums, Patientenzufriedenheit, Abhängigkeitskriterien, Entzugsbeschwerden und Verlangen nach Cannabis, Wohlbefinden, unerwünschte Nebenwirkungen.

Ergebnisse: Wir möchten in der Studie erfahren, welche Art der Behandlung bei CB-Konsumstörungen besonders wirksam ist, um unsere Arbeit in Forschung und Klinik zu verbessern. Unsere Arbeiten werden veröffentlicht (www.candis-projekt.de). Im Falle einer Wirksamkeit von CBD bei der Behandlung der CB-Konsumstörung, möchten wir eine große Folgestudie durchführen. Unsere Vision ist es, die Versorgung in Deutschland – und darüber hinaus – nachhaltig zu verbessern.

Diskussion und Schlussfolgerung: Dieses Projekt befindet sich noch in der Planung und eine Diskussion steht deshalb derzeit noch aus.

S-23-004

FriDA – ein systemischer Beratungsansatz für junge Cannabiskonsument_innen

A. Gantner¹¹Therapieladen e.V.

Hintergrund: Die Prävalenzen zum Cannabiskonsum bei Jugendlichen verweisen auf einen steigenden Beratungsbedarf im Kontext von cannabisspezifischer Frühintervention. Der Therapieladen e.V. hat 2019 das FriDA auf der Basis der MDFT entwickelt und im Rahmen des Berliner Netzwerks für Frühintervention erprobt.

Methode: Mit FriDA wird ein systemisch-familienorientiertes Frühinterventionskonzept eingeführt und evaluiert. FriDA Berater_innen werden mit einem Trainingskonzept in einer multiperspektivischen Diagnostik geschult und ermutigt, mehr mit Eltern und im Mehrpersonensetting zu arbeiten. Mit dem systemisch-familienorientierten Ansatz sollen auch die Schnittstellen und Vernetzung von Suchthilfe, Jugendhilfe und Schule längerfristig gestärkt und gefördert werden.

Ergebnisse: Die bisherigen Erfahrungen des Berliner Pilotprojekts zeigen eine hohe Akzeptanz und Zufriedenheit mit der Schulung und der Neuorientierung in Beratungsprozessen bei sehr jungen Klient_innen und deren Eltern. Im laufenden bundesweiten FriDA-Transfer nehmen 12 Suchtberatungsstellen teil. Ziel ist die Verbesserung des Zugangs von Minderjährigen und deren Eltern in der Suchthilfe, sowie eine Optimierung von Schnittstellen. Evaluiert wird das Projekt von der delphi-GmbH. Ergebnisse werden 2022 erwartet.

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit der systemisch-konzeptionellen Qualifizierung soll die ambulante Suchthilfe den gewachsenen Bedarf an familienorientierter Beratung bei jugendlichem Cannabiskonsum systematischer und aktiver beantworten können. Insbesondere Eltern und andere Familienangehörige sollen gezielter und systematischer im Umgang mit ihren konsumierenden Kindern unterstützt werden. FriDA-Beratungen sollen eine multidimensionale psychosoziale Perspektive eröffnen und je nach Problemlage, geeignete mögliche weitere Hilfsangebote im Jugendhilfe-, Suchthilfe- und medizinischen System initiieren. Noch bestehende Zuständigkeitsprobleme sollten durch verbesserte Kooperation und Übergänge in altersentsprechende weiterführende Hilfen gelöst werden.

S-24

Tabakentwöhnung und Tabakkontrollmaßnahmen in der Praxis

Chair(s): F. Gudula Loth¹, T. Rütther²¹Technische Universität Chemnitz, ²Spezialambulanz für Tabakabhängigkeit des Klinikums der Universität München

Dieses praxisorientierte Symposium befasst sich mit Tabakentwöhnung und Umsetzung von Tabakkontrollmaßnahmen in verschiedenen Settings. Der Ausbruch der SARS-CoV-2 Pandemie und die damit einhergehenden Kontaktbeschränkungen haben die Anbieter von Entwöhnungsinterventionen vor unerwartete Herausforderungen gestellt. Der plötzlichen Nachfrage nach digitalen Programmen stand ein bis dahin nur spärliches Angebot der universitären Raucherambulanzen gegenüber. Neben einem Überblick über Angebot und Nachfrage bezüglich der Tabakentwöhnung werden auch zwei Online-Interventionen vorgestellt. Ein weiterer Beitrag berichtet, wie die Motivierung zum Rauchstopp im Rahmen der ärztlichen Sprechstunde gelingen kann. Abgerundet wird das Symposium mit der Präsentation von Umfrageergebnissen zum Stand der Tabakkontrolle in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Sophie Lux (Chemnitz) referiert zu mehreren Befragungen im Rahmen des NAKURA-Projekts (Netzwerkanalyse des Kooperationsnetzes universitärer Raucherambulanzen).

2019 wurden alle deutschen universitären Raucherambulanzen zu ihrem Tabakentwöhnungsangebot und dessen Inanspruchnahme befragt. 2020 wurde in einer Folgebefragung untersucht, wie sich die SARS-CoV-2 Pandemie auf die Arbeit und das Angebot der Ambulanzen ausgewirkt hat. Hierbei zeigten sich starke Einschränkungen v.a. bezüglich der Gruppenkurse und eine geringe Verbreitung von Onlineangeboten. 2021 wird eine Nachbefragung zum Stand von digitalen Angeboten zur Tabakentwöhnung erfolgen. Jochen Vukas (Spezialambulanz für Tabakabhängigkeit des Klinikums der Universität München) stellt eine erste Zwischenbilanz eines Online-Rauchfreikurs-Programms vor.

Das Konzept wurde im Zuge der ersten Pandemiewelle im letzten Jahr in Kooperation mit dem IFT Gesundheitsförderung München kurzfristig entwickelt. An der telefonischen Befragung beteiligten sich 28 der 31 Kursteilnehmenden. Der Online-Kurs erfreute sich einer hohen Akzeptanz und eignet sich zur Implementierung in bestehende Angebote zur Tabakentwöhnung durch medizinische Institutionen und weiteren Einrichtungen im Gesundheitssektor. Anil Batra (Tübingen) berichtet über Akzeptanz und Wirksamkeit einer onlinebasierten niederschweligen Zugangsform zu tabak- und alkoholbezogener Beratung: CS-I. Hierbei handelt es sich um eine computer- und smartphone-basierte Intervention zur Reduktion schädlichen Tabak- und Alkoholkonsums. Dieses Unterstützungsangebot erhielten zwei Gruppen (mit vs. ohne E-Coach) im Rahmen der primärärztlichen Versorgung, eine dritte unbehandelte Gruppe wurde als Kontrolle beobachtet. Das Programm erfreute sich höchster Zufriedenheit und erzielte eine Adhärenz von 60%. Die Begleitung des Online-Programms durch einen Psychotherapeuten (E-Coach) erwies sich als vielversprechend.

Hinsichtlich der Reduktion des Alkohol- und Tabakkonsums zeigte sich eine Überlegenheit der beiden Interventionen gegenüber dem Treatment-as-usual. Thomas Hering (Berlin) gibt Einblicke aus ärztlicher Perspektive, wie sich die Motivierung zum und Unterstützung beim Rauchstopp in der Kassenarztpraxis realisieren lässt: Eine Herausforderung im 5-Minuten-Takt. Oft bleiben nur 60-90 Sekunden, um Zwischenanamnese, Status, Medikation sowie Perspektive anzusprechen und zum Aufhören zu motivieren. Hilfe für ein strukturiertes Vorgehen in diesem Szenario wird beleuchtet und es wird die neue Vermittlungsplattform Rauchfrei-in-Berlin.de vorgestellt. Sören Kuitunen-Paul (Dresden) berichtet Ergebnisse einer Online-Befragung zur Umsetzung von Tabakkontrollmaßnahmen in Einrichtungen der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Obwohl ein größerer Teil der Einrichtungen Rauchverbote für Jugendliche in Gebäude und Gelände berichtet, gibt es häufig Raucherzonen sowie Ausnahmen bei bestimmten Störungsbildern. Verstöße werden nicht immer dokumentiert, führen aber fast immer zu pädagogischen oder therapeutischen Konsequenzen. Unterstützende Entwöhnungsangebote sind nicht flächendeckend vorhanden. Daraus werden Verbesserungsmöglichkeiten abgeleitet.

S-24-001

Befragungen universitärer Raucherambulanzen zu Angebot und Inanspruchnahme von Tabakentwöhnung

S. H. Lux¹, F. G. Loth¹, F. Wirth¹, S. Mühlig¹

¹Technische Universität Chemnitz

Hintergrund: Angesichts der SARS-CoV-2-Pandemie ist Tabakabstinenz als Maßnahme zur Gesundheitsprävention wichtiger denn je, da aktuelles Rauchen möglicherweise den Erkrankungsverlauf von COVID-19 verschlechtert. Professionelle Tabakentwöhnungsmaßnahmen erhöhen die Abstinenzraten erwiesenermaßen, dennoch werden diese nur von einer Minderheit der Raucher_innen in Deutschland genutzt. Bestehende Tabakentwöhnungsmaßnahmen stehen darüber hinaus vor der Herausforderung, sich aktuellen pandemiebedingten Veränderungen anzupassen.

Methode: Vorgestellt werden drei Onlinebefragungen im Rahmen des Projekts NAKURA („Netzwerkanalyse des Kooperationsnetzes universitärer Raucherambulanzen“, Förderer: Stiftung Deutsche Krebshilfe). 2019 wurden deutsche universitäre/forschende Raucherambulanzen zu ihrem Tabakentwöhnungsangebot sowie dessen Inanspruchnahme befragt und 2020 die Auswirkungen der SARS-CoV-2-Pandemie auf deren Arbeit und Angebot untersucht. Mitte 2021 erfolgt eine Nachbefragung vor dem Hintergrund der zweiten und dritten Pandemiewelle mit Fokus auf digitalen Angeboten.

Ergebnisse: Die Ergebnisse aller drei Befragungen werden vorgestellt. Die erste Umfrage 2019 zeigte, dass nahezu alle Ambulanzen Gruppeninterventionen mit durchschnittlich sieben Kursen jährlich anbieten. In der Umfrage 2020 zeigten sich starke pandemiebedingte Einschränkungen v.a. bezüglich der Gruppenangebote und eine geringe Verbreitung von Onlineangeboten. Die Erstellung neuer Angebotsformate wurde u.a. durch mangelnde (z.B. personelle) Ressourcen verhindert. Die Daten zur Umfrage 2021 werden im Sommer 2021 erhoben.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die bisherigen Umfragen (2019 und 2020) zeigen, dass universitäre Raucherambulanzen mit ihren evidenzbasierten Angeboten einen wichtigen Beitrag zur Versorgung leisten. Hindernisse zeichnen sich bezüglich der generellen Inanspruchnahme und der Unterbreitung von an die pandemiebedingten Einschränkungen angepassten Interventionen ab. Mit einem Zusammenschluss der Ambulanzen zu einem Forschungs-Praxis-Netzwerk soll künftig die systematische Erforschung der Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität in diesem Bereich vorangetrieben und die Versorgungsqualität optimiert werden.

S-24-002

Funktioniert Tabakentwöhnung in Zeiten der Corona-Pandemie? Erste Zwischenbilanz eines Online-Rauchfreikurs-Programms

J. Vukas¹, A. Rabenstein¹, K. Lochbühler², C. Kröger², T. Rütter¹¹LMU Klinikum, ²Institut für Therapieforschung München

Hintergrund: Um das Angebot zur Tabakentwöhnung aufrechtzuerhalten hat die Spezialambulanz für Tabakabhängigkeit des Klinikums der Universität München in Kooperation mit dem IFT Gesundheitsförderung München kurzfristig einen Tabakentwöhnungskurs im Online-Format konzipiert und erstmalig im Juni 2020 durchgeführt. Bisher existieren in Deutschland keine Umfragen zur Online-Tabakentwöhnung. Ziel war es nun, Aussagen u.a. über die Zufriedenheit mit dem Online-Format des Kurses zu generieren.

Methode: Vorgestellt wird eine telefonische Befragung als erste Zwischenbilanz und erstes Feedback zu den Online-Rauchfreikursen. Sie umfasst die Onlinekurse Juni bis November 2020 und fand im Zeitraum November/Dezember 2020 statt. Es wurden 25 offene, (teil-) geschlossene, Bewertungs- oder Auswahl-Fragen gestellt. Im ersten Teil des Fragebogens wurde zum Kurs befragt, im zweiten Teil zum Rauchen und zu Entwöhnungshilfen (Nikotinpräparate, Medikamente, E-Zigaretten).

Ergebnisse: 28 von 31 Teilnehmer_innen nahmen an der Umfrage teil. 71% der Befragten bewerteten den Kurs mit mindestens 8/10 Punkten. Ca. 50% hätte nicht an einem Präsenzkurs teilgenommen, wenn er angeboten worden wäre. Gut bewertet wurden u.a. die Seminarleiter_innen (Note 8,9/ 10), die Gruppendynamik, der Kursaufbau sowie die Möglichkeit zum Austausch. Verbesserungsvorschläge waren: umfangreichere Nachbetreuung sowie das intensivere Eingehen auf psychologische und gesundheitliche Aspekte des Rauchens. 61% der Befragten (n=17) rauchten zum Zeitpunkt der Befragung nicht.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Online-Rauchfreikurs scheint eine gute Ergänzung zu bereits etablierten Therapieprogrammen der Tabakentwöhnung darzustellen. Das Online-Format macht Tabakentwöhnung trotz Kontaktbeschränkungen möglich und erhöht darüber hinaus die Verfügbarkeit des Gesamtangebots zur Tabakentwöhnung. Die Akzeptanz ist hoch. Aufgrund der bisherigen Umfrageergebnisse kann die Implementierung eines Online-Rauchfreikurses in bestehende Angebote zur Tabakentwöhnung empfohlen werden. Die Umfrage erfolgte für die Teilnehmer zu unterschiedlichen Zeitpunkten nach ihrem Rauchstopp, so dass sich daraus keine zuverlässige Aussage zur Abstinenzquote errechnen lässt. Eine systematische Nachbefragung sollte etabliert werden.

S-24-003

Akzeptanz und Wirksamkeit einer onlinebasierten niederschweligen Zugangsform zu tabak- und alkoholbezogener Beratung: CS-I

A. Batra¹, S. Eck¹, D. Guertler², A. Möhring², K. Krause², G. Bischof³, H. Rumpf³, C. Meyer², K. Fuhr¹¹Universitätsklinikum Tübingen, ²AERIAL-Forschungsverbund,³Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Hintergrund: Niederschwellige Zugangswege zum (Sucht-)Hilfesystem haben in den letzten Jahren insbesondere unter Pandemie-Bedingungen an Bedeutung gewonnen. Die Ziele dieser Studie waren die Erforschung der Machbarkeit und Akzeptanz sowie die Überprüfung der Wirksamkeit einer computer- und smartphonebasierten Intervention (CS-I), die darauf abzielt, den Tabakkonsum in der Allgemeinbevölkerung zu reduzieren.

Methode: 304 Raucher (18 - 64 Jahre) wurden in Krankenhäusern, Hausarztpraxen und online rekrutiert. Die Teilnehmer wurden nach dem Zufallsprinzip den Experimentalgruppen (CS-I oder CS-I mit zusätzlichem E-Coach (CS-Iec)) oder der Kontrollgruppe (TAU) zugeteilt. Die Nutzungshäufigkeit, die Akzeptanz und die Konsumraten (Sieben-Tage-Punkt-Prävalenz der Rauchabstinenz (7-Tage-PPA) nach sechs Wochen und eine Veränderung der Rauchintensität um mindestens 50%) wurden zum Programmende erhoben.

Ergebnisse: Die allgemeine Zufriedenheit mit dem Programm war hoch und die Adhärenz war gut: Ca. 60% der Teilnehmer nahmen am Posttest am Ende des Interventionszeitraums teil. Es zeigte sich eine Überlegenheit von CS-Iec in Bezug auf die 7-Tage-PPA im Vergleich zu den anderen Bedingungen. Sowohl CS-I als auch CS-Iec schnitten im Hinblick auf eine Reduktion der Rauchintensität besser ab als TAU.

Diskussion und Schlussfolgerung: CS-I unterstützt Raucher bei der Reduktion ihrer Rauchintensität und erhöht das Bewusstsein für die Wichtigkeit der Reduktion oder den Ausstieg aus dem Tabakrauchen. CS-I ist kostenlos, einfach in der Routineversorgung zu implementieren und unterstützt Primärversorger dabei, Patienten zur Änderung ihres Rauchverhaltens zu motivieren. CS-I kann unter der URL www.konsumkontrolle.de in der Primärversorgung eingesetzt werden, wo die Förderung der Raucherentwöhnung und die Bereitstellung evidenzbasierter Methoden zur Raucherentwöhnung zwar empfohlen, aber meist nicht umgesetzt werden.

S-24-004

Motivieren zum/Unterstützen beim Rauchstopp in der Kassenarztpraxis: Herausforderung im 5-Minuten-Takt

T. Hering¹¹Lungenarztpraxis Tegel

Hintergrund: Die Mehrzahl der Raucher_innen sind Tabak-abhängig. Sie zeigen oft eine geringe Motivation, sich auf das Thema des Rauchens und des Rauchstopp ansprechen zu lassen, da sie mehrheitlich schlechte Erfahrungen mit Versuchen der Entwöhnung und dem Scheitern der Entwöhnung gemacht haben. Ärzt_innen Ihrerseits erleben in der Sprechstunde, dass sie mit Versuchen der Motivation zum Rauchstopp nicht in erwünschter Weise erfolgreich sind.

Methode: Tabakabhängigkeit ist der herausragende Risikofaktor für Volkskrankheiten. An vorderster Stelle stehen Herzinfarkt, Lungenkrebs und COPD. In der Kassenarzt-Sprechstunde muss deswegen ein entscheidendes Augenmerk auf die Erfassung des Rauchens und die Motivierung zum Rauchstopp gelegt werden.

Ergebnisse: Um in der knappen Sprechstunden-Zeit der Motivation zum Rauchstopp eine Chance zu geben und dem stillen Bündnis der Vermeidung der Thematik durch Patient und Arzt aus dem Weg zu gehen sind besondere Techniken der Ansprache und der Unterstützung von entscheidender Bedeutung. Eine Ressourcen-orientierte motivierende Strategie kann gepaart mit Geduld langfristig die Entscheidung des Patienten in Richtung Entwöhnung steigern, ohne dass auf Arztseite ein Burnout-Risiko entsteht.

Diskussion und Schlussfolgerung: Konsequente Anwendung strukturierter Kurz-Gesprächsstrategien erlauben eine entspannte Vorbereitung und Motivierung zur Umsetzung von langfristig erfolgreicher Tabakentwöhnung. In diese Form der Gesprächsstrategien wird Einblick gegeben.

S-24-005

Eine Online-Befragung zur Umsetzung von Tabakkontrollmaßnahmen in Einrichtungen der Kinder- und Jugendpsychiatrie

S. Kuitunen-Paul¹, M. Teichmann¹, S. Mühlig², K. Lochbühler³,
V. Roessner¹, C. Rustler⁴, T. Rütger⁵, M. Smolka¹, A. Rabenstein⁵¹Technische Universität Dresden, ²Technische Universität Chemnitz, ³Institut für Therapieforchung,⁴Deutsches Netz Rauchfreier Krankenhäuser & Gesundheitseinrichtungen DNRfK e.V., ⁵LMU Klinikum

Einleitung: Das Rauchen von Tabakzigaretten ist besonders unter den Jugendlichen verbreitet, die psychische Störungen aufweise bzw. deshalb in psychiatrischer Behandlung sind. Dem stehen Tabakkontrollmaßnahmen und das Jugendschutzgesetz entgegen. Bisher fehlen Angaben, wie diese in deutschen Einrichtungen der Kinder- und Jugendpsychiatrie (KJP) umgesetzt werden.

Methode: An der standardisierten Online-Befragung zur Umsetzung von Tabakkontrollmaßnahmen in KJP-Einrichtungen nahmen 2020 n=78 Klinikdirektor*innen und leitende Mitarbeiter*innen.

Ergebnisse: Rauchverbote in Gebäude und Gelände werden häufig berichtet, gleichzeitig existieren vielerorts Raucherzonen sowie Ausnahmeregelungen. Verstöße werden nicht immer dokumentiert, führen aber fast immer zu pädagogischen oder therapeutischen Konsequenzen. Unterstützende Entwöhnungsangebote sind in Kliniken nicht flächendeckend vorhanden.

Diskussion und Schlussfolgerungen: Die vorliegende Befragung liefert erstmals Daten zur Umsetzung von Tabakkontrollmaßnahmen in KJP-Einrichtungen in Deutschland. Daraus lassen sich Verbesserungsmöglichkeiten ableiten, wie beispielsweise die Konzeptualisierung rauchfreier KJP-Einrichtungen oder der Ausbau von Entwöhnungsangeboten.

S-25

(Dys-)Regulierung des Verhaltens bei Internetbezogenen VerhaltenssüchtenChair(s): S. M. Müller¹, S. Antons¹¹Universität Duisburg-Essen

In dem Symposium stellen Nachwuchswissenschaftlerinnen aktuelle Ergebnisse empirischer Untersuchungen zu Internetbezogenen Verhaltenssüchten vor. Die Vorträge adressieren den Aspekt der Dysregulierung bzw. Regulierung des Internetnutzungsverhaltens von der Diagnostik bis zur Intervention. Zunächst werden Diagnosekriterien für Internetbezogene Verhaltenssüchte beleuchtet. Im ersten Vortrag (Bottel) wird herausgestellt, welche DSM-5 Kriterien einer gaming disorder bei Menschen mit problematischer Internetnutzung die größte Rolle spielen. Die Ergebnisse eines Selbsttests von über 30.000 Interessierten werden präsentiert und vor dem Hintergrund der im ICD-11 veröffentlichten Diagnosekriterien diskutiert. Im zweiten Vortrag (Müller) wird konkreter auf die ICD-11 Kriterien und insbesondere auf die Relevanz des Kontrollverlustes eingegangen sowie ein neues Instrument zur einheitlichen Erfassung spezifischer Internetbezogener Verhaltenssüchte vorgestellt. Der dritte Vortrag (Antons) adressiert Strategien, die Betroffene anwenden können, um Kontrolle über ihr Verhalten auszuüben bzw. zurückzuerlangen. Der vierte Vortrag (Brailovskaia) behandelt das Thema der kontrollierten Reduktion des Verhaltens als Interventionsmöglichkeit am Beispiel einer experimentellen längsschnittlichen Studie zu reduzierter Facebook Nutzung.

S-25-001

Relevante Kriterien bei der Entstehung und Aufrechterhaltung einer Internetbezogenen StörungL. Bottel¹, M. Brand², J. Dieris-Hirche¹, B. te Wildt³¹Ruhr-Universität Bochum, ²Universität Duisburg Essen, ³Psychosomatische Klinik Kloster Dießen

Hintergrund: Es besteht eine andauernde Debatte hinsichtlich der Übereinstimmung von einzelnen diagnostischen Kriterien einer gaming disorder im DSM-5 und der klinischen Validität. Um eine pathologische Internetnutzung von einer intensiven, aber unproblematischen Nutzung unterscheiden zu können, sind aussagekräftige Diagnosekriterien entscheidend.

Methode: Auf der Homepage eines telemedizinischen Beratungsangebots für Internetsüchtige wurde ein Selbsttest zur Einschätzung der eigenen Internetnutzung für Interessierte veröffentlicht. Der Selbsttest bestand aus neun Fragen (DSM-5 Kriterien einer gaming disorder adaptiert für die allgemeine Internetnutzung als Fragen formuliert und auf fünf-stufiger Likert-Skala von „nie“ bis „sehr häufig“ beantwortet).

Ergebnisse: Über 37.000 Interessierte (n=37.008, 73,8% männlich, Durchschnittsalter 32 Jahre (SD=13,18)) haben den Selbsttest ausgefüllt. 79,1% wurde ein unauffälliges Internetnutzungsverhalten zurückgemeldet (n=29.259, 73,7% männlich, Durchschnittsalter 33 Jahre (SD=13,39)), 10,7% ein missbräuchliches Internetnutzungsverhalten (n=3.970, 73,8% männlich, Durchschnittsalter 29 Jahre (SD=12,09)) und 10,2% ein pathologisches Internetnutzungsverhalten (n=3.779, 74,7% männlich, Durchschnittsalter 30 Jahre (SD=11,95)). Insbesondere der Kontrollverlust und das Fortsetzen der Internetnutzung trotz negativer Konsequenzen sind aufbauend auf den Antworten die häufigsten Symptome bei Personen mit Verdacht auf eine problematische als auch pathologische Internetnutzung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Relevanz der einzelnen DSM-5 Kriterien konnte anhand dieser Studie an einer großen Zahl an Personen genauer untersucht werden. Welche Schlüsse sich daraus für Wissenschaft und Praxis ziehen lassen, werden vor dem Hintergrund bereits bestehender Erkenntnisse und der Diagnosekriterien einer gaming disorder in der ICD-11 diskutiert.

S-25-002

Diagnosekriterien für spezifische Internetbezogene Verhaltenssüchte: Vorstellung eines Instruments zur einheitlichen Erfassung der ICD-11 KriterienS. M. Müller¹, E. Wegmann², H. Rumpf³, M. Brand⁴¹Allgemeine Psychologie: Kognition, ²Universität Duisburg-Essen,³Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie,⁴Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Kontrollverlust ist nach ICD-11 ein Hauptkriterium für „Störungen aufgrund süchtigen Verhaltens“, worunter Gambling Disorder und Gaming Disorder aufgeführt werden. Dieses und die weiteren Diagnosekriterien einer Gaming Disorder könnten auf andere potenzielle internetbezogene Verhaltenssüchte übertragen werden.

Methode: Aktuelle Befunde und Methoden zur Erfassung spezifischer Formen (potenzieller) internetbezogener Verhaltenssüchte werden zusammengefasst. Neben Gaming Disorder und Online-Gambling Disorder, werden problematisches Online-Shopping sowie die problematische Nutzung sozialer Netzwerke und Online-Pornographie betrachtet. Die genannten Verhaltensweisen werden vor dem Hintergrund der ICD-11 Kriterien für Gaming Disorder erörtert. Daten zu dem neuen „Assessment of Criteria for Specific Internet-use Disorders“ (ACSID-11) werden vorgestellt.

Ergebnisse: Studien zeigen eine hohe diagnostische Validität der ICD-11 Kriterien für Gaming Disorder. Potentielle Online-Verhaltenssüchte wie problematische Nutzung von Online-Pornographie, sozialen Netzwerken oder Online-Shopping weisen Gemeinsamkeiten mit Gaming-Disorder Symptomen auf. Die Möglichkeiten der Erfassung (potenzieller) internetbezogener Verhaltenssüchte sind vielfältig. Eine konsistente Erfassung der ICD-11 Kriterien für Gaming Disorder übertragen auf die anderen potenziellen Störungen erscheint notwendig. Erste mit dem ACSID-11 erhobene Daten belegen, dass eine solche einheitliche Messung möglich ist.

Diskussion und Schlussfolgerung: Abgesehen von Gambling Disorder und Gaming Disorder herrscht derzeit noch Uneinigkeit über die Klassifikation anderer spezifischer internetbezogener Verhaltenssüchte. Die Erfassung internetbezogener Verhaltenssüchte erfolgt bisher nicht einheitlich. Die ICD-11 Kriterien für Gaming Disorder können auf andere spezifische internetbezogene Verhaltenssüchte übertragen werden. Eine einheitliche Erfassung über verschiedene Verhaltenssüchte hinweg ist essenziell zur weiteren Erforschung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden spezifischer Störungen.

S-25-003

Faktoren für eine erfolgreiche Anwendung von Selbstregulationsstrategien bei (Internetbezogenen) Verhaltenssüchten

S. Antons¹, M. Liebherr¹, S. M. Müller², E. Wegmann¹, A. Brandtner¹, M. Brand¹

¹Universität Duisburg-Essen, ²Allgemeine Psychologie: Kognition

Hintergrund: Ein zentrales Symptom von (Internetbezogenen) Verhaltenssüchten ist die verringerte Kontrolle über das Verhalten. Theoretische Modelle gehen davon aus, dass die Anwendung von Selbstregulationsstrategien dazu beiträgt, das Verhalten erfolgreich zu regulieren. Offen ist jedoch, welche Faktoren zu einer erfolgreichen Anwendung von Strategien beitragen.

Methode: Analysiert wurden Daten von 363 Personen, welche angaben, eine von drei Verhaltensweisen im Alltag regulieren zu wollen: Gaming, Nutzung sozialer Netzwerke, Nutzung von Pornographie. Es wurden Häufigkeit, Schwierigkeit und Erfolg des Einsatzes von verschiedenen Selbstregulationsstrategien sowie Symptomschwere, Intensität des Cravings, intrinsische und extrinsische Änderungsmotivation mittels Fragebögen erhoben. Die Daten wurden sowohl mit inferenzstatistischen Methoden und Methoden des maschinellen Lernens ausgewertet.

Ergebnisse: Personen mit einer höheren Symptomschwere einer internetbezogenen Verhaltenssucht waren weniger erfolgreich beim Einsatz von Selbstregulationsstrategien, obwohl sie diese häufiger einsetzen. Insbesondere, die Intensität des Cravings und die intrinsische Motivation sind Faktoren, die zum Erfolg des Einsatzes von Selbstregulationsstrategien beitragen. Die inferenzstatistischen Ergebnisse werden durch die Ergebnisse aus dem maschinellen Lernen mittels Entscheidungsbäumen gestützt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Insgesamt kann die Betrachtung von Selbstregulationsstrategien mögliche Hinweise darauf liefern, wieso Personen mit einer Internetbezogenen Verhaltenssucht eine verringerte Kontrolle über das Verhalten erleben. Hierbei scheint weniger die Häufigkeit der Strategieanwendung als vielmehr die Intensität des Cravings und die intrinsische Änderungsmotivation von Relevanz, welche zum erfolgreichen Einsatz der Strategien beitragen. Der Einsatz von Entscheidungsbäumen basierend auf Methoden des maschinellen Lernens kann möglicherweise zukünftig präventive und interventive Maßnahmen unterstützen.

S-25-004

Führt eine kontrollierte Reduktion der Facebook-Nutzungszeit zur Verbesserung der psychischen Gesundheit und einem gesünderen Lebensstil? Eine experimentelle längsschnittliche Untersuchung

J. Brailovskaia¹¹Ruhr-Universität Bochum

Hintergrund: Mit 1.79 Milliarden täglichen Nutzern ist Facebook die größte soziale Plattform weltweit. Intensive Facebook-Nutzung kann Lebenszufriedenheit reduzieren und suchtartige Tendenzen sowie Depressionssymptome fördern. Die vorliegende Studie untersuchte, wie sich die psychische Gesundheit im Zeitalter der digitalen Revolution schützen lässt.

Methode: Die Experimentalgruppe (N=140) reduzierte für zwei Wochen ihre tägliche Facebook-Nutzungszeit für 20 Minuten; die Kontrollgruppe (N=146) erhielt keine spezifische Instruktion. Beide Gruppen beantworteten zu fünf Messzeitpunkten Online-Umfragen zu Lebenszufriedenheit (SWLS), suchtartigem Facebook-Nutzungsverhalten (BFAS), Depressionssymptomen (DASS-21), sportlicher Aktivität und Rauchverhalten (Prä-Messung: Tag 0; Zwischen-Messung: Tag 7; Post-Messung: Tag 15; Follow-up 1: Tag 45; Follow-up 2: Tag 105).

Ergebnisse: Varianzanalysen mit Messwiederholung zeigten signifikante Gruppenunterschiede über die Zeit. Nur in der Experimentalgruppe kam es zum signifikanten Anstieg von Lebenszufriedenheit und sportlicher Aktivität. Ebenfalls nur in der Experimentalgruppe kam es zur signifikanten Reduktion von suchtartigem Facebook-Nutzungsverhalten, Depressionssymptomen sowie Rauchverhalten (Effektstärken: Cohen's d bis zu 0.72). Die Effekte blieben auch zu Follow-up 2 stabil. In der Kontrollgruppe zeigten sich keine signifikanten Veränderungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die vorliegenden Studienbefunde zeigen, dass eine kontrollierte Reduktion der Facebook-Nutzungszeit längerfristig (bis zu drei Monate) die suchtartigen Tendenzen reduzieren, die psychische Gesundheit fördern (Steigerung von Lebenszufriedenheit, Reduktion von Depressionssymptomen) und zum gesünderen Lebensstil (Steigerung sportlicher Aktivität, Reduktion vom Rauchverhalten) beitragen kann. Präventionsprogramme zum Schutz der psychischen Gesundheit sollten Schulungen zum kompetenten Umgang mit sozialen Plattformen beinhalten. Hierbei sollte der Fokus auf eine bewusste Kontrolle der Nutzungszeit und Tage frei von Online-Aktivität gelegt werden.

S-26

Compulsive Sexual Behavior Disorder und Problematische Pornographie-Nutzung: Prädiktive Faktoren einer verringerten Kontrolle und Möglichkeiten für Interventionen

Chair(s): S. Antons¹, M. Veit²¹Universität Duisburg-Essen, ²Medizinische Hochschule Hannover

Die Compulsive Sexual Behavior Disorder (CSBD), aktuell im ICD-11 klassifiziert als Impulskontrollstörung, weist symptomatisch und ätiologisch starke Parallelen zu Verhaltenssuchten auf. Die Verhaltensweise, die am häufigsten von Personen mit CSBD gezeigt wird, ist die problematische Nutzung von Pornographie. Im Rahmen des Symposiums sollen phänomenologische, neurobiologische, affektive sowie kognitive Faktoren vorgestellt werden, die zu einer verringerten Kontrolle über das sexuelle Verhalten, wie der Pornographie-Nutzung, beitragen sowie Möglichkeiten für Interventionen aufgezeigt werden. Der erste Vortrag (Veit) adressiert Persönlichkeitsfaktoren, welche mit einer stärkeren Symptomatik einer CSBD zusammenhängen. Anschließend werden neurobiologische Korrelate der CSBD vorgestellt (Engel). Der dritte Beitrag adressiert aktuelle durch die Corona Pandemie ausgelöste Faktoren, die mit Aspekten einer problematischen Pornographie-Nutzung korrelieren (Golder). Im vierten Beitrag wird das Zusammenspiel von Cravingerleben und Selbstregulation als Prädiktoren für eine problematische Pornographie-Nutzung betrachtet (Antons). Abschließend werden Möglichkeiten der Behandlung einer CSBD vorgestellt, welche im Rahmen einer systematischen Literaturrecherche identifiziert wurden (Stark). Das Symposium liefert somit weitere empirische Befunde, die zum Verständnis und der Behandlung des suchtartigen Störungsbildes beitragen.

S-26-001

Dimensionen der Persönlichkeit bei zwanghaftem SexualverhaltenM. Veit¹, J. Engel¹, M. Carstensen¹, C. Sinke¹, U. Hartmann¹, T. Krüger¹¹Medizinische Hochschule Hannover

Hintergrund: Zwanghaftes Sexualverhalten ist charakterisiert durch wiederkehrende, intensive und exzessive Beschäftigung mit sexuellen Fantasien, Verlangen und Verhaltensweisen, welche zu einem klinisch relevanten Level an Stress und negativen Konsequenzen für Betroffene darstellen. Frühere Studien konnten Zusammenhänge zwischen sexuellen Störungen wie z.B. hypersexuellem Verhalten und Persönlichkeitsfaktoren zeigen.

Methode: Diese Studie wendet den dimensionalen Ansatz zur Erfassung von Persönlichkeitsstörungen und –akzentuierungen des DSM-5 an, um Zusammenhänge zwischen Symptomen zwanghaften Sexualverhaltens und pathologischen Persönlichkeitsmerkmalen zu erfassen. 47 männliche Probanden mit der Diagnose zwanghaften Sexualverhaltens und 38 gesunde Kontrollprobanden (hinsichtlich Alter und Bildungsstand gematcht) wurden hinsichtlich ihrer sexuellen Verhaltensweisen sowie Persönlichkeitszügen anhand der 100-Item-Version des Personality Inventory for DSM-5 (PID-5-FBF) untersucht.

Ergebnisse: Probanden mit der Diagnose einer CSBD zeigten höhere Level an Persönlichkeitsauffälligkeiten im Hinblick auf alle PID-5-FBF-Domänen (negative Affektivität, Verslossenheit, Antagonismus, Enthemmtheit und Psychotizismus) sowie weitere signifikant veränderte Facetten. Darüber hinaus zeigte sich insbesondere der Faktor „Enthemmtheit“ als signifikanter Prädiktor für Symptome zwanghaften Sexualverhaltens.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Befunde werden hinsichtlich biopsychosozialer Entstehungsmodelle und möglichen individualisierten Therapieansätzen diskutiert.

S-26-002

Strukturelle Bildgebung und funktionale Konnektivität des Gehirns bei zwanghaftem SexualverhaltenJ. Engel¹, C. Sinke¹, A. Gkavanozi¹, M. Veit¹, U. Hartmann¹, T. Krüger¹¹Medizinische Hochschule Hannover

Hintergrund: In der klinischen Versorgung werden häufig Menschen mit zwanghaftem Sexualverhalten (engl. compulsive sexual behavior disorder - CSBD) vorstellig. Die dieser Störung zugrundeliegende Neurobiologie bleibt jedoch bisher unklar. In der ICD-11 wird die Störung unter einer Impulskontrollstörung geführt, wohingegen auch eine Klassifikation als Verhaltenssucht oder Zwangsstörung diskutiert wird.

Methode: Es wurden Unterschiede in der neurobiologischen Bildgebung zwischen 39 Männern mit CSBD und 34 Kontrollprobanden, die nach Alter und Bildung gematcht wurden, mit struktureller und resting-state Magnetresonanztomographie untersucht. Der Fokus dieser Untersuchung liegt auf frontalen und limbischen Regionen, die für die emotionale Verarbeitung und Verhaltenskontrolle hoch relevant sind.

Ergebnisse: Im Vergleich zu gesunden Kontrollen zeigten sich bei Männern mit CSBD größere Volumina der grauen Substanz des rechten Kleinhirns und des linken Precuneus sowie eine verminderte Konnektivität zwischen rechten mittleren orbitofrontalen Kortex und rechten Gyrus Rectus sowie rechten mittleren temporalen Kortex. Darüber hinaus ist die funktionale Konnektivität mit dem Gyrus Rectus negativ mit der sexuellen Exzitation und dem Pornographiekonsum der letzten Woche korreliert, während die Konnektivität zum Temporallappen negativ mit der sexuellen Exzitation und den Impulsivitätswerten korreliert ist.

Diskussion und Schlussfolgerung: Vor dem Hintergrund, dass der orbitofrontale Kortex als wichtiges Zentrum des Belohnungssystems fungiert, unterstreichen die Ergebnisse die mögliche Bedeutung einer Suchtkomponente in der Ätiologie von CSBD. Gerade die Verringerung der funktionellen Konnektivität in Männern mit CSBD zum Gyrus Rectus, der unter anderem für die Inhibition des Sexualverhaltens diskutiert wird, ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung. Für ein tieferes Verständnis des Zusammenspiels von emotionaler und Verhaltenskontrolle ist weitere Forschung notwendig. Diese kann zu einer differenzierteren und effektiveren Diagnostik und Behandlung führen.

S-26-003

Pornographienutzung außer Kontrolle in der Corona Pandemie?S. Golder¹, C. Markert¹, A. Baranowski¹, R. Stark¹¹Justus-Liebig-Universität Gießen

Hintergrund: Seit Beginn der Corona Pandemie wurden ihre möglichen Auswirkungen auf verschiedene psychische Erkrankungen diskutiert. Bei Verhaltenssuchten, wie der Pornographie-Nutzungsstörung (PNS), wird ein Anstieg der Prävalenz erwartet und Forschungsbedarf bezüglich der geänderten Risikofaktoren gesehen. In dieser Studie wurde in verschiedenen Phasen der Pandemie die problematische Pornographienutzung (PPN) erhoben und die korrelativen Zusammenhänge mit verschiedenen Facetten der erlebten Einschränkungen untersucht.

Methode: In einer longitudinalen Online-Studie wurden bei einer Stichprobe (N=100; 71 weiblich, 23 männlich, 3 divers) verschiedene Aspekte einer PPN, gemessen mit der Problematic Pornography Consumption Scale, erhoben. Darüber hinaus wurde das Ausmaß der Corona bedingten subjektiv wahrgenommenen Einschränkungen im Alltag, im Sexualleben sowie in der Freizeitgestaltung zweimal im Abstand von zwei Monaten erfasst.

Ergebnisse: Entgegen der Erwartung korrelierte die wahrgenommene Eingeschränktheit im Alltag und in der Freizeitgestaltung negativ mit verschiedenen Aspekten einer PPN (z.B. Anstieg der PPN, Ausmaß von partnerschaftlichen Konflikten durch die Pornographienutzung). Dem gegenüber korrelierte das Ausmaß der Eingeschränktheit im Sexualleben erwartungsgemäß positiv mit den verschiedenen Aspekten der PPN, wie der generellen Bedeutung von Pornographie im Leben der Teilnehmer_innen und der Bedeutung von Pornographienutzung zur Stimmungsregulation.

Diskussion und Schlussfolgerung: Zusammenfassend war nicht jede Form von Einschränkung in der Pandemie mit mehr PPN assoziiert. Stattdessen waren Einschränkungen im Alltag und in der Freizeitgestaltung sogar negativ mit einer PPN korreliert und nur Einschränkungen bezüglich des Sexuallebens korrelierten positiv mit einer steigenden PPN. Eine Erklärung könnte darin liegen, dass durch die Einschränkungen im Alltag und der Freizeitgestaltung mehr Zeit mit den Partner_innen zur Verfügung stand und deshalb eine kompensatorische Pornographienutzung wegfiel. Erst wenn Einschränkungen im Sexualleben erlebt wurden, stieg die PPN.

S-26-004

Craving und Selbstregulation als zentrale Prädiktoren einer problematischen Pornographie-NutzungS. Antons¹, M. Brand¹¹Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Forschungsarbeiten zur problematischen Pornographie-Nutzung (PPN) zeigen, dass die suchartige Symptomatik durch eine generelle Selbstregulationsfähigkeit, dem Verlangen, Pornographie zu nutzen, und der spezifischen Kontrolle in Bezug auf die Pornographie-Nutzung erklärt werden kann, wobei das Zusammenspiel aller Faktoren bisher nicht untersucht wurde.

Methode: Die Analysen beinhalten Daten von 1107 Personen zur Symptomschwere, genereller Selbstregulationsfähigkeit, Verlangen und spezifischer Kontrolle, welche im Rahmen einer Online-Befragung erhoben wurden. Basierend auf theoretischen Annahmen wurden Mediationsmodelle geprüft.

Ergebnisse: Generelle Selbstregulationsfähigkeit, Verlangen und spezifische Kontrolle wurden als eigenständige Prädiktoren der PPN Symptomschwere identifiziert. Darüber hinaus wird der Effekt des Verlangens teilweise durch die spezifische Kontrolle vermittelt. Entgegengesetzt der Annahme bestehen in der vorliegenden Stichprobe keine Interaktionseffekte zwischen der generellen Selbstregulationsfähigkeit und den situativen Faktoren (Verlangen, spezifische Kontrolle). In einem weiteren Mediationsmodell wurde gezeigt, dass der Effekt der generellen Selbstregulationsfähigkeit ebenfalls über das Verlangen und die spezifische Kontrolle vermittelt wird.

Diskussion und Schlussfolgerung: Wie im Interaction of Person-Affect-Cognition-Execution Modell angenommen, scheint der Effekt des Verlangens auf die Symptomschwere in Teilen durch eine reduzierte spezifische Kontrolle über die Pornographie-Nutzung begründet zu sein. Auch die generelle Selbstregulationsfähigkeit scheint relevant zu sein, jedoch weniger in Interaktion mit den anderen Faktoren. Insgesamt sollten die genannten Faktoren als Anknüpfungspunkte für Interventionen und Präventionsprogramme in Betracht gezogen werden. Darüber hinaus gilt es, in weiteren Studien die spezifischen Wirkweisen der generellen und spezifischen Selbstregulation zu untersuchen.

S-26-005

Pornographie-Nutzungsstörung – was tun? Ergebnisse einer systematischen LiteraturrechercheR. Stark¹, S. Antons²¹Justus-Liebig-Universität Gießen, ²Universität Duisburg-Essen

Hintergrund: Die Pornografie-Nutzungsstörung erfährt im zukünftigen ICD-11 mehr Beachtung als bisher und lässt sich entweder unter den Impulsstörungen oder den Verhaltenssuchten diagnostizieren. Da es bisher keine Leitlinien für die Behandlung dieser Störung gibt, wird aktuell im Rahmen einer S1 Leitlinie-Entwicklung „Computerspielabhängigkeit und weitere mit der Internetnutzung zusammenhängende Störungen“ (AWMF: 076-011) ein systematisches Literaturreview durchgeführt, um zu wissenschaftlich fundierten Empfehlungen zu kommen.

Methode: Der systematische Literaturreview wurde bei PROSPERO (<https://www.crd.york.ac.uk/prospero/>) präregistriert. Die Datenbanken PubMed, PsycInfo, Sciencedirekt und WebOfScience werden für den Zeitraum vom 2000 bis Mai 2020 werden dahingehend durchsucht, ob in Zeitschriftenabstracts Stichworte wie „Pornosucht“, „Pornografieabhängigkeit“, „Hypersexualität“ und ebenso Suchbegriffe wie „Intervention“, „Maßnahme“, oder „Therapie“ vorkommen. Hierbei werden nur Originalstudien in den Review aufgenommen, bei denen die Pornografie-Nutzungsstörung die primäre Störung ist.

Ergebnisse: Die Ergebnisse des systematischen Literaturreviews werden vorgestellt. Dabei wird darauf hingewiesen, dass in der Vergangenheit allgemein anerkannte Kriterien für die Diagnose der Pornografie-Nutzungsstörung fehlten, so dass die Ergebnisse verschiedener Studien nur bedingt miteinander verglichen werden können.

Diskussion und Schlussfolgerung: In der Diskussion werden die wichtigsten Erkenntnisse des Literaturreviews zusammengefasst und kritisch hinterfragt. Besonders soll auf die bisherigen Forschungslücken eingegangen werden, die es bezüglich der Behandlung der Pornografie-Nutzungsstörung gibt.

S-27

Internetnutzungsstörungen und ihre Schnittstellen zu verschiedenen Sektoren der psychosozialen VersorgungChair(s): K. Lindenberg¹, K. Petersen²¹Goethe-Universität Frankfurt, ²Universitätsklinikum Tübingen

Die Versorgung Betroffener von Internetnutzungsstörungen erfordert eine sektorenübergreifende, interdisziplinäre Zusammenarbeit. Vier Arbeiten thematisieren relevante Schnittstellen. Die erste Arbeit präsentiert die Prävalenz der Störung bei Betroffenen mit stoffgebundenen Suchterkrankungen und diskutiert Implikationen der Früherkennung in der stationären Suchttherapie einer Kinder- und Jugendpsychiatrie. Der zweite Vortrag stellt Längsschnittergebnisse zu Prädiktoren der Spontanremission bei unbehandelten Hochrisikojugendlichen vor und diskutiert Implikationen für die individualisierte Prävention. Der dritte Beitrag beleuchtet den bisher wenig beachteten Hilfebedarf für Eltern von betroffenen Jugendlichen und diskutiert Unterstützungsmöglichkeiten für Eltern. Die vierte Arbeit stellt erste Zwischenergebnisse eines Onlineprogramms zum Motivationsaufbau vor und diskutiert die Relevanz innovativer, niederschwelliger Zugangswege zur Behandlung.

S-27-001

Prävalenzbestimmung und Charakterisierung von problematischem Online-Suchtverhalten bei stationär behandelten Kindern und Jugendlichen mit substanzbezogenen Suchtstörungen

M. Noack¹, B. Zillekens¹, M. Holtmann¹, T. Legenbauer¹¹LWL-Universitätsklinikum Hamm der Ruhr-Universität Bochum

Hintergrund: Problematische oder abhängige Online-Beschäftigung und stoffgebundener Substanzkonsum zeigen bei Erwachsenen eine wechselseitige Beeinflussung. Erhöhter Substanzkonsum korreliert hierbei oft mit erhöhter digitaler Mediennutzung. Abhängige Videospiel-Spieler konsumieren oft mehr Suchtmittel als nicht abhängige Spieler in der Literatur. Vergleichbare Studien für Kinder- und Jugendliche sind deutlich seltener.

Methode: Untersucht wurde das Onlineverhalten mithilfe der Skala zum Onlinesuchtverhalten bei Kindern und Jugendlichen (OSV-S, Wölfling et al., 2010) bei 179 stationären Patienten mit einer substanzbezogenen Suchtstörung der Kinder- und Jugendpsychiatrie LWL-Universitätsklinik Hamm. Die nähere Charakterisierung erfolgte über eine Eingangsroutine-Basis-Erhebung sowie einer weiteren Testbatterie zur suchtspezifischen Erfassung von Suchtausprägung, Abstinenzzuversicht und Motivation.

Ergebnisse: Insgesamt wurde bei 5,1 % (n=9) der suchterkrankten Patienten ein abhängiges Onlineverhalten und bei 21,1 % (n=37) ein moderat-abhängiges (missbräuchliches) Onlineverhalten identifiziert. Wenngleich keine Unterschiede in soziodemographischen Eigenschaften gefunden wurden, zeigte sich die Abstinenzzuversicht bei den Patienten mit einem auffälligem Onlineverhalten geringer ausgeprägt. Des Weiteren zeigten diese Patienten vermehrt ungünstige Emotionsregulationsstrategien, eine höhere Affinität zu Alkohol und Tabak, Schlafprobleme und ein größeres Bedürfnis, Ruhe zu vermeiden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Jugendliche Patienten mit substanzbezogenen Störungen in dieser Kohorte zeigten in der subjektiven Einschätzung im Vergleich zur Altersgruppe in der Bevölkerung deutlich mehr Auffälligkeiten im Online-Suchtverhalten. Auch innerhalb der Stichprobe ergaben sich Gruppenunterschiede. Diese Jugendlichen müssen auch in Bezug auf Internetnutzungsstörungen als Risikogruppe angesehen werden. In der Diagnostik und Therapie sind Phänomene wie Suchtverlagerung und Rückzug in den digitalen Raum zu beachten und in eine suchtspezifische Gesamtbehandlung zu integrieren.

S-27-002

Internetnutzungsstörungen (INS): Ein unterschätzter Hilfebedarf auch der Eltern Betroffener?

K. Petersen¹, I. Brandhorst¹, S. Hanke¹, V. Roth¹, G. Barth¹, A. Batra¹¹Universitätsklinikum Tübingen

Hintergrund: Häufig sind die Eltern von Jugendlichen mit INS die ersten, die Kontakt mit dem Suchthilfesystem aufnehmen. Im Fokus von Studien und Beratung/ Behandlung steht die Belastung der Jugendlichen mit diesen Störungen, während die Belastung der Eltern nur wenig Aufmerksamkeit erhält. Diese Studie untersucht die Belastung der Eltern von Jugendlichen mit INS und Möglichkeiten unterstützender Interventionen.

Methode: Mehr als hundert Eltern von Jugendlichen mit Problemen der Computer- oder Internetnutzung wurden online befragt, wobei Personen aus der schulischen Elternvertretung sowie aus Einrichtungen der Suchthilfe den Kontakt zur Zielgruppe herzustellen halfen. Der Fragebogen umfasste diagnostische Instrumente zur Symptombelastung der Jugendlichen und der Eltern sowie Merkmalen der familiären Kommunikation und Beziehung.

Ergebnisse: Es zeigten sich positive signifikante Zusammenhänge zwischen der Symptombelastung der Eltern und der fremdeingeschätzten Belastung der Jugendlichen sowie signifikant negative der Symptombelastung zu Merkmalen der familiären Kommunikation und Beziehungsqualität.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Studie weist daraufhin, dass auch die Eltern von Jugendlichen mit INS Belastungen zeigen und Unterstützungsbedarfe aufweisen. Möglichkeiten einer solchen Unterstützung werden diskutiert.

S-27-003

Onlinebasiertes Motivationsprogramm zur Reduktion des problematischen Medienkonsums und Förderung der Behandlungsmotivation bei Menschen mit Computerspielabhängigkeit und Internetsucht (OMPRIS): Zwischenergebnisse eines RCTs

J. Dieris-Hirche¹, L. Böttel², M. Pape¹, S. Herpertz¹¹LWL-Universitätsklinikum Hamm der Ruhr-Universität Bochum, ²Ruhr-Universität Bochum

Hintergrund: Das vom Innovationsfond des G-BA geförderte multizentrische Versorgungsforschungsprojekt OMPRIS hat zum Ziel, einer chronischen internetbezogenen Suchtentwicklung mittels telemedizinischer Interventionen frühzeitig entgegen zu wirken. Hierfür wurde ein webcambasiertes, störungsorientiertes Interventionsprogramm entwickelt, welches niedrigschwellig über eine freie Plattform Betroffene erreicht (www.onlinesucht-hilfe.com). Die 4-wöchige Intervention (2-3x/Woche) bietet den Teilnehmenden störungsorientierte Hilfen mit motivationsfördernden, suchtherapeutischen, alltagsstrukturierenden sowie ressourcenfördernden Inhalten inkl. Sozialberatung an.

Methode: OMPRIS wird als RCT evaluiert (Wartekontrollgruppe). Als primärer Outcome wird die Reduktion der Symptomlast (OSVe) nach der 4-wöchigen Intervention (oder Wartephase) gemessen. Zudem folgt eine Follow-up-Erhebung nach 6 Wochen und 6 Monaten. Sekundäre Outcomes sind Veränderungsmotivation, psychische Belastungen, Selbstwert, Lebenszufriedenheit, Lifestyle (z.B. Schlafhygiene) sowie die Vermittlung an analoge Beratungsstellen. Begleitend wird eine gesundheitsökonomische Evaluation durchgeführt.

Ergebnisse: Es werden erste deskriptive Zwischenergebnisse berichtet, da die Rekrutierung bis April 2022 läuft. Bisher (Stand Juni 2021) haben über N=1.869 Personen ab 16 Jahren den OMPRIS Selbsttest durchgeführt. Von 148 registrierten Nutzer_innen haben 118 Personen ein Erstgespräch online durchgeführt. Insgesamt 89 Personen wurden randomisiert, 73 Betroffene haben bisher die Beratung oder Wartezeit durchlaufen. Insgesamt wurden bisher 69 Beratungen komplett durchgeführt, die ersten Rückmeldungen der Betroffenen waren sehr positiv. Zum Kongress werden aktualisierte Ergebnisse präsentiert und zur Diskussion angeregt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit OMPRIS wird eine innovative telemedizinische Versorgungsform entwickelt, deren Format z.B. von Kostenträgern genutzt wird, um eine Frühprävention der Internetnutzungsstörung anzubieten. Telemedizinische Angebote über das Internet scheinen auch bei Internetnutzungsstörungen erfolgreich anwendbar.

S-27-004

Prädiktoren für eine Spontanremission von problematischer Internetnutzung im Jugendalter: Eine Längsschnittstudie

K. Lindenberg¹, L. Wartberg²¹Goethe-Universität Frankfurt, ²MSH Medical School Hamburg

Hintergrund: Die problematische Nutzung des Internets gewinnt zunehmend an Bedeutung. Insbesondere für Jugendliche werden in vielen Ländern hohe Prävalenzraten berichtet. Trotz der wachsenden internationalen Forschungsaktivitäten haben sich vergleichsweise sehr wenige Studien auf die Spontanremission und ihre möglichen Ursachen konzentriert.

Methode: In einer Risikopopulation von 272 Jugendlichen untersuchten wir, welche soziodemographischen und psychosozialen Charakteristika bei Studienbeginn (zu t1) die Spontanremission von problematischem Internetgebrauch ein Jahr später (zu t2) vorhersagten.

Ergebnisse: In bivariaten Regressionsanalysen fanden wir männliches Geschlecht, höhere Selbstwirksamkeit (t1), ein niedrigeres Niveau von maladaptiven Emotionsregulationsstrategien (t1), geringere Depression (t1), geringere Leistungs- und Schulangst (t1), geringere Angst vor sozialer Interaktion (t1) und geringere Prokrastination (t1) als Prädiktoren für eine Spontanremission der problematischen Internetnutzung zu t2. In der multivariablen Analyse war eine geringere Ausprägung von maladaptiven Emotionsregulationsstrategien (t1) der einzige statistisch signifikante Prädiktor für die Spontanremission ein Jahr später (t2).

Diskussion und Schlussfolgerung: Erstmalig konnte die hohe Relevanz von Emotionsregulation für die Spontanremission von problematischem Internetgebrauch bei Jugendlichen beobachtet werden. Basierend auf diesen Befunden könnte die adaptive Emotionsregulation in zukünftigen Präventionsmaßnahmen gezielt trainiert und zeitgleich maladaptive Emotionsregulation abgebaut werden.

S-28

„Suchtstörungen im Kindes- und Jugendalter – achtsamkeitsbasierte Mechanismen, Prävention und Behandlung – ausgewählte Befunde aus dem Forschungsverbund IMAC-Mind (BMBF)“

Chair(s): N. Arnaud¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Trotz Fortschritten im Verständnis der Entwicklung von Substanzkonsumstörungen sind die Effekte von Prävention und Behandlung insgesamt vergleichsweise gering und neue Ansätze erforderlich. Neurobehaviorale Voraussetzungen wie Impulsivität, Fähigkeiten zur Selbstregulation und Stressreagibilität spielen neben weiteren Risiko- und Schutzfaktoren eine zentrale Rolle für die Entwicklung von Substanzkonsumstörungen. Eine wachsende Literatur zeigt, dass neurobehaviorale Faktoren durch achtsamkeitsbasierte Interventionen bei Kindern und Jugendlichen günstig beeinflusst werden können und die Integration achtsamkeitsbasierter Übungen in kinder- und jugendgerechte Präventions- und Behandlungsprogramme gelingen kann. Im Rahmen des vom BMBF geförderten Forschungsverbund „IMAC-Mind: Verbesserung der psychischen Gesundheit und Verringerung von Suchtgefahr im Kindes- und Jugendalter durch Achtsamkeit: Mechanismen, Prävention und Behandlung“ sollen die neurosoziobehavioralen Risikoprofile für Suchterkrankungen untersucht werden. Im IMAC-Mind-Symposium stellen einzelne Teilprojekte des Forschungsverbundes folgende (Teil-) Ergebnisse vor: „das Konsumverhalten Jugendlicher während der COVID-19-Pandemie und die Bedeutung von Achtsamkeit“ (Beitrag von Marlen Prignitz, Mannheim), „vorgeburtlicher Androgeneinfluss auf süchtiges Verhalten in Jugend und Adoleszenz“ (Beitrag von Bernd Lenz, Mannheim/ Erlangen), „familiales Hilfesuchverhalten während der COVID-19-Pandemie und die Verschiebung der Prävention in den digitalen Raum“ (Beitrag von Simone Franz, Hamburg), „vorläufige Ergebnisse zur Wirksamkeit einer stationären achtsamkeitsbasierten Therapie bei jungen Cannabisabhängigen“ (Beitrag von Tanja Legenbauer, Hamm/ Bochum).

S-28-001

Jugendliches Konsumverhalten während der COVID-19-Pandemie und die Bedeutung von Achtsamkeit

M. Prignitz¹, S. Guldner¹, H. Flor¹, F. Nees^{1,2}¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim,²Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Hintergrund: Die Adoleszenz ist eine Lebensphase mit hoher Vulnerabilität für die Entwicklung von Alkoholerkrankungen. Hierbei tragen neurobiologische und psychosoziale Faktoren zu individuellen Unterschieden in der Vulnerabilität bei. Vor allem im Hinblick auf psychosoziale Vulnerabilitätsfaktoren sollte die aktuelle COVID-19-Pandemie besondere Berücksichtigung finden. Das damit verbundene Stress-/Angsterleben könnte den Konsum von Alkohol intensivieren, was gerade in der Umbruchphase Jugendalter negative Konsequenzen haben könnte.

Methode: Im Rahmen eines Teilprojektes (TP2) im BMBF geförderten IMAC-Mind Verbund haben wir von 75 Jugendlichen (36 weiblich, Alter 15.13 Jahre) Informationen zum Alkoholkonsum erhoben und während der ersten COVID-19 Lockdown-Phase im Frühjahr 2020 im Abstand von jeweils 14 Tagen und über 6 Wochen mit einem Onlinefragebogen zu ihrem Verhalten und ihren Emotionen während der Pandemie befragt.

Ergebnisse: Die individuellen Verläufe zeigen keine generellen signifikanten Veränderungen im Alkoholkonsum, jedoch sehen wir eine deutliche Varianz bei den Emotionen der Jugendlichen. Je nach emotionaler Lage zeigen sich dann auch Reaktionen in Bezug auf den Alkoholkonsum – die Emotionen sagen den Alkoholkonsum hierbei direkt vorher (aufgeklärte Varianz 69.0% bis 91.5%). Hierbei scheint eine erhöhte Achtsamkeit bei den Jugendlichen zusätzlich ein signifikanter Moderator zu sein.

Diskussion und Schlussfolgerung: Während der 1. Welle der COVID-19-Pandemie zeigt sich der Alkoholkonsum bei Jugendlichen im Verlauf relativ stabil, jedoch sind Veränderungen und Schwankungen in den Emotionen zu beobachten, die dann auch den Alkoholkonsum zu Beginn der 2. Welle beeinflussen. Achtsamkeit scheint hierbei ein wichtiger Faktor zu sein, der dieser negativen Entwicklung entgegenwirken könnte. Maßnahmen zur Steigerung von Achtsamkeit könnten daher auch präventiv eingesetzt werden, um den negativen Einfluss von negativen Emotionen in Belastungssituationen auf den Alkoholkonsum zu reduzieren.

S-28-002

Vorgeburtlicher Androgeneinfluss auf süchtiges Verhalten in Jugend und AdoleszenzB. Lenz¹, A. Eichler², J. Kornhuber²¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ²Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Hintergrund: Umweltfaktoren prägen bereits vorgeburtlich die Hirnentwicklung mit lebenslang anhaltenden Effekten auf Erleben und Verhalten. Es wird vermutet, dass bestimmte mütterliche Risiken während der Schwangerschaft mit einer erhöhten intrauterinen Androgenexposition des ungeborenen Kindes zusammenhängen, was wiederum das Risiko für späteres süchtiges Verhalten beim Jugendlichen und Adoleszenten erhöht.

Methode: Im Beitrag wird die präklinische und klinische Evidenz für das oben genannte Modell dargestellt.

Ergebnisse: In Tierexperimenten führt intrauterine Androgenrezeptormodulation zu Veränderungen von adulter neuro-naler Genexpression und Alkoholtrinkverhalten. Biomarkergestützte Untersuchungen lassen auch beim Menschen vermuten, dass intrauterine Hyperandrogenisierung das Risiko für späteres süchtiges Verhalten und assoziierte Phänotypen in der Jugend, Adoleszenz und im Erwachsenenalter erhöht. Diese Biomarkerstudien deuten auch an, dass mütterlicher Stress und Substanzkonsum während der Schwangerschaft in Zusammenhang mit kindlicher intrauteriner Androgenexposition stehen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es ist weitere Forschung notwendig, um die Effekte intrauterinen Androgeneinflusses auf süchtiges Verhalten insbesondere im Jugendalter besser zu verstehen. Das Modell eröffnet Ansätze für die Entwicklung neuer präventiver und therapeutischer Strategien.

S-28-003

Familiales Hilfesuchverhalten während der COVID-19-Pandemie und die Verschiebung in den digitalen RaumS. Franz¹, K. Simon-Kutscher¹, S. Kunze¹, S. Bröning², R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²MSH Medical School Hamburg

Hintergrund: Der Übergang vom Kindes- in das Jugendalter ist eine besonders sensible Entwicklungsphase und spielt eine wichtige Rolle hinsichtlich der Entwicklung von Suchterkrankungen. Viele Kinder und Familien erleben jedoch einen stark veränderten Alltag aufgrund der Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie. Das Präventionsprogramm „Familien (achtsam) stärken“ unterstützt Familien mit Kindern zwischen 10 und 14 Jahren dabei, Herausforderungen im Familienalltag gemeinsam zu bewältigen.

Methode: Berichtet wird eine Stichprobe von Familien, die Interesse gezeigt haben, an einem familienbasierten Suchtpräventionsprogramm teilzunehmen. Dabei handelt es sich um eine Teil-Stichprobe einer laufenden Studie zur Evaluation eines Präventionsprogrammes. Die Gesamt-Stichprobe wird anhand des Zeitpunktes der Anmeldung in zwei Gruppen unterteilt. Die Analyse erfolgt deskriptiv und die Ergebnisse werden vor dem Hintergrund der veränderten Lebensrealität durch die Pandemie diskutiert.

Ergebnisse: Die Daten zeigen keinen Anstieg der Anmeldequote in Abhängigkeit von der Pandemie für die Zeiträume August 2019 bis März 2020 sowie August 2020 bis März 2021. Gleichzeitig ist der Anteil derjenigen Familien, die aufgrund eines auffälligen Screenings nicht in die Studie eingeschlossen werden können weiterhin hoch. Auch die Abbruchrate vor und während des Programmes ist weitestgehend unverändert. Dies soll vor dem Hintergrund von Belastung der Familie sowie deren Erreichbarkeit diskutiert werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Inwiefern sich die erlebte Belastung, Anmeldequote und Abbruchrate im Vergleich zwischen vor und während der Pandemie verändert haben, wird im Beitrag näher beleuchtet. Dabei spielen auch das gezeigte Hilfesuchverhalten und die Erreichbarkeit der Familien eine Rolle. Die Implementierbarkeit der jeweiligen Programmvarianten sowohl in das Hilfesystem als auch in die Lebenswelt Familie wird diskutiert.

S-28-004

IMAC Mind it – vorläufige Ergebnisse eines achtsamkeitsbasierten Gruppentherapieprogramms zur Behandlung von Jugendlichen mit Abhängigkeitserkrankungen

T. Legenbauer¹, C. Baldus², L. Mokros¹, L. Kretzschmar¹, A. Schulz², R. Herdering¹, C. Huhn¹,
L. Kaffke¹, S. Schiller², A. Daubmann², A. Zapf², M. Holtmann¹, N. Arnaud², R. Thomasius²

¹LWL-Universitätsklinikum Hamm der Ruhr-Universität Bochum, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Trotz stetiger Weiterentwicklungen therapeutischer Angebote sind Rückfallquoten nach stationärer suchtspezifischer Behandlung im Jugendalter hoch. Achtsamkeitsbasierte Programme erscheinen vielversprechend, um über meditationsbasierte Techniken den Umgang mit Craving und internalen Auslösern zu verbessern und damit Rückfallquoten zu optimieren. Bislang fehlen aber Studien für jugendliche Populationen. Die vorliegende explorative randomisiert-kontrollierte Studie untersucht (initiale) Wirksamkeit und Akzeptanz eines achtsamkeitsbasierten Gruppentherapieansatzes im stationären jugendpsychiatrischen Setting.

Methode: Im Rahmen der explorativen randomisiert-kontrollierten Studie (gefördert vom BMBF01GL1745G), wurden 84 Patient_innen nach Abschluss des qualifizierten Entzugs entweder dem Treatment-as-usual (TAU; multimodale, kinder- und jugendpsychiatrische Suchtbehandlung; n=42) oder der MIND IT! Bedingung (TAU + achtsamkeitsbasierte 12-stündige Gruppenbehandlung; n=42) zugewiesen. Achtsamkeit und Selbstregulation wurden über Selbstbericht und neuro-psychologische Testbatterie Prä-Post und nach 6 Monaten erfasst.

Ergebnisse: Primäres Outcome stellen die Konsumtage nach 6 Monaten im Vergleich der Gruppen dar. Sekundäre Analysen beziehen sich auf Veränderungen der Selbstregulation und Achtsamkeit. Durchschnittlich nahmen die MIND IT! Teilnehmer_innen 6 Gruppensitzungen wahr (zumeist bedingt durch disziplinarische Entlassungen). Es traten keine AEs auf, welche mit der Gruppenteilnahme in Zusammenhang standen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Aktuell werden die letzten 6-Monats-Katamneseerhebungen abgeschlossen. Erste Ergebnisse zum Konsumverhalten und Cravingerleben sowie Veränderungen hinsichtlich Selbstregulation und Achtsamkeit im Gruppenvergleich werden im Rahmen des Vortrags vorgestellt und deren Implikation für weitere Forschungsarbeiten und die klinische Praxis diskutiert.

S-29

Symposium der DG Sucht Nachwuchsgruppe

Chair(s): A. Koopmann¹, S. Kuitunen-Paul²

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ²Technische Universität Dresden

Für Studierende und Berufsanfänger_innen, die sich im Rahmen ihres Studiums oder in den ersten Berufsjahren mit Suchterkrankungen auseinandergesetzt haben und über ihren weiteren Karriereweg in diesem Arbeitsbereich nachdenken, bietet der Suchtkongress ein spannendes Austauschforum mit erfahrenen Kolleg_innen. Die Nachwuchsgruppe der DG-Sucht möchte die Beteiligung Studierender und Berufsanfänger_innen aus den Bereichen der Suchtforschung und Suchttherapie an diesem Kongress unterstützen und ihnen in diesem Symposium die Möglichkeit geben, ihre eigenen Projekte der Fachöffentlichkeit vorzustellen. Hierzu hat die Nachwuchsgruppe mit Unterstützung durch die DG Sucht 4 Teilnahmestipendien für den Suchtkongress ausgeschrieben. Die Gewinner dieser Stipendien werden in diesem Symposium ihre Projekte vorstellen.

S-29-001

Ist eine stationäre dialektisch-behaviorale Therapie für Patient_innen mit Substanzgebrauchsstörung (DBT-S) wirksam und kann dieser Effekt durch Yoga verstärkt werden?

A. Koopmann¹, A. Steinhauser¹, J.M. Bumb¹, C. Wisch¹, R. Schuster¹,
I. Reinhard¹, U. Frischknecht¹, F. Enning¹, C. Schmahl¹, F. Kiefer¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: PatientInnen mit Borderline-Persönlichkeitsstörungen (BPD) und komorbider Substanzstörung (SUD) leiden unter zahlreichen Beeinträchtigungen in vielen Lebensbereichen. Zudem erscheinen derzeitige Behandlungsmöglichkeiten für Patient_innen mit BPD und SUD aufgrund hoher Rückfallraten bisher nicht ausreichend. Da Yoga einen positiven Einfluss auf die Symptome bei Patienten mit Depressionen, Angstzuständen, SUD und posttraumatischer Belastungsstörung hat, kann es auch bei komorbider BPD und SUD wirksam sein.

Methode: In einer quasiexperimentellen Studie wurden 39 Patient_innen mit BPS und SUD während einer stationären DBT-S untersucht. Die Experimentalgruppe erhielt im Gegensatz zur Kontrollgruppe wöchentliche Yoga-Sitzungen. Das Belastungsniveau sowie die Symptombelastung wurden zu verschiedenen Zeitpunkten mittels visueller Analogskala (VAS) und Fragebögen erfasst.

Ergebnisse: Es wurden Varianzanalysen mit Messwiederholungen durchgeführt. Die Varianzanalyse mit Messwiederholung und dem jeweiligen psychometrischen Test als Prädiktor ergab signifikante Effekte über die Messzeitpunkte hinweg (STAI_S $p=0.023$, BDI $p=0.000$; PSS $p=0.013$, BSL $p=0.030$). Zusätzlich zum Zeiteffekt wies der STAI_T einen signifikanten Interaktionseffekt ($p=0.020$) auf. Das Belastungsniveau (Δ VAS) als abhängige Variable ergab zudem einen signifikanten Interaktionseffekt ($p=0.002$).

Diskussion und Schlussfolgerung: In dieser Studie konnte gezeigt werden, dass die stationäre DBT-S zu einer Reduktion der allgemeinen psychopathologischen Symptombelastung der PatientInnen mit BPD und komorbider SUD führt. Dieser Effekt konnte noch zusätzlich durch Yoga verstärkt werden, was sich dadurch zeigte, dass durch regelmäßige Teilnahme an Yoga-Sitzungen die Grundanspannung der PatientInnen mit BPD und SUD sank. Zudem lässt sich Yoga als wirksamer Akut-Skill einsetzen, da bereits nach der ersten Anwendung eine Reduktion der Anspannung erzielt werden kann.

S-29-002

Marker des pränatalen Cannabiskonsums: Eine Hilfestellung für die Schwangerschaftsbetreuung

S. Kuitunen-Paul¹, A. Gillert²

¹Technische Universität Dresden, ²LMU München

Hintergrund: Cannabis ist die am häufigsten konsumierte, illegale Droge in Deutschland. Der aktuelle Stand der Forschung zeigt, dass der pränatale Cannabiskonsum negative gesundheitliche Folgen für Kind und Mutter hat. Pränataler Cannabiskonsum wird häufig nicht entdeckt und auch nicht behandelt. Ziel dieser Arbeit ist es, beobachtbare Marker für den pränatalen Cannabiskonsum zu identifizieren und so ein Screening in der Schwangerschaftsbetreuung zu ermöglichen.

Methode: Das Projekt wurde vom Gesundheitsministerium für Gesundheit gefördert und auf der internationalen Datenbank klinischer Studien der WHO registriert. Zudem erfolgte eine Freigabe durch die Ethikkommission der LMU München. Im Rahmen einer deutschlandweiten Onlineumfrage wurden soziodemografische Daten, der Mutterschaftsstatus und der Substanzgebrauch von 1503 Müttern und Schwangeren erhoben und analysiert, wovon zum Zeitpunkt der Befragung 865 schwanger waren.

Ergebnisse: Der Anteil der Cannabiskonsumierenden lag bei 2.9 %. Für Schwangere, die Tabak konsumieren, sind die adjustierten Odds für Cannabiskonsum um den Faktor 9.26 ($\beta=2.21$, $p < .001$) höher als für Schwangere, die keinen Tabak konsumieren. Der Alkoholkonsum in der Schwangerschaft erhöht die adjustierten Odds für Cannabiskonsum um den Faktor 7.20 ($\beta=1.97$, $p=.046$). Ein Modellvergleich ergab, dass ein Modell, das die Variablen Bildungsstand, Tabakkonsum und Alkoholkonsum enthält, BIC=171.64, den niedrigsten Wert aufweist.

Diskussion und Schlussfolgerung: Als Marker für den pränatalen Cannabiskonsum konnte der Beigebrauch von Tabak und Alkohol ausgemacht werden. Ein Modellvergleich ergab jedoch, dass die Kombination aus niedriger Ausbildungsstufe sowie Tabak- und Alkoholkonsum einer Schwangeren am besten geeignet ist, um auf pränatalen Cannabiskonsum hinzuweisen. Es konnte gezeigt werden, dass Cannabiskonsum während der Schwangerschaft bisher nicht im Fokus der Schwangerschaftsbetreuung liegt. Die identifizierten Marker sind in der Praxis beobachtbar und bieten die Möglichkeit, schwangere Cannabiskonsumierende zukünftig besser zu erkennen und in der Folge zu therapieren.

S-29-003

Res@t-P – ein ressourcenstärkendes Gruppentherapieprogramm für Eltern von Kindern und Jugendlichen mit problematischer Computerspielnutzung

M. Luderer¹, J. Hülquist²

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Die problematische Computerspielnutzung im Kindes- und Jugendalter gelangt zunehmend in den Fokus von Familien, stellt ein zunehmendes Problem für Adoleszente, Familien und Gesellschaft dar. Um diese Situation adäquat zu bewältigen, benötigt es ganzheitliche Therapiekonzepte. Die internationale Studienlage spricht für einen bedeutsamen Stellenwert elterlicher Faktoren in der Ätiologie und Aufrechterhaltung der Störung. Erste Studien mit Elterneinbindung deuten auf einen therapeutischen Nutzen hinsichtlich der Krankheitsbewältigung hin.

Methode: Mittels Selbstbeobachtung und Psychoedukation wird ein Störungsverständnis vermittelt. Hintergründe, Erziehung und Reglementierung werden ebenso wie die elterliche Belastung, Hilfsangebote und Rückfallprophylaxe behandelt. Mittels Fragebögen werden der Einfluss auf das Wohlbefinden, Selbstwirksamkeit sowie auf Erziehungsstil und Familienfunktionalität an drei Messzeitpunkten erfasst.

Ergebnisse: Im Sommer 2021 wird die Erhebung der hier vorgestellten Pilotstudie zur Evaluation des Programmes mit ca. 40 Eltern abgeschlossen sein. Erste Zwischenergebnisse sprechen für eine positive Wirksamkeit auf das Wohlbefinden und die Selbstwirksamkeit der Eltern bei mehrheitlich guter Programmakzeptanz. Diese Pilotstudie soll die therapeutische Relevanz aktiver Elterneinbindung in den Therapieprozess darlegen. Sie setzt an den familiären Entstehungsfaktoren an und bildet somit eine Säule der Krankheitsbewältigung für Kinder und Jugendlichen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die hiesige Pilotstudie evaluiert primär die Wirksamkeit des Gruppentrainings hinsichtlich der oben genannten Parameter bei den teilnehmenden Eltern und soll als Grundlage für weitere Studien dienen, in denen u.a. die Wirksamkeit auf den Krankheitsbewältigungsprozess der Kinder evaluiert werden soll. Außerdem wird eine randomisiert kontrollierte Studie zur Überprüfung der Ergebnisse angestrebt. Da die Datenerhebung erst im August 2021 endgültig abgeschlossen ist, liegen zum jetzigen Zeitpunkt zunächst nur Zwischenergebnisse vor.

S-29-004

Externe Validierung einer Single-Item Skala zur Erfassung der Motivation zum Rauchstopp: Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung (DEBRA Studie)

Y. Pashutina¹, S. Kastaun², E. Ratschen³, L. Shahab⁴, D. Kotz¹

¹Institut für Allgemeinmedizin (ifam), Centre for Health and Society (chs), Medizinische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf,

²Universitätsklinikum Düsseldorf,

³Department of Health Sciences, University of York, York, United Kingdom,

⁴Department of Behavioural Science and Health, University College London, London, United Kingdom

Hintergrund: Die Motivation to Stop Scale (MTSS) ist eine englischsprachige Single-Item Skala, die Rauchstoppversuche valide vorhersagen kann. Ziel dieser Arbeit war die externe Validierung der deutschsprachigen Version der MTSS (Motivation zum Rauchstopp Skala, MRS) an einer Stichprobe von aktuell Tabakrauchenden in Deutschland zur Vorhersage von Rauchstoppversuchen in den nächsten sechs Monaten.

Methode: Analysiert wurden Daten der Deutschen Befragung zum Rauchverhalten von 767 Tabakrauchenden. Die MRS (Grad 1-7=keine bis höchste Motivation) wurde bei der Erstbefragung eingesetzt. Bei der 6-Monats-Nachbefragung wurden Rauchstoppversuche seit Erstbefragung erfasst. Logistische Regression wurde durchgeführt und die diskriminative Modellgenauigkeit berechnet.

Ergebnisse: Bei Erstbefragung waren 61,1% (n=469; 95% Konfidenzintervall (KI)=57,7-64,6) der 767 Tabakrauchenden nicht zum Rauchstopp motiviert (MRS-Grad 1-2). Insgesamt unternahmen 185 der 767 Tabakrauchenden (24,1%; 95% KI=21,1-27,1) zwischen der Erst- und Nachbefragung mindestens einen Rauchstoppversuch. Mit steigendem Motivationsgrad auf der MRS nahm die Wahrscheinlichkeit für mindestens einen Rauchstoppversuch in den folgenden sechs Monaten zu: Odds Ratio=1,37, 95% KI=1,25-1,51, bei einer diskriminativen Genauigkeit von ROC-AUC=0,64.

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit der MRS steht nun auch im deutschen Sprachraum ein kurzes und valides Messinstrument zur Verfügung, das zur Erfassung der Motivation zum Rauchstopp in Befragungen eingesetzt werden kann. Um einen erfolgreichen und breiten Einsatz der MRS in klinischen und Forschungssettings zu ermöglichen, sollten weitere Forschungsarbeiten die MRS an anderen Stichproben (z.B. an einer klinischen Stichprobe von aktuell rauchenden Personen mit COPD) und in Interventionsstudien einer empirischen Validierung unterziehen.

Symposien (S) – Praxissymposien (PS) – Freie Vorträge (FV) – Poster (Poster)

PS-01

Geschlechtersensible Suchtmedizin

Chair(s): [B. Lenz](#)¹, [A. Müller](#)²

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ²Medizinische Hochschule Hannover

Geschlechtersensible Medizin gewinnt zunehmend an Beachtung. Alkohol-, Tabak- und Cannabisabhängigkeit sind häufiger bei Männern zu finden, Frauen zeigen ein erhöhtes Risiko für Kaufsucht. Neben diesen beispielhaften Prävalenzunterschieden gibt es eine Vielzahl von phänomenologischen Geschlechtsunterschieden bei süchtigem Verhalten. Obwohl diese relevant für die klinische Versorgung sind, werden sie bisher nicht ausreichend berücksichtigt. Im vorgeschlagenen Symposium werden geschlechtersensible Implikationen für die Patientenversorgung abgeleitet. Im ersten Vortrag werden Befunde zur Alkoholabhängigkeit, im zweiten Vortrag zur Computer-/Internetabhängigkeit und im dritten Vortrag zur Kaufsuchtbeispielhaft präsentiert. Im vierten Vortrag wird das Suchtstigma unter einer geschlechtersensiblen Perspektive diskutiert.

PS-01-001

Alkoholabhängigkeit: Besonderheiten bei Frauen und Männern

[B. Lenz](#)¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Im weltweiten Vergleich gehört Deutschland zu den Ländern mit dem höchsten Alkoholkonsum. Im Vortrag wird der aktuelle Kenntnisstand zu Unterschieden zwischen Frauen und Männern bei sozialem und süchtigem Alkoholkonsum dargestellt. Es werden zudem geschlechtersensible präventive und therapeutische Maßnahmen abgeleitet.

Methode: Im Beitrag wird ein Überblick über die verfügbare Literatur zum Themenbereich gegeben.

Ergebnisse: Frauen trinken im Vergleich zu Männern häufiger zuhause und leiden häufiger unter psychiatrischen Begleiterkrankungen. Auch entwickeln Frauen die Alkoholfolgeschäden nach weniger Jahren und kleineren Mengen des Alkoholkonsums. Männer hingegen trinken mehr und unkontrollierter Alkohol. Sie konsumieren zudem höherprozentige alkoholische Getränke. Männer entwickeln häufiger Rauschtrinken und Alkoholabhängigkeit, zeigen im Entzug stärkere Entzugssymptome sowie häufiger Entzugsanfälle und Delirien.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Geschlechtsunterschiede unterstreichen die Notwendigkeit der Etablierung geschlechtersensibler präventiver und therapeutischer Maßnahmen bei alkoholbezogenen Störungen. Frauen sind in entsprechenden Studien unterrepräsentiert. Zukünftige Untersuchungen sollten daher auf ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis achten.

PS-01-002

Geschlechtsspezifische Unterschiede im Selbstbild bei Computerspiel- und Internetsucht

[T. Leménager](#)¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Bereits ab ca. 7 Jahren finden soziale Vergleichsprozesse und Selbstbewertungen u.a. auch in Bezug auf soziokulturell idealisierte Körperbilder statt. Die Ideale und somit auch die eigene Bewertung des Körperbildes unterscheiden sich zwischen den Geschlechtern. Die Entwicklung des Körperbildes wird beeinflusst von Peers, Familie und Medien. Ein negatives Körperbild steht in engem Zusammenhang mit der Entwicklung eines negativen Selbstwerts, Depressionen, Angst- und Essstörungen.

Methode: Der folgende Vortrag soll einen Überblick über relevante Untersuchungen zu dem Einfluss von Computerspielen und anderen Medien auf das eigene Körperbild geben.

Ergebnisse: Eine Metaanalyse zeigte Zusammenhänge zwischen der Intensität der Nutzung von Medien mit idealisierten Körperbildern (z.B. Zeitschriften, Filmprotagonisten) und der Unzufriedenheit mit dem eigenen Körperbild. Daneben wiesen die Befunde experimenteller Studien auf Effekte der Exposition von Spielen mit soziokulturell idealisierten Avataren oder sozialen Netzwerken auf die Unzufriedenheit mit dem Körperbild sowie einem höheren Ausmaß sozialer Vergleichsprozesse schon bei jungen Mädchen hin.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Befunde zeigen einen Einfluss von Medien auf ein negatives Körperbild, was unter der enormen Fülle an online Applikationen die Entwicklung eines gesunden Selbstkonzepts erschwert. Auf der anderen Seite ist aktuell ein aufkommender positiver Trend der Entidealisierung von Körperbildern gesellschaftlich zu beobachten.

PS-01-003

Kaufsucht: Wirklich typisch weiblich?

E. Georgiadou¹, A. Müller²

¹Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg, ²Medizinische Hochschule Hannover

Hintergrund: Der Beitrag gibt einen Überblick über den aktuellen Kenntnisstand zu Geschlechtseffekten bei Kaufsucht. Die meisten epidemiologischen und klinischen Untersuchungen haben gezeigt, dass Frauen öfter von Kaufsucht betroffen sind als Männer.

Methode: Typische Kennzeichen von Kaufsucht sind eine starke gedankliche Vereinnahmung durch das Thema Kaufen und ein unwiderstehlicher Kaufdrang, die in wiederholtem Kontrollverlust über den Warenkonsum resultieren, welcher der Emotionsregulation dient. Trotz weitreichender negativer Konsequenzen und Einschränkungen in diversen Funktionsbereichen gelingt es den Betroffenen oft nicht, den Warenkonsum anhaltend zu reduzieren.

Ergebnisse: Aufgrund phänomenologischer und neuropsychologischer Ähnlichkeiten von Kaufsucht mit stoffgebundenen Abhängigkeitserkrankungen und der Störung durch Glücksspielen wird in den letzten Jahren vermehrt die nosologische Einordnung des pathologischen Kaufens als nicht-stoffgebundene Abhängigkeitserkrankung (Verhaltenssucht) diskutiert. Die geschätzte Prävalenz von Kaufsucht liegt laut einer Metaanalyse bei ca. 5%.

Diskussion und Schlussfolgerung: Geschlechtsunterschiede bezogen auf die Phänomenologie oder zugrundeliegende bzw. assoziierte psychosoziale Mechanismen wurden bislang kaum untersucht.

PS-01-004

Genderaspekte des Stigmas von Suchterkrankungen

G. Schomerus¹

¹Universitätsklinikum Leipzig

Hintergrund: Suchtkrankheiten gehören zu den am stärksten stigmatisierten psychischen Krankheiten. Es ist bisher unklar, inwieweit Männer und Frauen unterschiedlich stark bzw. auf unterschiedliche Weise wegen einer Suchtkrankheit stigmatisiert werden. Dabei ist theoretisch sowohl eine stärkere Stigmatisierung von Frauen als auch von Männern denkbar.

Methode: Eine systematische Literaturübersicht und Analysen von Daten aus Repräsentativerhebungen in Deutschland sowie von Patienten in Suchtbehandlung werden herangezogen, um mögliche Gendereffekte in Bezug auf das Stigma von Alkoholabhängigkeit zu identifizieren.

Ergebnisse: Ähnlich wie bei den Krankheitsbildern Schizophrenie und Depression wird eine weibliche Person mit einer Alkoholabhängigkeit etwas weniger stark abgelehnt als eine männliche Person. Dieser Geschlechtereffekt ist bei männlichen Respondenten stärker ausgeprägt, während weibliche Respondenten insgesamt eine größere Ablehnung einer Person mit Alkoholabhängigkeit zeigen.

Hinsichtlich der Selbststigmatisierung zeigt sich zunächst kein Geschlechtseffekt, allerdings ein Interaktionseffekt in Hinblick auf die Abstinenzzuversicht: Bei Frauen hat eine stärkere Selbststigmatisierung größeren negativen Einfluss auf die Abstinenzzuversicht als bei Männern.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es zeigt sich kein konsistenter Geschlechtseffekt beim Stigma von Alkoholabhängigkeit. Wir diskutieren mögliche Gendereffekte bei anderen Suchtkrankheiten und im Sinne der Intersektionalität im Zusammenhang mit anderen Merkmalen, die zu einer Benachteiligung führen können.

PS-02

Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der SuchtbehandlungChair(s): T. Klein¹¹Fachverband Sucht

In diesem Symposium sollen die spezifischen Bedarfe und Situationen von Begleitkindern, die unterschiedlichen Bedingungen von jungen Erwachsenen in der Therapie, sowie die Stimmen der Betroffenen selbst betrachtet werden. Dafür werden sowohl Daten aus den regelmäßig erhobenen Dokumentationen herangezogen, die praktische Erfahrungen der Behandler beschrieben, als auch die Sicht und Erfahrungswelt der Patient_innen selbst vorgestellt. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene sind nicht per se über die Konsummuster in entsprechende Therapieprogramme zu integrieren. Die Teilhabebedarfe sind sehr individuell. Ebenso sind sogenannte Begleitkinder zwar nicht grundsätzlich auch krank, bedürfen jedoch weit mehr als nur „Betreuung“. Ein Austausch von Erfahrungen, Aussagen von Betroffenen und interessante Daten bieten die Grundlage für einen guten Fachdiskurs.

PS-02-001

Basisdokumentation und katamnestischer Behandlungserfolg von jungen Patient_innen – Ergebnisse der FVS-Katamnese aus Fachkliniken für Alkohol- und Medikamentenabhängige des Entlassungsjahrgangs 2018R. Bachmeier¹¹Johannesbad Holding SE & Co. KG

Hintergrund: In der Untersuchung werden ausgewählte Variablen (u. a. Geschlecht, Beziehungsstatus, Erwerbslosenanteil, Hauptdiagnosen, durchschnittliche Anzahl psychischer und somatischer Diagnosen, planmäßige Beendigung) der Basisdokumentation und der katamnestische Behandlungserfolg von Patient_innen unter 30 Jahren der FVS Katamnese aus Fachkliniken für Alkohol- und Medikamentenabhängige des Entlassungsjahrgangs 2018 dargestellt. Zudem erfolgt ein Vergleich dieser Daten mit denen älterer Patient_innen der FVS Katamnese 2018.

Methode: Aus der Stichprobe der FVS Katamnese 2018 mit 6.565 Datensätzen wurden drei Altersgruppen gebildet: Junge Patient_innen unter 30 Jahre, Patient_innen mittleren Alters von 30 bis unter 55 Jahre sowie über 55-jährige Patient_innen, so dass ein Vergleich der Variablen möglich ist.

Ergebnisse: Junge Patient_innen sind 75,6% männlich (alle Altersgruppen: 70,7%), zu 29,0% in fester Beziehung (47,8%). Der Erwerbslosenanteil ist 58,5% (41,4%). Häufigste Hauptdiagnosen sind F10.X mit 61,5% (90,9%), F12.X mit 16,6% (2,7%), F15.X mit 3,8% (1,0%) und F19.X mit 14,0% (2,7%). Die durchschnittliche Anzahl psychischer Diagnosen beträgt 0,9 (0,77), somatischer Diagnosen 1,32 (2,49). Der Anteil planmäßiger Beendigungen ist 80,0% (86,5%). 36,7% (53,7%) beantworten die Einjahreskatamnese und zeigen 62,0% (73,8%) Erfolg (DGSS 3).

Diskussion und Schlussfolgerung: Junge Patient_innen in der stationären Rehabilitation in Fachkliniken für Alkohol- und Medikamentenabhängige unterscheiden sich sowohl in den soziodemografischen Daten als auch im Konsummuster teilweise deutlich von älteren Patient_innen in diesem Behandlungsetting. Der katamnestisch festgestellte Behandlungserfolg ist bei jungen Patient_innen im Vergleich zu älteren Patient_innen ebenso geringer, wobei hierbei die deutlich geringere Teilnahme an der Katamnese bei jungen Patient_innen eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Insgesamt zeigt die Untersuchung jedoch eine hohe Wirksamkeit der stationären Rehabilitation Abhängigkeitskranker - auch bei jungen Patient_innen.

PS-02-002

Kinder Suchtkranker in der Entwöhnungsbehandlung: Bedarfsermittlung, Angebote und UmsetzungsmöglichkeitenN. Jatzlau¹¹Fontane-Klinik Psychosomatische Fachklinik

Hintergrund: Die Rehabilitation Abhängigkeitskranker basiert auf dem bio-psycho-sozialen Modell und umfasst seine Lebens- und Kontextbedingungen. Bei Eltern müssen deren Kinder bei der Planung, Durchführung und weiteren Verstärkung des im Rehabilitationsprozess Erreichten eine Berücksichtigung erfahren. Es besteht nicht nur ein Erziehungsauftrag der Eltern, sondern deren Rehabilitationserfolg – und damit auch deren Wirtschaftlichkeit – ist eng mit einer positiven Entwicklung der Kinder verbunden.

Methode: Vortrag - Power Point

Ergebnisse: Kinder suchtkranker Eltern weisen ein erhöhtes Risiko auf, selbst psychische Störungen und im weiteren Lebenslauf auch Suchterkrankungen zu entwickeln. Eine Entwöhnungsbehandlung eröffnet die Möglichkeit, in diesem Setting nicht nur die Eltern zu behandeln, sondern auch die Kinder hinsichtlich ihrer psychischen, sozialen, körperlichen und kognitiven Entwicklung zu fördern und die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern zu stärken. In der Mehrzahl der Fälle liegt noch keine psychische Erkrankung der Kinder vor, es bestehen jedoch häufig bereits Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsverzögerungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Fachverband Sucht e.V. hat sich unter Einbeziehung aktueller Erkenntnisse aus Wissenschaft- und Forschung sowie Erfahrungen von Rehabilitationskliniken mit integriertem Familienbereich der Frage gestellt, wie entsprechende Bedarfe der Kinder in diesem Kontext erfasst und welche Angebote bzw. Umsetzungsmöglichkeiten bereitgestellt werden können?! Im Ergebnis wurde ein Rahmenkonzept für Kinder suchtkranker Eltern in der stationären Entwöhnungsbehandlung erstellt. In diesem Beitrag möchte ich unter Einbeziehung unserer langjährigen Erfahrungen in der Fontane-Klinik einen Einblick in das Rahmenkonzept geben.

PS-02-003

Psychische Belastung bei jüngeren versus älteren Suchtmittelabhängigen zu Beginn und im Verlauf der medizinischen Reha: Eine empirische UntersuchungW. Funke¹, O. Kreh², E. Krebs¹¹MEDIAN Klinik Wied, ²MEDIAN Klinik Tönisstein

Hintergrund: Eine hohe psychische Belastung zu Beginn einer Behandlungsmaßnahme stellt einen Risikofaktor für die Arbeitsbeziehung, für Rückfälligkeit und Behandlungsabbruch dar. Insbesondere jüngere Patient_innen (< 30 Jahre) weisen aufgrund des oft früh eingesetzten Suchtverlaufs sowie einem polyvalenten Konsummuster aus klinischer Erfahrung erhöhte Belastungswerte auf. Zur Hypothesenüberprüfung wurden in zwei Einrichtungen diesbezügliche Daten erhoben und in Beziehung gesetzt zu sozioökonomischen und Behandlungsverlaufsdaten.

Methode: Die Stichprobe bilden die Daten von 907 Suchtmittelabhängigen (ITT) zu Beginn und nach 7 Wochen der stationären Reha-Maßnahme mit der Mini-SCL (Franke, 2017), die als Screening-Instrument die Merkmale Depression, Angst und Somatisierung sowie einen Gesamtwert für die psychische Belastung erfasst.

Ergebnisse: 785 Personen (74 % Männer) nahmen an der Erstmessung und bislang 568 Rehabilitand_innen an der Zweitmessung teil. Erste Ergebnisse zeigen, dass die Angstbelastung bei jüngeren wie älteren Personen die höchsten Belastungen aufweisen und sich in den 7 Wochen verringern. Unterschiede bzgl. der Gesamtbelastung zeigen sich zwischen den Diagnosegruppen F10 und Nicht-F10. Eine Auswertung der individuellen Differenzwerte soll die Zusammenhänge zwischen dem Alter und weiteren soziodemografischen und Therapieverlaufsdaten näher eruieren.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse belegen teilweise die Ausgangshypothese. Die Symptombelastung unterscheidet sich mehr nach Diagnosegruppe F10 und Nicht-F10. Die Somatisierungssymptomatik ist – unabhängig von der Diagnosegruppe – bei älteren Rehabilitand_innen deutlicher ausgeprägt. Inwieweit eine Stabilisierung nach 7 Wochen gelingt durch die Behandlungsmaßnahmen, wird die derzeit noch laufende differenzierte Auswertung zeigen. Insbesondere soll der Zusammenhang zwischen Symptombelastung am Anfang der Maßnahme, der Stabilisierung in den ersten Wochen und das Risiko des Behandlungsabbruchs oder des Rückfalls während der Behandlung näher betrachtet werden (lfd. Studie).

PS-02-004

Vergleich von Suchtkonzepten mit der Selbstwahrnehmung süchtiger JugendlicherM. Rothmoser¹¹Universitätsklinikum Leipzig

Hintergrund: Substanzgebrauch bei Jugendlichen ist weniger gut beforscht als bei Erwachsenen. Bisherige Ergebnisse zu Jugendlichen haben noch keinen Einzug in die Klassifikation von substanzbezogenen Störungen im Jugendalter gefunden und bisher nicht zur Verbreitung von Konzepten für diese Klientel geführt. Dieser Beitrag soll einen Einblick in die Selbstwahrnehmung Jugendlicher mit Substanzgebrauch gewähren, wobei auch Anknüpfungspunkte und Konsequenzen für die Behandlung diskutiert werden.

Methode: Der Beitrag stützt sich auf eine eigene Erhebung bei 34 Jugendlichen einer Suchtstation der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters im Zentrum für Psychiatrie Südwürttemberg. Es wurden strukturierte Interviews mit Jugendlichen im Alter von 14 und 20 Jahren geführt, die mittels Qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet wurden. Die Fragestellungen wurden so gewählt, dass sich Erklärungsmodelle zu Sucht herausbilden konnten.

Ergebnisse: Die von den Jugendlichen beschriebenen Suchtmerkmale haben wenig Gemeinsamkeiten mit den ICD-10 Abhängigkeitskriterien. Die Jugendlichen erwarten, Abstinenz am ehesten durch mentale Stärke erreichen zu können. Cannabis wurde häufig verharmlost. Jugendliche können sich am ehesten vorstellen, bei Freunden ein Suchtproblem anzusprechen. Substanzgebrauch wurde von den Jugendlichen mehrheitlich begonnen, um Glücksgefühle zu erfahren. Die Erklärungsmodelle der Jugendlichen sind bezüglich vieler Aspekte heterogen und zeigen wie individuell die Konstellationen sind.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die geringe Verbreitung von Äußerungen, die ICD-10 Abhängigkeitskriterien zugeordnet werden können, deutet auf eine besondere Phänomenologie bei Jugendlichen hin. Das fehlende Risikobewusstsein für die noch nicht abgeschlossene Hirnreifung zeigt die Notwendigkeit weiterer Aufklärung und ggf. die jugendliche Sichtweise körperlich nicht angreifbar zu sein. Die Häufigkeit von Sensation Seeking als Konsumgrund, zeigt die Selbstwahrnehmung Jugendlicher als „Konsumierende“ und weniger als „Suchtkranke“ und den Stellenwert positiver Erfahrungen. Beispiele von Erklärungsmodellen zeigen die Notwendigkeit einer individuellen Herangehensweise und der Würdigung individueller Faktoren.

PS-02-005

Mehr als nur Begleitkind – wenn Realität auf Vorgaben trifft...!J. Domma-Reichart¹¹salus kliniken GmbH & Hürth Co. KG

Hintergrund: Kinder suchtkranker Eltern tragen ein höheres Risiko, Entwicklungsstörungen, Psychische Störungen bis hin zur eigenen Suchterkrankung zu entwickeln. In den salus kliniken Hürth werden Eltern mit ihren Begleitkindern (Alter 6 Wochen - 12 Jahren) aufgenommen und je nach Behandlungslänge bis zu neun Monate betreut. Leistungsträger finanzieren deren Betreuung und Beschulung im Rahmen der sogenannten Haushaltshilfe.

Methode: Qualitative Analyse - Darstellung von Fallbeispielen

Ergebnisse: Die Höhe der Tagespauschale reicht aus, um die Kinder durch Fachpersonal betreuen zu lassen und die Unterbringung zu bezahlen. Die Vorgaben der Leistungsträger sehen allerdings nicht vor, auf Auffälligkeiten des Kindes oder auch der Eltern-Kind-Interaktion durch z.B. psycho-, familien- oder ergotherapeutische sowie motopädische Angebote reagieren zu können. Die Realität in der klinischen Praxis zeigt jedoch, dass genau diese Interventionen benötigt werden, um bereits vorhandene Störungen aufzugreifen oder präventiv zu schützen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die salus kliniken Hürth halten ein entsprechendes Behandlungsangebot inzwischen vor. Als Leitung und Behandlerteam sahen wir uns vor ein ethisch-moralisches Dilemma gestellt: Wir haben einerseits die Bedürfnisse der Kinder und Eltern-Kind-Interaktionen sowie unserer Möglichkeiten durch die langen Behandlungszeiten gesehen. Andererseits wurden notwendige Interventionen aber durch die Vorgaben der Leistungsträger sowie Kostenübernahmen nicht abgedeckt. Wir hielten und halten es nicht für vertretbar, dass diese Chance, Kinder und Eltern vor der Entwicklung einer Störung, zu schützen, vertan wird.

Die Leistungsträger sind gefragt!

PS-03

Sind Hilfesuchverhalten und Hilfsangebote bei Menschen mit Alkoholkonsumstörung abhängig von Stigmatisierungsprozessen?Chair(s): [S. Kuitunen-Paul¹](#), [C. Kilian¹](#)¹Technische Universität Dresden

Obwohl der Alkoholkonsum weit verbreitet ist, werden Konsument_innen mit problematischem Konsummuster stigmatisiert. Wir beschreiben Stigmatisierungsmechanismen und zeigen an Beispielen aus den Bereichen Schwangerenberatung und Psychiatrie auf, wie abhängig Hilfsangebote und Hilfesuchverhalten von Stigmatisierung sein können. Es wird deutlich, dass Stigmatisierung ein erklärbarer und beeinflussbarer gesellschaftlicher Prozess ist, in dem viele Akteur_innen zur Veränderung beitragen sollten. Konkrete Vorschläge für entstigmatisierende Kommunikation und Umgang mit Betroffenen runden das Symposium ab.

Beitrag 1 (Kilian et al.) berichtet eine systematische Übersichtsarbeit zu Studien, die seit 2011 zur Stigmatisierung von Personen mit Alkoholkonsumstörung im Vergleich zu Personen mit anderen psychischen Erkrankungen veröffentlicht wurden. Dabei werden unterschiedliche Einstellungen und Verhaltensweisen, die Aspekte der öffentlichen Stigmatisierung gegenüber Betroffenen darstellen, beleuchtet und Vergleiche zwischen substanzbezogenen und nicht substanzbezogenen psychischen Erkrankungen hergestellt. Einzelstudien aus Deutschland und den USA ermöglichen zudem eine Betrachtung der Veränderungen des öffentlichen Stigmas über einen zeitlichen Verlauf.

Beitrag 2 (Luderer) berichtet über Stigma der ADHS bei Alkoholabhängigkeit. Im Vortrag wird die Vernachlässigung einer häufigen und relevanten Begleiterkrankung (ADHS) bei der Behandlung von Personen mit Alkoholabhängigkeit dargelegt: Denn sowohl Diagnostik als auch Behandlung der ADHS werden im klinischen Alltag bei Personen mit Alkoholabhängigkeit unnötig erschwert und verzögert, sodass eine effektive Behandlung kaum stattfindet und gerade die am schwersten Betroffenen davon ausgegrenzt werden.

Beitrag 3 (Binder et al.) befasst sich mit Alkoholkonsum in der Schwangerschaft, der als bedeutsamster Risikofaktor für angeborene Fehlbildungen oder geistige Behinderung gilt. Durch Abstinenz sind diese Schädigungen vollständig vermeidbar. Dieser Beitrag soll Barrieren durch (Selbst-)Stigmatisierung in der Prävention und Lösungsansätze aufzeigen. Bei Frauen, die einen Abstinenzwunsch haben, aber nicht umsetzen können, scheint (Selbst-) Stigmatisierung eine Barriere im Hilfesuchverhalten zu sein. Die Angst von Gynäkolog_innen vor Stigmatisierung schafft zusätzliche Barrieren.

Beitrag 4 (Kuitunen-Paul et al.) leitet aus den vorgestellten Beispielen und Studien mehrere Handlungsempfehlungen ab. Sie berücksichtigen entstigmatisierende und inklusionsorientierte Ansätze. Außerdem wird verdeutlicht, welche übergreifende Rolle Empowerment und Kommunikation haben, um den vielfältigen Stigmatisierungen und damit einhergehenden eingeschränkten Hilfen für Betroffene entgegenzutreten.

PS-03-001

Stigmatisierung von Personen mit Alkoholkonsumstörung im Vergleich zu Personen mit anderen psychischen Erkrankungen: Eine systematische ÜbersichtsarbeitC. Kilian¹, J. Manthey^{1,2}, S. Carr², F. Hanschmidt³, J. Rehm⁴, S. Speerforck³, G. Schomerus³¹Technische Universität Dresden, ²Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung, ³Universitätsklinikum Leipzig,⁴Technische Universität Dresden sowie Centre for Addiction and Mental Health, Toronto, Canada

Hintergrund: Diese systematische Übersichtsarbeit fasst Studienergebnisse zur Stigmatisierung von Personen mit Alkoholkonsumstörung im Vergleich zu Personen mit anderen psychischen Erkrankungen, die seit der letzten Übersichtsarbeit von Schomerus und Kollegen aus dem Jahr 2011 veröffentlicht wurden, zusammen und ordnet die Ergebnisse in einem konzeptionellen Rahmen des Stigma-Prozesses ein.

Methode: Es wurde eine systematische Literatursuche durchgeführt und die identifizierten Studien narrativ zusammengefasst. Von Interesse waren alle Publikationen, die im Zeitraum vom 1. Oktober 2010 bis zum 20. Dezember 2020 veröffentlicht wurden.

Ergebnisse: Die Synthese der insgesamt 24 identifizierten Publikationen zeigte, dass im Vergleich zu psychischen Erkrankungen, die keine Substanzkonsumstörungen sind, Personen mit Alkoholkonsumstörung seltener als psychisch krank angesehen wurden. Gleichzeitig wurden sie als gefährlicher und verantwortlicher für ihre Erkrankung wahrgenommen und der Wunsch nach sozialer Distanz zu den Betroffenen war deutlich ausgeprägter. Das Ausmaß der Stigmatisierung von Personen mit Alkoholkonsumstörung unterschied sich nicht wesentlich von der von anderen Substanzkonsumstörungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Stigmatisierung von Personen mit Alkoholkonsumstörung ist vergleichsweise hoch ausgeprägt und unterscheidet sich von der anderer psychischer Erkrankungen mit Ausnahme anderer Substanzkonsumstörungen.

PS-03-002

Stigma der ADHS bei Alkoholabhängigkeit – der Zappelphilipp trinkt zu viel und keiner merkt's

M. Luderer¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: Personen mit Alkoholabhängigkeit leiden häufig unter weiteren psychischen Erkrankungen, dazu gehört auch insbesondere die Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS). Beide Erkrankungen führen jeweils einzeln bereits zu einer erhöhten Stigmatisierung bzw. werden oft nicht als Krankheit anerkannt.

Methode: Im Vortrag soll anhand eines Literaturüberblicks und mehrerer Praxisbeispiele dargestellt werden, wie sich die Diagnose der ADHS auf die Entwicklung und den Verlauf einer Alkoholabhängigkeit sowie das Selbstbild und die erlebte Stigmatisierung auswirkt. Dabei führen auch strukturelle Barrieren bei der Diagnostik und Behandlung von ADHS bei Personen mit Alkoholabhängigkeit zu einer Stigmatisierung.

Ergebnisse: Die konsequente Behandlung der ADHS kann dabei helfen, das Risiko für die Entwicklung späterer negativer Folgen (inklusive Abhängigkeitserkrankungen) zu reduzieren. Personen mit Alkoholabhängigkeit und ADHS sind schwerer betroffen. Noch sind allerdings die Hürden für Diagnose und Behandlung einer ADHS bei Personen mit Abhängigkeitserkrankung in der Praxis oft zu hoch. Gezielte ADHS-Diagnostik und ggf. Behandlung sind bei Personen mit Alkoholabhängigkeit notwendig und werden auch in der aktuellen S3 Leitlinie alkoholbezogene Störungen empfohlen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Eine leitliniengerechte Diagnostik und Behandlung der ADHS ist notwendig, um spätere negative Folgen zu verhindern. Gerade bei Personen mit Alkoholabhängigkeit ist eine gründliche (jedoch nicht-stigmatisierende) Diagnostik der ADHS notwendig. Die Behandlung sollte Risiken und Chancen ausgewogen berücksichtigen.

PS-03-003

(Selbst-)Stigmatisierung als Barriere für die Prävention des Fetalen Alkoholsyndroms

A. Binder¹, K. Petersen¹, C. Huber¹, S. Hanke¹, M. Banabak¹, C. Preiser¹, A. Batra¹

¹Universitätsklinikum Tübingen

Hintergrund: Alkoholkonsum in der Schwangerschaft gilt als bedeutsamster Risikofaktor für angeborene Fehlbildungen oder geistige Behinderung. Durch Abstinenz sind diese Schädigungen vollständig vermeidbar. Diese Arbeit untersucht persönliche Einstellungen zum Alkoholkonsum in der Schwangerschaft und gegenüber Schwangeren, die Alkohol konsumieren.

Methode: Mittels theoretischen Samplings wurden 9 Diskussionsthreads mit insgesamt 115 Diskussionsteilnehmerinnen in Online-Foren zum Thema „Alkoholkonsum in der Schwangerschaft“ ausgewählt. Die Analyse folgte methodologisch der Grounded Theory. Die diskursive Validierung erfolgte im Forschungsteam.

Ergebnisse: Es wurde deutlich, dass Vorverurteilungen und Abwertungen gegenüber Frauen, die in der Schwangerschaft Alkohol konsumieren, in Online-Foren offen geäußert werden. Dabei wurden Frauen selbst bei kleinen Konsummengen als „Alkoholiker-Mutter“ bezeichnet oder es wurde die grundsätzliche Kompetenz abgesprochen, eine gute Mutter zu sein. Frauen, die eigentlich einen Abstinenzwunsch äußerten, aber angaben, in krisenhaften Situationen als dysfunktionale Strategie Alkohol konsumierten zu haben, neigten zu Selbstabwertung und äußerten Schamgefühle. Die Betroffenen wurden häufig in ihrer Selbstabwertung von anderen Diskussionsteilnehmerinnen bestärkt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die (Selbst-)Stigmatisierung von Schwangeren, die Alkohol konsumieren, scheint in Onlineforen ein häufiges Phänomen zu sein. Der öffentlich zugängliche, einseitig geführte Diskurs zu dieser Thematik könnte dazu beitragen, dass eine stigmatisierende Haltung in der Gesellschaft verfestigt wird. Es ist anzunehmen, dass die (Selbst-)Stigmatisierung von Schwangeren, die Alkohol konsumieren, eine offene Ansprache der Thematik und damit die Prävention des Fetalen Alkoholsyndroms (FAS) erschwert.

PS-03-004

Anstöße zur Entstigmatisierung und Förderung von Hilfesuchverhalten bei riskantem Alkoholkonsum und Alkoholabhängigkeit

S. Kuitunen-Paul¹, C. Kilian¹, A. Binder², M. Luderer³, D. Reichl⁴, S. Speerforck⁵

¹Technische Universität Dresden, ²Universitätsklinikum Tübingen, ³Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ⁴Otto-Friedrich-Universität Bamberg, ⁵Universitätsklinikum Leipzig

Hintergrund: Alkoholkonsument_innen mit problematischem Konsum und Alkoholabhängigkeit erleben nach wie vor Ausgrenzung und Vorverurteilungen, was sich auf Hilfesuchentscheidungen auswirken kann. Die vorher geschilderten Beispiele verdeutlichen die gesundheitsgefährdenden Konsequenzen für die Betroffenen und ihre Angehörigen. Um dem entgegenzuwirken, sind verschiedene entstigmatisierende Maßnahmen möglich.

Methode: Narrative Zusammenfassung von Maßnahmen, die über einzelne Bereiche der Suchthilfe hinweg zur Entstigmatisierung beitragen, ergänzend zu den bereichsspezifischen Maßnahmen aus den Vorträgen der Vorredner_innen.

Ergebnisse: Es werden Maßnahmen auf bundespolitischer Ebene, auf berufspolitischer Ebene, auf persönlich-professioneller Ebene und auf der kommunikativen Ebene beschrieben.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es wird deutlich, dass Stigmatisierung ein erklärbarer und beeinflussbarer gesellschaftlicher Prozess ist, in dem viele Akteur_innen auf Veränderungen drängen müssen. Besonders Akteur_innen in den Helfersystemen können hier vorbildhaft wirksam werden.

PS-04

Substanzkonsum und Wohnungslosenhilfe: Zur Notwendigkeit neuer Interventionen in „alten“ Systemen

Chair(s): M. Nanz¹

¹Institut für innovative Suchtbehandlung und Suchtforschung, Nürnberg

Zwar finden sich nach wie vor alkoholtrinkende, vollbärtige Männer in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Jedoch ergibt sich bei näherer Betrachtung junger Wohnungsloser ein abweichendes Konsummuster: Amphetamin, Cannabis und NPS gelten, zumeist flankiert von massiven sozialen und biografischen (Ver-)störungen, als Leitsubstanzen der Gruppe junger Wohnungsloser. Gleichzeitig erweisen sich die bestehenden Konzepte der Sucht- und der Wohnungslosenhilfe als ungeeignet (wenig aufsuchende Angebote der Suchthilfe in der Wohnungslosenhilfe, Abstinenzvoraussetzung als Hindernis für Beratung und Behandlung, oftmals nur Vermittlung in Entgiftungsbehandlung als einzige Option) Auswege anzubieten. Vor diesem Hintergrund sollen im Rahmen des Symposiums neue Mittel und Wege vorgestellt werden, Methoden der Suchthilfe, insbesondere der Zieloffenen Suchtarbeit (ZOS), in das System der Wohnungslosenhilfe zu integrieren. In der Zieloffenen Suchtarbeit wird mit den Konsum- und Zielvorstellungen der Klient_innen gearbeitet und im Sinne eines „Stepped-Care“-Ansatzes, von kurzen Impulsen der Veränderungsmotivation, bis hin zur gezielten Einzel- und Gruppenbehandlungen für die Zielrichtungen Abstinenz, Reduktion und Schadensminderung, Angebote vorgehalten – und zwar möglichst für alle Substanzen und Verhaltensweisen, die relevant sind. Diese Ausrichtung erfordert, neben einem veränderten Suchtverständnis und Menschenbild von Seiten der Wohnungslosenhilfe, neue Kooperationen mit der Suchthilfe zu entwickeln und Zuständigkeiten neu auszuhandeln. Das Symposium gliedert sich in drei Einzelbeiträge. Es werden zunächst Ergebnisse zum Suchtmittelkonsum aus Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe vorgestellt (Beitrag Geiger), es folgt das Konzept der ZOS in Bezug auf die Wohnungslosenhilfe (Beitrag Nanz), abschließend, die Implementierung von ZOS in der Praxis am Beispiel der Caritas Stuttgart und der Evangelischen Wohnheime Stuttgart (Beitrag Kucher).

PS-04-001

Junge Wohnungslose und Sucht

A. Geiger¹¹Heinrich-Egli-Haus

Hintergrund: Quantitative Untersuchungen belegen seit Jahren einen steigenden Anteil junger erwachsener Männer im Alter von 18–29 Jahren in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe. Wenig erforscht sind jedoch bisher die Auswirkungen und Anforderungen, die eine solche, mit einer Veränderung des Substanzkonsumverhaltens in den Einrichtungen einhergehende Juvenilisierung für die Mitarbeitenden des Systems der Wohnungslosenhilfe als auch der dieses umgebenden Unterstützungssysteme mit sich bringt.

Methode: Darstellung der Ergebnisse des Forschungsprojekts „Amphetamin statt Alk? Junge erwachsene Wohnungslose und Sucht“: Ausgehend von der Prävalenz psychischer und Substanzkonsumstörungen der Bewohner einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe werden die Ergebnisse halbstrukturierter Interviews mit Mitarbeitenden aus 16 Einrichtungen der Wohnungslosen- und Suchthilfe in Rheinland-Pfalz vorgestellt sowie sich daraus ergebende Anforderungen an eine an den Problemlagen und Substanzkonsummustern ihrer Klienten orientierten Wohnungslosenhilfe formuliert.

Ergebnisse: Cannabis und Amphetamin können aufgrund der Zunahme junger erwachsener Wohnungsloser als neue Leit-substanzen wohnungsloser Männer in Einrichtungen der stationären Wohnungslosenhilfe bezeichnet werden. Gleichzeitig besteht ein hoher Anteil an Doppeldiagnosen sowie zumeist als Verhaltensauffälligkeiten beschriebener struktureller psychischer Störungen. Aufgrund fehlender suchttherapeutischer Qualifikationen und Gesprächsführungskompetenzen in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, der mangelnden Behandlungsmotivation der substanzkonsumierenden Klienten sowie der zu hochschwelligem Zugangsvoraussetzungen der Systeme der Suchtberatung und der Psychiatrie/ Psychotherapie besteht die Gefahr einer dauerhaften Persistenz maladaptiver Konsummuster bei gleichzeitiger dauerhafter gesellschaftlicher Exklusion.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die quantitativ wie qualitativ erhobenen Ergebnisse der Studie belegen die Notwendigkeit einer Öffnung der Einrichtungen der stationären Wohnungslosenhilfe für suchtspezifische und prätherapeutische Konzepte, Methoden und Interventionen, um so jungen erwachsenen Wohnungslosen adäquate Zugänge in die weiterführenden Hilfesysteme der Suchthilfe und des Public Mental Health zu ermöglichen. Gleichzeitig belegen die Ergebnisse die Notwendigkeit einer Überwindung der strukturellen Fragmentarisierung der Systeme der Wohnungslosenhilfe, der Suchthilfe und der Psychiatrie wie Psychotherapie sowie die Notwendigkeit fachlich übergreifender Kommunikations- und Verständigungsprozesse.

PS-04-002

Zieloffene Suchtarbeit in der Wohnungslosenhilfe

M. Nanz¹¹Institut für innovative Suchtbehandlung und Suchtforschung, Nürnberg

Hintergrund: Repräsentative Studien unter wohnungslosen Menschen zeigen eine hohe körperliche und psychische Belastung (v.a. Suchterkrankungen), gekoppelt mit einer schlechten gesundheitlichen Versorgungssituation allgemein und einer geringen Erreichungsquote durch die Suchthilfe (Fichter, Quadflieg & Cuntz, 2000; Reker & Eikelmann, 1997; Salize, Dillmann-Lange & Kentner-Figura, 2003; Bäuml et al., 2017).

Methode: Datenbankrecherche zu Ansätzen, die Erreichungsquote und Compliance von Wohnungslosen mit einer Suchtmittelproblematik erhöhen (in PsycInfo) (Suchbegriffe: „homless“ AND „addic“ OR „alcohol“ OR „drug“ OR „addiction treatment“ u.a.m.)

Ergebnisse: Aus der relativ geringen Zahl empirischer Befunde stechen Ansätze hervor, welche die Wahlfreiheit betonen, eher das Ziel der Schadensminderung verfolgen (Henwood et al., 2014) und sich nicht auf das Ziel der lebenslangen Abstinenz beschränken (Carver et al., 2020). Schadensminderung (Colins et al., 2019) und Reduktionsbehandlungen (WALK-Projektgruppe, König et al., 2007) zeigen Potential. Das Konzept der Zieloffenen Suchtarbeit (ZOS) (Körkel, 2014; Körkel & Nanz, 2016; Körkel 2018) berücksichtigt die Autonomie der KlientInnen und die Zielerichtungen Abstinenz, Reduktion und Schadensminderung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Erhöhung der Erreichungsquote wohnungsloser Menschen mit einer Suchtproblematik ist eine zentrale Aufgabe für das Suchthilfesystem, um Veränderungen des Suchtmittelkonsums und anderer beeinträchtigter Lebensbereiche zu initiieren.

Zieloffene Suchtarbeit kann dazu beitragen, die bestehenden Versorgungslücken in der Praxis zu schließen und mehr Wohnungslose durch eine offene Zieldiskussion und die Betonung der Autonomie bezüglich einer Veränderung ihres Substanzkonsums zu gewinnen. ZOS ist bereits in einigen Trägern der Wohnungslosenhilfe implementiert (s. Vortrag Kucher).

PS-04-003

Die Implementierung Zieloffener Suchtarbeit – Erfahrungen der Caritas Stuttgart und der Evangelischen Wohnheime Stuttgart

J. Kucher¹

¹Caritas Stuttgart - Armut, Wohnungslosigkeit, Schulden - Carlo-Steeb-Haus

Hintergrund: Der Bereich Armut, Wohnungsnot und Schulden des Caritasverbandes für Stuttgart und die Evangelischen Wohnheime Stuttgart betreuen rund 1000 Personen im System der Wohnungsnotfallhilfe. Rechtliche Grundlage der Hilfen ist hauptsächlich der §67 SGB XII. Von Januar 2019 bis Juni 2021 wurde hier in einer trägerübergreifenden Kooperation die Zieloffene Suchtarbeit implementiert. Johannes Kucher begleitete den Prozess als Koordinator.

Methode: Der Organisationsentwicklungsprozess besteht aus vier Hauptelementen:

1. Strukturelle Veränderungsprozesse (Beispielsweise der Überarbeitung von Hausordnungen und Konzeptionen).
2. Schulungen in Programmen und Interventionen bezüglich der Ziele Konsumreduktion, Abstinenz, Schadensminderung und Klärung, sowie in Kenntnissen über Suchterkrankungen und des Suchthilfesystems.
3. (Weiter-)Entwicklung von Instrumenten zur Zielabklärung und Veränderungsplanung.
4. Der Vermittlung des Geistes von MI durch flächendeckende Basisschulungen.

Ergebnisse: Im Praxissymposium soll über die Erfahrungen und Kenntnisse aus dem Implementierungsprozess berichtet werden:

Dabei sollen folgende Themen im Vordergrund stehen:

- Die Kooperation mit dem Suchthilfesystem.
- Stolpersteine und Erfolgsstrategien bei der Implementierung.
- Die Instrumente der Zielabklärung und Veränderungsplanung.
- Die Schulung von Hauswirtschaft, Haustechnik und Verwaltung.
- MI Trainings als Mittel der Verstetigung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Zieloffene Suchtarbeit kann für alle beteiligten Akteure neue Chance bieten: Für Klient_innen kann über die Zielabklärung und Veränderungsplanung die passgenauere Vermittlung ermöglicht werden. Dabei wird durch den Geist der MI die Autonomie wesentlich erhöht. Für Mitarbeiter_innen können die entwickelten ZOS-Instrumente, das vermittelte Handwerkszeug, sowie die angepassten Konzepte eine größere Handlungssicherheit erzeugen. Die Träger kommen dem Wunsch der Sozialverwaltung nach systematischen und innovativen Herangehensweisen in Bezug auf Wohnungslose mit Suchtmittelkonsum nach.

PS-05

Regionale Netzwerke für Hilfen für Kinder suchterkrankter Eltern - ein Beispiel aus der Rhein-Neckar Region

Chair(s): A. Koopmann¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Geschätzte 3 Millionen Kinder wachsen in Deutschland bei mindestens einem suchterkrankten Elternteil auf. Bei Eltern mit Suchterkrankungen liegen häufig kumulierte Risikofaktoren für Misshandlung und Vernachlässigung ihrer Kinder vor. Die psychischen Folgen für die Kinder können verschieden sein und oft keinem spezifischen Syndrom zugeordnet werden. Vielmehr sind sie meist unspezifisch, oft aber sehr weitreichend. In den letzten Jahren rückten daher die Kinder suchterkrankter Eltern in der Suchthilfe vermehrt in den Fokus und es wurden verschiedene Hilfsangebote für speziell für suchterkrankte Eltern und ihre Kinder entwickelt. In diesem Symposium sollen vier sektorübergreifende Hilfsangebote für diesen Personenkreis aus der Metropolregion Rhein-Neckar vorgestellt werden.

PS-05-001

Vorstellung der Initiative „Stark im Sturm – Kinderbeauftragte in der Suchtklinik und Psychiatrie“

T. Link¹, N. Rübsamen²¹Zentrum für Psychiatrie Wiesloch; Feuerlein Centrum für Translationale Suchtforschung,²Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim

Hintergrund: In Deutschland leben geschätzt 5,6 Millionen Kinder psychisch- und suchterkrankter Eltern. Zahlreiche Studien zeigen ein bis zu 13-fach erhöhtes Risiko für diese Kinder, selbst eine psychische Erkrankung (incl. Substanzkonsumstörungen) zu entwickeln. Eine Arbeitsgruppe „Kinder psychisch und suchterkrankter Eltern“ des Deutschen Bundestages forderte deshalb in ihrem Abschlussbericht am 09. März 2020 verbesserte Versorgungsstrukturen und Netzwerke für Kinder psychisch und suchterkrankter Eltern.

Methode: Die Initiative „Stark im Sturm - Hilfen für Kinder psychisch- und suchterkrankter Eltern“ des Zentralinstituts für Seelische Gesundheit (Mannheim), der Klinik für Allgemeine Psychiatrie des Zentrums für Psychosoziale Medizin der Universität Heidelberg und des Psychiatrischen Zentrums Nordbaden (Wiesloch) ruht auf 4 Grundpfeilern:

- Bewusstsein schaffen
- Kinderbeauftragte in die multiprofessionellen Stationsteams
- Familienmitbehandlung
- Aufbau von Strukturen und Netzwerken

Ergebnisse: Die Fortbildung von Kinderbeauftragten aus den multiprofessionellen Teams ermöglicht es, Patient_innen mit minderjährigen Kindern bereits während der akutpsychiatrischen Behandlung auch in ihrer Rolle als Eltern anzusprechen und sie über spezifische Hilfsmöglichkeiten für ihre Kinder zu informieren.

Gleichzeitig schärfen die Kinderbeauftragten den systemischen Blick auf die behandelten Patient_innen und nehmen in allgemeinspsychiatrischen und suchtpsychiatrischen Settings die Rolle von Anwält_innen der nicht anwesenden Kinder ein.

IT-gestützte Screenings erleichtern den Kinderbeauftragten Patient_innen mit minderjährigen Kindern zu identifizieren.

Der Aufbau gemeindenaher Netzwerke ist notwendig.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die akutpsychiatrische Behandlung ist ein günstiges Zeitfenster, um die Änderungsmotivation von psychisch- und / oder suchterkrankten Patient_innen hinsichtlich der Annahme von Hilfen für ihre minderjährigen Kinder zu fördern.

Die Niederschwelligkeit und Multiprofessionalität der Kinderbeauftragten, die Pilotierung in Universitäts- und Versorgungssettings, eine wissenschaftliche Begleitforschung (auch mit Unterstützung durch die Dietmar Hopp-Stiftung) und eine Vernetzung, sowohl mit hochspezialisierten als auch mit gemeindenahen Beratungs-, Unterstützungs- und Behandlungsmöglichkeiten für Kinder psychisch und suchterkrankter Eltern, sind Voraussetzungen für ein hohe Generalisierbarkeit und Alltagstauglichkeit dieser Initiative.

PS-05-002

Vorstellung eines suchtherapeutischen Akutprogramms für Eltern zur ressourcenorientierten Kompetenzstärkung in der Erziehung (STAERKE)

A. Koopmann¹, Y. Krisam¹, T. Link²¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim,²Zentrum für Psychiatrie Wiesloch; Feuerlein Centrum für Translationale Suchtforschung

Hintergrund: Das Erreichen einer stabilen Abstinenz und das zufriedenstellende Ausüben der Elternrolle ist für suchterkrankte Eltern eine große Herausforderung. Bisher gibt es spezifische, an Eltern gerichtete, suchtherapeutische Angebote in Deutschland nur im postakuten Rehabilitationsbereich. Ein ambulantes Angebot, welches die Eltern sowohl beim Erreichen und Stabilisieren der Abstinenz als auch in ihren Erziehungsfähigkeiten unterstützt, existiert bislang nicht.

Methode: Ziel des Projekts ist die praktische Etablierung und wissenschaftliche Evaluation eines ambulanten Behandlungsangebots für suchterkrankte Eltern in einem universitären Behandlungssetting im Zentralinstitut für Seelische Gesundheit und im Setting eines Versorgungskrankenhauses im Psychiatrischen Zentrum Nordbaden in Wiesloch. Die wissenschaftliche Evaluation erfolgt im Vergleich zu der regulären ambulanten Behandlung in den psychiatrischen Institutsambulanzen (PIAs) beider Kliniken.

Ergebnisse: Das ambulante verhaltenstherapeutische Behandlungsprogramm hat für die Patienten eine Dauer von 6 Monaten und besteht aus einer wöchentlichen Einzel- und einer wöchentlichen Gruppentherapiesitzung. Es beinhaltet sowohl Elemente der suchtmmedizinischen Behandlung zur Erreichung einer stabilen Abstinenz als auch Elemente, welche die elterlichen Erziehungsfähigkeiten stärken.

Diskussion und Schlussfolgerung: Auf Basis der in der wissenschaftlichen Evaluation erhobenen Daten soll ein Manual für das Therapieprogramm erstellt werden, welches zur flächendeckenden Implementierung des Programms in der ambulanten Krankenhausversorgung suchterkrankter Eltern dient.

PS-05-003

Kinder sind kompetent –Kisiko Projekt des Caritas Mannheim e.V.

B. Dörflinger¹, B. Seiler¹

¹Caritas Mannheim

Hintergrund: Studien belegen, dass Kinder aus suchtbelasteten Familien ein besonders hohes Risiko tragen, eine eigene Substanzmittelabhängigkeit oder/ und eine psychische Störung zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund wurde im Jahr 2008 Kisiko als Projekt zur Prävention gestartet. Inzwischen ist Kisiko ein regelfinanziertes, präventives Angebot für Kinder aus suchtbelasteten Familien, angegliedert an die Suchtberatungsstelle der Caritas Mannheim e.V.

Methode: Kisiko ist ein wöchentliches Gruppenangebot für Kinder vom Vorschulalter bis zur Pubertät. Begleitend findet Elternarbeit statt. Ziele sind u. a. Enttabuisierung des Themas Sucht, kindgerechte Informationen zum Thema Sucht, Entlastung durch Abbau von Schuld-, Scham- und Versagensgefühlen, Stärkung des Selbstvertrauens, Bewusstsein entwickeln für eigene Wünsche und Bedürfnisse. Neben inhaltlichen, suchtbbezogenen Themen werden auch spiel- und erlebnispädagogische Ansätze mit einbezogen.

Ergebnisse: Die Familien werden in der Regel durch kooperierende Stellen, wie z.B. Suchthilfenetzwerk, Erziehungsberatung und Jugendamt, auf Kisiko aufmerksam. Dazu ist eine gute Öffentlichkeitsarbeit unerlässlich. Es stehen zurzeit 24 Plätze für Gruppenkinder zur Verfügung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Beitrag gibt Ihnen einen Einblick, wie ein vergleichbares Projekt/Angebot vor Ort umgesetzt werden kann. Es soll gezeigt werden, welche Chancen es birgt, welche Schwierigkeiten sich in der Umsetzung ergeben und zur Diskussion anregen.

PS-05-004

Vorstellung des Trampolin Projekts

M. Kirsch¹

¹Heidelberger Suchtberatung, ev. Stadtmission Heidelberg

Hintergrund: In Deutschland haben mindestens 3 Millionen Kinder ein Elternteil mit einer Suchterkrankung. Kinder aus suchtbelasteten Familien haben ein erhöhtes Risiko, selbst eine Suchterkrankung oder eine andere psychische Störung zu entwickeln. Mit TRAMPOLIN wurde ein modulares Gruppen-Kurzprogramm gemeinsam von dem Deutschen Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ) und dem Deutschen Institut für Sucht- und Präventionsforschung (DISuP) entwickelt und evaluiert.

Methode: Das Gruppenprogramm beinhaltet neun Module für 8-12-jährige Kinder. Zusätzlich gibt es ein Eltern-Modul. Mit diesem zeitlich begrenzten Programm werden verschiedene aus der Forschung bekannte besonders beeinflussbare Resilienzfaktoren gefördert. Mit Hilfe der Elterngruppenstunden sollen die Eltern für die Auswirkungen der Suchterkrankung auf ihre Kinder sensibilisiert werden.

Ergebnisse: In unseren Beratungsstellen wurde dieses Programm mit Hilfe der Förderung der AOK Baden-Württemberg mehrfach durchgeführt. Wir werden über unsere Erfahrungen und Schwierigkeiten bei der Planung und Durchführung des Programms berichten.

Diskussion und Schlussfolgerung: Kurzzeitprogramme sind sehr sinnvoll, um den Kontakt zu den Kindern herzustellen und Hemmschwellen abzubauen. Ein Übergang in ein dauerhaftes Angebot erscheint uns sinnvoll. Die Nachfrage nach wohnraumnahen dauerhaften Angeboten ist groß. Leider ist die Finanzierung für Dauerangebote flächendeckend nicht in allen Kommunen gewährleistet.

PS-06

Anwendung von achtsamkeitsbasierten Interventionen bei verschiedenen Zielgruppen mit Suchtstörungen oder SuchtgefährdungChair(s): C. Baldus-Firnhaber¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Forschung zu achtsamkeitsbasierten Ansätzen haben gezeigt, dass sie das Potential bergen, Menschen mit Suchtstörungen oder jenen, die von Suchtstörungen bedroht sind, dienlich zu sein: Eine regelmäßige Achtsamkeitspraxis kann beispielsweise dazu beitragen, Stress zu reduzieren, die eigene Steuerungsfähigkeit zu verbessern und Impulsivität zu reduzieren. Experten aus dem Bereich der Achtsamkeit weisen jedoch immer wieder darauf hin: Um wirksam zu sein, sollte eine regelmäßige eigene Achtsamkeitspraxis etabliert werden. Aber gelingt das wirklich mit verschiedenen Zielgruppen aus dem Bereich der Suchtbehandlung und -prävention? Götz Mundle berichtet in einem ersten Beitrag zu seiner Arbeit mit erwachsenen (Sucht-) Patient_innen anhand der bereits etablierten Behandlungsprogramme der achtsamkeitsbasierten Rückfallprävention (MBRP) und der achtsamkeitsbasierten kognitiven Therapie (MBCT). Christiane Baldus referiert erste Erfahrungen darüber, die vielversprechenden Ansätze zur achtsamkeitsbasierten Suchttherapie bei Erwachsenen auf Jugendliche und junge Erwachsene mit Substanzgebrauchsstörungen zu übertragen. Aus der Studie „Mind it“ werden dazu erste Ergebnisse und Erfahrungen präsentiert. Einen Perspektivschwenk in Richtung Prävention leitet Lucie Waedel ein. Sie berichtet über erste Erfahrungen damit, junge Förderschüler, die für die Entwicklung von riskanten Alkoholkonsum ein erhöhtes Risiko haben, mit Achtsamkeitsübungen bei einer gesunden Entwicklung abseits von Substanzkonsum zu unterstützen. Michael Klein beschreibt den Ansatz, Kinder aus Familien mit suchtblasteten Eltern in einem um Achtsamkeitsübungen erweiterten Gruppenprogramm „Trampolin“ dabei zu unterstützen, mit den Belastungen und Risiken der elterlichen Problematik zurechtzukommen.

PS-06-001

Achtsamkeit im therapeutischen Alltag – praktische Erfahrungen mit dem MBRP und MBCT ProgrammG. Mundle¹¹Gesundheitszentrum für Flüchtlinge GZF, Berlin

Hintergrund: Ziel des Vortrages ist eine Einführung in die achtsamkeitsbasierte Rückfallprävention bei Substanzabhängigkeit MBRP (Bowen, Chawla, Marlatt 2012) und die achtsamkeitsbasierte kognitive Therapie bei Depressionen MBCT (Segal, Williams, Teasdale 2008). Die Therapiemanuale verbinden auf innovative Weise achtsamkeitsbasierte Übungen mit Elementen kognitiver Therapie und Rückfallprävention. Basis der Programme ist die von Kabat Zinn entwickelte achtsamkeitsbasierte Stressreduktion MBSR (Kabat-Zinn 1991).

Methode: Nach einer Darstellung von Grundlagen und Wirkprinzipien von Achtsamkeit werden die Inhalte und Struktur der 8 Therapiesitzungen beider Programme vorgestellt. Die erste Hälfte der Programme fokussiert auf das Erlernen von Achtsamkeit mittels täglicher Übungspraxis. Im zweiten Teil der Programme werden die Achtsamkeitsübungen eingesetzt, um Frühwarnsymptome von Rückfallprozessen rechtzeitig erkennen und alternative Strategien im Umgang mit Rückfallprozessen erarbeiten zu können.

Ergebnisse: Anhand von Beispielen aus der Umsetzung im Praxisalltag werden die Möglichkeiten und Grenzen der Programme diskutiert. Insbesondere die tägliche Übungspraxis führt immer wieder zu Motivationsproblemen bei Patient_innen. Interessanterweise werden die Achtsamkeitsübungen selbst von den allermeisten Patient_innen gut angenommen. Anhand von Ergebnissen aus Übersichtsarbeiten klinischer Studien werden Effekte auf unterschiedliche Aspekte, z.B. Achtsamkeit, Depressivität und Rückfälle vorgestellt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die praktischen Erfahrungen und die Ergebnisse klinischer Studien belegen das Potential und die Wirksamkeit von achtsamkeitsbasierten Behandlungsprogrammen. Wichtig erscheinen eine differenzierte Indikationsstellung und eine Anpassung der Programme auf unterschiedliche Zielgruppen.

PS-06-002

„Mind it!“ – Erfahrungen bei der Anwendung einer achtsamkeitsbasierten Gruppentherapie mit Jugendlichen in stationärer Suchtbehandlung

C. Baldus-Firnhaber¹, L. Kaffke², L. Mokros², L. Kretzschmar², A. Schulz¹, R. Herdering², C. Huhn², S. Schiller¹, A. Daubmann¹, A. Zapf¹, M. Holtmann², T. Legenbauer^{2,*}, R. Thomasius^{1,*}

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²LWL-Universitätsklinik Hamm der Ruhr-Universität Bochum,

*geteilte Letztautorenschaft

Hintergrund: In den letzten Jahren wurden achtsamkeitsbasierte Verfahren als vielversprechende Ergänzung in der Behandlung von Suchtpatienten erforscht. Manuale dafür liegen vor allem für Erwachsene vor, wenig Erfahrung besteht damit, ob diese Verfahren von Jugendlichen mit Suchterkrankungen angenommen und akzeptiert werden. Dies ist Ziel einer BMBF geförderten Pilotstudie zur Anwendung einer achtsamkeitsbasierten Gruppentherapie im stationären jugendpsychiatrischen Setting (1GL1745G).

Methode: In Anlehnung an das Manual „Mindfulness-based substance abuse treatment for adolescents“ (Himmelstein und Saul, 2016), ein Gruppentherapieprogramm für die ambulante Unterstützung von Jugendlichen im anglo-amerikanischen Raum, wurde eine Adaption an das stationäre Setting - das achtsamkeitsbasierte Gruppentherapieprogramm „Mind it!“ für suchterkrankte Jugendliche entwickelt und implementiert. Erfahrungen bei der Durchführung der Intervention wurden systematisch erfasst und ausgewertet.

Ergebnisse: Die Jugendlichen waren mit der achtsamkeitsbasierten Intervention insgesamt zufrieden. Formale Achtsamkeitsübungen (Meditationen) hatten auf viele Teilnehmende eine entspannende Wirkung, einige Betroffene berichten jedoch auch von unangenehmen Erfahrungen während der Meditation, beispielsweise wenn unangenehme Gefühle oder negative Gedanken sehr ins Bewusstsein rückten. Flankierende Übungen zur Impulskontrolle wurden von den Teilnehmenden sehr positiv aufgenommen. Schwierigkeiten ergaben sich stellenweise durch ungünstige Gruppendynamik bei der Durchführung von Meditationsübungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Erfahrungen werden insbesondere vor dem Hintergrund komorbider Störungen sowie einer fluktuierenden Veränderungsmotivation bei jungen Suchtpatienten diskutiert. Insgesamt erscheinen achtsamkeitsbasierte Verfahren bei jungen Suchtpatienten gut einsetzbar.

PS-06-003

Die Machbarkeit von achtsamkeitsbasierten Interventionen bei Förderschüler_innen

L. Waedel¹, O. Reis¹

¹Universitätsmedizin Rostock

Hintergrund: Achtsamkeitsbasierte Sucht-Präventionen bei Kindern und Jugendlichen mit einer Lernbehinderung (MBID) werden nach den Ergebnissen einer eigenen Literaturrecherche bisher nicht beschrieben. Dementsprechend wurden aus einer narrativen Recherche zu ähnlich gelagerten Problemen und Stichproben Ideen für eine solche Intervention abgeleitet, von denen einige in einer Pilotstudie im Rahmen des IMAC-Mind Konsortiums geprüft und deren Machbarkeit in Vorbereitung einer Proof-of-Concept Studie bewertet wurde.

Methode: Systematische Prüfung einzelner Präventionselemente an insgesamt n=32 Jugendlichen (11–17 Jahre) mit MBID oder einer Förderbeschulung mittels skaliertes (Kunin-Bilder) und offener Antwortmöglichkeiten. Die Machbarkeit wurde mit den Parametern „Freude an der Übung“, „Verständlichkeit der Instruktionen“, „Adhärenz in der Umsetzung“, „Dauer der Übungen“, sowie „Fähigkeit zur Konzentration auf den Atem und Interesse an einer Wiederholung“ operationalisiert.

Ergebnisse: Unsere deskriptiven Analysen verweisen auf die Möglichkeiten der achtsamkeitsbasierten Intervention in dieser Zielgruppe hin. Die Probanden zeigten sich offen gegenüber dem Konzept der Achtsamkeit bei gegebenen Instruktions- und Übungsverständnis. Die als herausfordernder bewerteten formal meditativen Übungsbestandteile der Achtsamkeit, konnten mit sprachlichen Bildern angemessen verdeutlicht werden. Als zukünftig problematisch stellt sich dagegen der Rekrutierungsflow dar, insofern nur ein Viertel der teilnehmenden Jugendlichen das zukünftige Inklusionskriterium „Alkoholkonsum im vergangenen Jahr“ erfüllte. Eine Heraufsetzung der unteren Altersgrenze kann diesem Sachverhalt entgegenwirken.

Diskussion und Schlussfolgerung: Trotz der wachsenden Anzahl achtsamkeitsbasierter Programme und bestätigten positiven Effekten im klinischen und nicht-klinischen Setting, gibt es nur wenige Fachinformationen zur Wirksamkeit und/oder Machbarkeit von Achtsamkeit bei Individuen mit eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten. Die positiven Ergebnisse der Machbarkeitsstudie lassen eine anschließendes Proof of Concept als aussichtsreich erscheinen.

PS-06-004

„Trampolin-Mind“: Erweiterung des evidenzbasierten „Trampolin“- Gruppenprogramms um achtsamkeitsbasierte Elemente

M. Klein¹, L. Falkenberg¹, D. Kunst¹¹Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen

Hintergrund: Kinder aus suchtbelasteten Familien haben ein deutlich erhöhtes Risiko, selbst eine substanzbezogene oder eine andere psychische Störung zu entwickeln und somit besonderen Bedarf an präventiven Interventionen. Auch achtsamkeitsbasierte Interventionen können die Fähigkeit zur Selbstregulation und die Stressreaktivität positiv beeinflussen. Das um achtsamkeitsbasierte Elemente erweiterte suchtpräventive „Trampolin“ Gruppenprogramm für Kinder verbindet diese Ansätze und soll hinsichtlich der Wirksamkeit evaluiert werden.

Methode: Die Wirksamkeit des evidenzbasierten und um bewährte Achtsamkeitsübungen erweiterten „Trampolin-Mind“-Gruppenprogramms für 8-12-jährige Kinder aus suchtbelasteten Familien im Vergleich zum ursprünglichen „Trampolin“-Programm wird durch das Deutsche Institut für Sucht- und Präventionsforschung (DISuP, Katho NRW, Abt. Köln) im Rahmen einer clusterrandomisierten-kontrollierten Studie mit Erhebungen von Kind- und Elterndaten zu drei Messzeitpunkten überprüft.

Ergebnisse: Das weiterentwickelte Manual wurde pro Modul um je 30-minütige achtsamkeitsbasierte Übungen angereichert. Es wird erwartet, dass „Trampolin-Mind“ im Vergleich zum originalen „Trampolin“ eine stärkere Verbesserung hinsichtlich des Einsatzes von Stressbewältigungsstrategien, internalisierenden und externalisierenden Verhaltensauffälligkeiten und der psychischen Belastung durch die elterliche Suchterkrankung erzielt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Wirksamkeitsevaluation der modularen Gruppeninterventionen „Trampolin“ und „Trampolin-Mind“ kann einen wesentlichen Beitrag zur Weiterentwicklung der evidenzbasierten, selektiven Suchtpräventionen in Risikopopulationen leisten und zur Verbesserung des Versorgungsangebots für Kinder aus suchtbelasteten Familien beitragen. Das Projekt ist Teil des Forschungsverbundes „IMAC-Mind – Verbesserung der psychischen Gesundheit und Verringerung von Suchtgefahr im Kindes- und Jugendalter durch Achtsamkeit: Mechanismen, Prävention und Behandlung“.

PS-07

Präventive und therapeutische Interventionen bei medienbezogenen Störungen im Kindes- und Jugendalter

Chair(s): K. Paschke¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Mit der Aufnahme der Computerspielstörung (Gaming Disorder) und des riskanten Computerspielens (Hazardous Gaming) in den Diagnosekatalog ICD-11 und dem damit zunehmenden Problembewusstsein für medienbezogene Störungen wird die Notwendigkeit immer deutlicher, angemessene Interventionsangebote für Betroffene und ihre Familien bereitzuhalten. Dieses Praxissymposium beschäftigt sich mit der aktuellen Entwicklung und ersten Erkenntnissen zu Interventionen dieser neuen Phänomene und verwandter medienbezogener Störungen in der besonders vulnerablen Altersgruppe der Kinder und Jugendlichen. Hierfür wurden vier thematisch kohärente Einzelbeiträge zusammengestellt, die erste Ergebnisse aus Interventionsuntersuchungen für betroffene Kindern und Jugendlichen bzw. ihre primären Bezugspersonen schildern.

Im ersten Beitrag von Prof. Dr. Katajun Lindenberg wird das Präventionsprogramm PROTECTdissemination zur landesweiten Dissemination schulbasierter Prävention Internetbezogener Störungen und Medienkompetenzbildung vorgestellt. „PROTECT“ gegen Computerspiel- und Internetabhängigkeit im Jugendalter weist international eine große Evidenzbasis vor. Gefördert durch das Ministerium für Soziales und Integration in Baden- Württemberg werden landesweit 12 Regionalzentren aus kommunalen Suchtbeauftragten und Suchtfachkräften gegründet, die im Rahmen Weiterbildung qualifiziert werden, PROTECT flächendeckend an Schulen anzubieten. Die Wirksamkeit der Maßnahme unter diesen Alltagsbedingungen wird parallel durch ein BMBF-gefördertes Projekt mit einem identischen Studiendesign wie in der Originalstudie repliziert.

Der zweite Beitrag von Dr. Klaus Wölfling beschreibt ein verhaltenstherapeutisch orientiertes Medientraining der Ambulanz für Spielsucht als niederschwelliges, nicht-abstinenzorientiertes Angebot für 12- bis 16-jährige Kinder und Jugendliche mit riskantem Computerspielverhalten. Dieses Programm wird derzeit evaluiert und erste Ergebnisse werden berichtet. Die vorläufigen Daten sprechen für positive Effekte des neuen Programmes. Hierbei muss jedoch die derzeit noch kleine Stichprobengröße berücksichtigt werden.

Der dritte Beitrag von Jakob Florack beschäftigt sich mit einer verhaltenstherapeutisch orientierten Gruppenbehandlung zur Erlangung von Teilabstinenz bei Adoleszenten mit einer Computerspielstörung. Die zehn Module einer Gruppentherapie beinhalten Elemente zur Psychoedukation, zum Motivationsaufbau und zum Erlernen von Stimuluskontrolltechniken. In ersten Zwischenergebnissen mit 16 Patienten konnte eine signifikante Reduktion der Symptomatik nach Abschluss des Programmes gegenüber vor Beginn der Behandlung bei guter Programmakzeptanz beobachtet werden. Diese Ergebnisse sind hinsichtlich eines Therapieangebotes der Computerspielstörung vielversprechend, auch wenn die Nachhaltigkeit der Effekte sowie die Reproduzierbarkeit der Ergebnisse in größeren Stichprobengrößen untersucht werden muss.

Der vierte Beitrag dieses Symposiums von Joel Hülquist und Dr. Kerstin Paschke stellt ein ressourcenstärkendes Gruppen-Training für Eltern von Kindern und Jugendlichen mit einer Computerspielstörung in acht Modulen vor (Res@t-P). Die internationale Studienlage spricht für einen bedeutsamen Stellenwert elterlicher Faktoren in der Ätiologie und Aufrechterhaltung der Störung. Mittels Selbstbeobachtung hinsichtlich eigenen Medienverhaltens und umfangreicher psychoedukativer Inhalte soll den Eltern ein Störungsverständnis vermittelt werden. Hintergründe und Funktion erzieherischer Haltungen und häuslicher Regeln werden behandelt, ebenso wie die Belastung der Eltern selbst, mögliche Hilfsangebote und Rückfallprophylaxe. Im Sommer 2021 wird die Erhebung der hier vorgestellten Pilotstudie zur Evaluation des Programmes mit ca. 40 Eltern abgeschlossen sein. Erste Zwischenergebnisse sprechen für eine positive Wirksamkeit des Programms auf das Wohlbefinden und die Selbstwirksamkeit der Eltern bei mehrheitlich guter Programmakzeptanz. Eine randomisiert kontrollierte Studie zur Überprüfung der Ergebnisse wird angestrebt.

Alle Beiträge stellen vielversprechende Ansätze zur Reduktion problematischer Nutzungsmuster elektronischer Medien im Kindes- und Jugendalter vor. Bei einer ubiquitären Verbreitung elektronischer Medien und bedeutsamen Prävalenzen Medienbezogener Störungen ist der Bedarf wirksamer Interventionen in dieser kritischen Altersgruppe sehr hoch.

PS-07-001

PROTECTdissemination – landesweite Dissemination von schulbasierter Prävention Internetbezogener Störungen und Medienkompetenzbildung

K. Lindenberg¹, S. Kewitz¹, K. Leo¹

¹Goethe-Universität Frankfurt

Hintergrund: In der hier vorgestellten Studie wird die Umsetzung und Wirksamkeit des Präventionsprogramms „PROTECT“ gegen Computerspiel- und Internetabhängigkeit im Jugendalter unter Alltagsbedingungen untersucht.

Methode: In Baden-Württemberg werden aktuell landesweit 12 Regionalzentren aus kommunalen Suchtbeauftragten und Suchtfachkräften gegründet, die im Rahmen der Weiterbildung qualifiziert werden, PROTECT flächendeckend an Schulen anzubieten. Aufgrund der Corona-Pandemie wurde ergänzend eine digital-vermittelte Variante des Programms (PROTECT-digital) entwickelt. Die Wirksamkeit der verschiedenen Varianten wird in einer konfirmatorischen Studie untersucht.

Ergebnisse: Zwischen Januar 2020 und Juni 2021 konnten bisher 61 baden-württembergische Suchtfachkräfte in Intensivseminaren mit je 32 theoretischen Unterrichtseinheiten geschult werden. Neun dieser Multiplikator_innen konnten bereits in einem zweiten Schritt PROTECT in insgesamt 18 Kleingruppen von Schüler_innen (10 Kleingruppen mit n=113 Schüler_innen in Präsenz, 8 Kleingruppen mit n=91 Schüler_innen digital) unter Supervision umsetzen. Es werden die ersten Effekte dieser Teilstichprobe auf die Symptomschwere nach 4 Monaten sowie die Zufriedenheit mit der digitalen im Vergleich zur Präsenzvariante berichtet.

Diskussion und Schlussfolgerung: Im Fokus der Diskussion stehen differenzielle Unterschiede in Wirksamkeit und Akzeptanz der verschiedenen PROTECT Varianten (online vs. Präsenzformat, Internetsuchtprävention vs. Medienkompetenzbildung) in Abhängigkeit der Zielpersonen (Höhe des Baseline-Risikos) und Multiplikator_innen (Ausmaß an Manualtreue).

PS-07-002

Das Medientraining für problematischen Computerspiel- und Internetkonsum („Hazardous Gaming“) im Jugendalter

K. Wölfling¹, M. Dreier², K.W. Müller², M. Beutel²¹Universitätsmedizin Mainz, ²Universitätsmedizin der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Hintergrund: Neben der Einführung der neuen Diagnose „Internet Gaming Disorder“ im Kapitel der Abhängigkeitserkrankungen im ICD-11 wurde vorgeschlagen, eine Kategorie „Hazardous Gaming“, also riskantes Computerspielverhalten unter dem Cluster „Factors associated with health behaviours“ aufzunehmen.

Methode: Das verhaltenstherapeutisch orientierte Medientraining wurde als niederschwelliges, nicht-abstinenzorientiertes Angebot für 12- bis 16-Jährige konzipiert. Das Projekt richtet sich an Kinder und Jugendliche, mit problematischem Medienkonsum, der Diagnose „Hazardous Gaming“. Das Medientraining wurde zunächst an n=23 Jugendlichen durchgeführt. Zur Evaluation wurde das Onlinenutzungsverhalten über einen Selbstbericht und eine Fremdeinschätzung (Eltern/Betreuer) im Prä-post-Design abgefragt.

Ergebnisse: Erste Ergebnisse zeigen bei allen 14 Jugendlichen, die das Medientraining vollständig absolvierten, Verbesserungen in der Konzentrationsleistung und im problematischen Computergebrauch (verbesserte Werte im Online-nutzungsfragebogen sowohl selbstberichtet als auch Fremdeinschätzung) sowie eine signifikante Reduktion der täglichen Nutzungszeiten. Überwiegend wurden zudem die angestrebten Therapieziele in dieser Gruppe erreicht

Diskussion und Schlussfolgerung: Die vorliegende Arbeit adressiert problematischen (noch nicht süchtigen) Medienkonsum im Jugendalter. Aufgrund der verhältnismäßig sehr kleinen Stichprobengröße können die Ergebnisse nur als erste Hinweise für eine positive Evaluation einer Frühintervention bei problematischem Medienkonsum gewertet werden – der Bedarf an dieser Art der Intervention ist aufgrund der ubiquitären Verbreitung neuer elektronischer Medien im Jugendalter enorm.

PS-07-003

Verhaltenstherapeutisch-orientierte Gruppenbehandlung zur Teilabstinenz bei Adoleszenten

J. Florack¹, D. Illy²¹Vivantes Klinikum im Friedrichshain - Kinder und Jugendpsychiatrie, ²Klinikum Lübben - KJKP

Hintergrund: Mit der Aufnahme der Gaming Disorder in den Diagnosekatalog ICD-11 und der Bildung eines Problembewusstseins in der Bevölkerung wird die Notwendigkeit immer deutlicher, angemessene Therapieangebote für die Betroffenen bereitzuhalten. In der Behandlung von Jugendlichen machten wir in der Spezialsprechstunde in Berlin die Erfahrung, dass die Totalabstinenz ein Therapieziel ist, dass mit dem Großteil der Betroffenen nicht zu erarbeiten ist.

Methode: Wir entwickelten ein Behandlungskonzept, das sich für geschlossene und halboffene Gruppen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen eignet. Es besteht aus zehn Modulen und sollte von zwei Therapeut_innen durchgeführt werden. Die Module beinhalten Elemente zur Psychoedukation, zum Motivationsaufbau und zum Erlernen von Stimuluskontroll-techniken und dauern jeweils 60-90 Minuten an. Die Jugendlichen werden bezüglich der Änderungen ihres Spielverhaltens befragt.

Ergebnisse: Aufgrund der pandemiebedingten Einschränkungen innerhalb der vergangenen zwei Jahre konnten nur wenige vollständige Gruppendurchläufe untersucht werden. Insgesamt 16 Patienten nahmen zwischen Juni 2019 bis März 2020 an der Therapie teil. Dabei konnte unter anderem eine signifikante Reduktion des CSAS Summenwerts ($p=0,024$) beobachtet werden. Auch bewerteten die Jugendlichen die Module der Gruppentherapie im Mittel positiv oder sehr positiv.

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit der teilabstinenzorientierten Gruppentherapie für Jugendliche steht ein Therapiekonzept zur Verfügung, das von den Jugendlichen gut angenommen wird und erste positive Ergebnisse erzeugen konnte. Nachhaltigkeit sowie die Reproduzierbarkeit der Ergebnisse müssen in folgenden Untersuchungen weiter beforscht werden.

PS-07-004

Res@t-P – ein ressourcenstärkendes Gruppentherapieprogramm für Eltern von Kindern und Jugendlichen mit problematischer Computerspielnutzung

K. Paschke¹, J. Hülquist¹, R. Thomasius¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Die problematische Computerspielnutzung im Kindes- und Jugendalter gelangt zunehmend in den Fokus von Familien, stellt ein zunehmendes Problem für Adoleszente, Familien und Gesellschaft dar. Um diese Situation adäquat zu bewältigen, benötigt es ganzheitliche Therapiekonzepte. Die internationale Studienlage spricht für einen bedeutsamen Stellenwert elterlicher Faktoren in Ätiologie und Aufrechterhaltung der Störung. Erste Studien mit Elterneinbindung deuten auf einen therapeutischen Nutzen hin.

Methode: Res@t-P umfasst acht Module. Mittels Selbstbeobachtung eigenen Medienverhaltens und psychoedukativer Inhalte soll den Eltern ein Störungsverständnis vermittelt werden. Behandelt werden erzieherische Haltungen, eigene Belastungen, mögliche Hilfsangebote und Rückfallprophylaxe. Mittels standardisierter Fragebögen wurden der Einfluss auf das elterliche Wohlbefinden, auf Selbstwirksamkeit sowie auf Erziehungsstil und Familienfunktionalität erfasst und an drei Messzeitpunkten im quasi-experimentellen pre-post Design evaluiert.

Ergebnisse: Im Sommer 2021 wird die Erhebung der hier vorgestellten Pilotstudie zur Evaluation des Programmes mit ca. 40 Eltern abgeschlossen sein. Erste Zwischenergebnisse sprechen für eine positive Wirksamkeit des Programms auf das Wohlbefinden und die Selbstwirksamkeit der Eltern bei mehrheitlich guter Programmakzeptanz.

Diskussion und Schlussfolgerung: Diese Pilotstudie unterstützt die Relevanz aktiver Elterneinbindung in den Therapieprozess der Computerspielstörung bei Kindern und Jugendlichen. Sie setzt an belegten ätiologischen und aufrechterhaltenden Faktoren der Störung im familiären Kontext an sowie an der Stärkung der betroffenen Eltern. Aufgrund der noch relativ jungen Störung sind bislang nur wenige Studien zur Behandlung von Kindern und Jugendlichen verfügbar. Die vorliegende Arbeit kann somit als Grundlage für die weitere Erforschung wirksamer Interventionen dienen. Eine randomisiert-kontrollierte Studie zur Überprüfung der Ergebnisse wird angestrebt.

PS-08

Emotionale Kompetenzen in der Therapie von Abhängigkeitserkrankungen fördern

Chair(s): S. Leiberg¹, M. Berking¹¹Klinik im Hasel AG

Die Vermeidung negativer Emotionen ist eine Ursache von Abhängigkeitserkrankungen. Menschen, welche sich nicht als kompetent im Umgang mit ihren Emotionen erleben, beginnen Substanzen zu konsumieren, um schwierige Gefühle zu betäuben. In der Psychotherapie sind somit die emotionale Aktivierung und die Förderung emotionaler Kompetenzen essentiell. Sie werden einen Überblick über emotionsfokussierende Methoden erhalten und mit der «Imagery Rescripting and Reprocessing Therapie – Emotionsregulationstraining (IRRT-ERT)» eine emotionsaktivierende Methode in der Therapie von Abhängigkeitserkrankungen kennenlernen. Ein Schwerpunkt wird dann auf die Fähigkeit zur emotionalen Nähe zu sich selbst gelegt und abschließend erfahren Sie, wie Apps die Förderung von emotionalen Kompetenzen unterstützen und ergänzen können.

PS-08-002

IRRT-ERT – ein emotionsaktivierendes Verfahren in der Behandlung von Abhängigkeitserkrankungen

M. Fleckenstein¹¹Klinik im Hasel AG

Hintergrund: Abhängigkeitserkrankungen sind oft chronische Erkrankungen mit Rückfällen auch nach stationären Therapien. Als häufige Auslöser von Rückfällen werden unangenehme Emotionen, wie Traurigkeit, Schuld und Scham, genannt. Personen mit Abhängigkeitserkrankungen zeigen oft Defizite in der Emotionsregulation und nutzen Substanzen zum Dämpfen und Vermeiden von Emotionen. Rückfallbearbeitung in einem emotionsaktivierten Zustand könnte emotionsregulatorischer Kompetenzen fördern und Therapieeffekte steigern.

Methode: Wir haben Imagery Rescripting and Reprocessing Therapy (IRRT), ein sich in der Behandlung von Traumafolgestörungen bewährten Therapieansatz, für die Rückfallbearbeitung adaptiert. Im IRRT-ERT (Emotionsregulationstraining) kommt es: 1.) zum imaginativen Wiedererleben der Rückfallsituation, 2.) zur imaginativen Konfrontation des Damaligen Ichs durch das aktuelle Ich, das in der Therapiestunde sitzt, im Moment der Konsumentscheidung und 3.) zur inneren Kommunikation und Selbstberuhigung.

Ergebnisse: Einmalig angewendet ermöglicht die IRRT-ERT eine Aufarbeitung von Konsumrückfällen unter emotionaler Aktivierung und fördert damit bei Patient_innen ein umfassenderes Verständnis für die situativen, emotionalen und motivationalen Umstände des spezifisch bearbeiteten Rückfalls. Rückmeldungen unserer Patient_innen und unserer Kolleg_innen bestätigen, dass IRRT-ERT die emotionale Vermeidung reduziert, eine ehrliche, selbstmitfühlende Haltung sich selbst gegenüber fördert und durch das realitätsnahe Setting den Transfer der Therapieeffekte in den Alltag erleichtert. Wenn IRRT-ERT wiederholt angewendet wird, ist es eine kraftvolle Methode zur Unterstützung emotionaler Kompetenzen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das strukturierte Vorgehen der IRRT-ERT fördert die Kompetenz zu emotionaler Selbstunterstützung, trägt zu Akzeptanz und Toleranz gegenüber negativen Emotionen bei und unterstützt die Modifikation negativer Emotionen. Damit kann IRRT-ERT als Ansatz verstanden werden, der gelingende Emotionsregulation und die für die Abstinenzsicherheit entscheidenden emotionalen Kompetenzen trainiert. IRRT-ERT kann leicht in verschiedenen Kontexten angewendet werden und somit vielen Menschen in Behandlung für eine Abhängigkeitserkrankung zugutekommen.

PS-08-003

Selbstmitgefühl in Theorie und psychotherapeutischer Praxis

S. Leiberg¹¹Klinik im Hasel AG

Hintergrund: Menschen mit Abhängigkeitserkrankungen erleben während der aktiven Substanzgebrauchsphase, aber auch der Entwöhnung starke Scham- und Schuldgefühle. Um mit diesen Gefühlen umzugehen, wird oft erneut konsumiert. Schamgefühle erhöhen die Wahrscheinlichkeit für einen Rückfall. Die Fähigkeit zum Selbstmitgefühl, also sich selbst auch in schwierigen Zeiten mitfühlend und unterstützend zu begegnen, wird aktuell als wichtige emotionale Kompetenz im Umgang mit diesen Gefühlen diskutiert.

Methode: In diesem Beitrag sollen zunächst die theoretischen und praktischen Erkenntnisse zum Thema Selbstmitgefühl betrachtet werden. Anschließend werden die Zusammenhänge zwischen Scham- und Schuldgefühlen, Substanzkonsum und Selbstmitgefühl referiert. Es werden abschließend Therapieansätze zur Förderung von Selbstmitgefühl vorgestellt, wobei ein Fokus auf der Phase 3 der Imagery Rescripting and Reprocessing Therapy-Emotionsregulationstraining (IRRT-ERT) gelegt wird.

Ergebnisse: Es existieren Therapieprogramme, wie das Mindfulness-based Relapse Prevention, welche die Förderung des Selbstmitgefühl explizit als Teilziel verfolgen. Die Leistungssensible Suchttherapie unterstützt das Selbstmitgefühl, indem sie Patient_innen verdeutlicht, welche großen Leistungen sie im Umgang mit der Abhängigkeitserkrankung erbringen. In Phase 3 der IRRT-ERT wird in der Imagination eine mitfühlende, unterstützende Kommunikation mit sich selbst in Zeiten von Konsumverlangen gefördert. Patient_innen lernen, sich selbst nahe zu sein, sich zu trösten und so einen besseren Umgang mit Schamgefühlen und auch Konsumverlangen zu finden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Abhängigkeitserkrankungen gehen zumeist mit massiven Schuld- und Schamgefühlen einher. Die Patient_innen schämen sich dafür, dass sie die Krankheit entwickelt haben, es nicht aus eigenen Stücken schafften, abstinent zu leben, und dass sie Angehörige und Freunde belastet haben. Sie nehmen sich häufig als unzulänglich wahr und kritisieren sich massiv, insbesondere bei einem Rückfall. Interventionen, welche die emotionale Kompetenz zum Selbstmitgefühl fördern, lindern diese Gefühle, verringern den Substanzgebrauch und sollten somit ein Bestandteil der Therapie von Abhängigkeitserkrankungen sein.

PS-08-004

Apps zur Förderung der Emotionsregulation?

M. Berking¹, K. Weisel¹, S. Sauer¹, L. Fuhrmann¹, C. Lang¹, D. Reichl², N. Enewoldsen², S. Steins-Löber², T. Hillemacher³

¹Friedrich-Alexander-Universität Erlangen Nürnberg, ²Otto-Friedrich-Universität Bamberg,

³Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg

Hintergrund: Aufgrund der Omnipräsenz von Smartphones kann Apps zur Förderung der psychischen Gesundheit ein großes Potenzial bzgl. der Verbesserung der Versorgung zugeschrieben werden. In Evaluationsstudien liegt die Effektivität App-basierter Interventionen allerdings noch deutlich unter dem, was man in den jeweiligen Anwendungsbereichen aus „Face-To-Face“ oder „Desktop“-basierten Ansätzen kennt. Ein Grund hierfür kann in der ungenügenden Nutzungsattraktivität von Apps gesehen werden.

Methode: Zur Verbesserung der Nutzungsattraktivität von Apps zur Behandlung von Suchtproblemen sollen Evidenzbasierte Gamifizierungsstrategien sowie Studien zur Effektivität dieser Ansätze vorgestellt werden.

Ergebnisse: Die Befunde deuten darauf hin, dass sich mit Hilfe von (KI-nutzenden) Gamifizierungsstrategien die Effektivität von Smartphone-basierten Interventionen weiter steigern lässt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse werden am Ende des Vortrags diskutiert.

PS-09

Das „rauchfrei ticket“ – ein praktikables und wirksames Rauchstoppangebot in Kliniken

Chair(s): C. Rustler¹, F. Sielaff¹

¹Deutsches Netz Rauchfreier Krankenhäuser & Gesundheitseinrichtungen DNRfK e.V., Berlin

Vermittlung in die Rauchstoppberatung am Telefon der BZgA – ein Implementierungsangebot vom Deutschen Netz Rauchfreier Krankenhäuser DNRfK Ein Klinikaufenthalt ist als günstiger „teachable moment“ für Rauchstoppangebote bekannt. Mangels Zeit, Qualifizierung und Routine sowie fehlender Finanzierung bleibt diese Chance meist ungenutzt. Diese Lücke kann mit der kostenfreien Telefonberatung als wirksames, leicht zugängliches Rauchstoppangebot der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung BZgA geschlossen werden. Die Intervention erfordert nur wenige Minuten. Sie besteht in der Empfehlung, über den Rauchstopp (erneut) nachzudenken und der Anmeldung in die Rauchstoppberatung zuzustimmen. Die mehrstufige individuelle Beratung erfolgt qualitätsgesichert, entsprechend der S3-Leitlinie Tabakentwöhnung durch die BZgA Telefonberatungsstelle. Die pro-aktiven Anrufe mit mindestens drei Beratungsgesprächen zeigen dabei höhere Abstinenzraten als einmalige oder weniger intensive proaktive Beratungen mit einer 12-monatigen Punktprävalenz von 34,4 % vs. 21,3 % (Lindinger 2012). Für die Implementierung in Akut- und Rehabilitationskliniken wurde vom Deutschen Netz Rauchfreier Krankenhäuser DNRfK e.V. ein Implementierungskonzept erarbeitet. Nach Entscheidung in der Klinik zur Teilnahme werden Multiplikator_innen geschult und interne Prozessabläufe erarbeitet. Wöchentliche Rückmeldung zur Anzahl der vermittelten Patient_innen, monatliche Online-Termine, sowie unterstützende Medien (Poster, Schulungsmaterialien) fördern die Übernahme in klinische Routineprozesse. Die Implementierung wird von der BZgA gefördert und die Wirksamkeit regelmäßig evaluiert. Seit Juli 2019 wurde das „rauchfrei ticket“ mit 36 Kliniken/Fachabteilungen implementiert. In der Universitätsmedizin Greifswald wurde die Bereitschaft rauchender Patient_innen am „rauchfrei ticket“ teilzunehmen untersucht. Die systematische Ansprache aller Neuaufnahmen zum Rauchstatus erfolgt an zwei Tagen/ Woche auf den Stationen (seit 06/2020 Pulmologie, 09/2020 Kardiologie und 11/2020 HNO). Rauchenden Patient_innen wird zur Erreichung bzw. Aufrechterhaltung des Rauchstopps das „rauchfrei ticket“ angeboten. Die Adressierten der Kardiologie (n=325), Pulmologie (n=196) und HNO (n=89) waren im Mittel 73, 69 und 60 Jahre alt, zu Anteilen von 39,8% (n=78), 46,8% (n=152) und 39,3% (n=35) weiblich und rauchten zu 12,2% (n=24), 6,8% (n=22) und 26,9% (n=24). Rauchende waren signifikant jünger als Nichtraucher. Von 70 Rauchenden stimmten 32 der Teilnahme am „rauchfrei ticket“ zu. Im Ergebnis der logistischen Regressionsanalyse war diese Bereitschaft nicht assoziiert mit Alter, Geschlecht und Stationszugehörigkeit.

Schlussfolgerung: Mit dem Angebot des „rauchfrei tickets“ wurde bislang, im Rahmen der systematischen Ansprache aller Patient_innen auf drei Stationen, ein Anteil von 45,7% aller Adressat_innen erreicht. In 2021 wurden monatlich durchschnittlich 130 Patient_innen in die Telefonberatung vermittelt; insgesamt ca. 2.500 (Stand Mai 2021). Über Multiplikatoren-Trainings und Prozessabläufe sollen standardisierte klinische Prozesse etabliert werden. Vermittlungsraten können sich zwischen Akut- und Rehabilitationsklinik, aber auch nach deren Behandlungsschwerpunkten unterscheiden.

Im Symposium werden Erfahrungen und Prozesse aus Akut- und Rehabilitationskliniken vorgestellt. Diskutiert werden, welche Voraussetzung zum Gelingen der Implementierung und der Inanspruchnahme des Angebots berücksichtigt werden müssen. Dabei zeichnet sich das „rauchfrei ticket“ als handhabbares und im klinischen Alltag äußerst praktikables und schnell verfügbares Rauchstoppangebot ab. Es eignet sich sowohl bei kurzer Verweildauer in der Akutklinik zum Einstieg in den Rauchstoppprozess, als auch in der Rehabilitation als Nachsorgeprogramm nach der Teilnahme an Nichtraucherkursen. Die Kombination von Praktikabilität und Wirksamkeit des „rauchfrei tickets“ der BZgA könnte so die leitliniengerechte Versorgung Rauchender in Krankenhäusern und Rehabilitationskliniken nachhaltig beeinflussen.

PS-09-001

Die Implementierung des „rauchfrei tickets“ im Behandlungsprozess: Von der Leitlinie zur Routine im Team

C. Rustler¹, F. Sielaff¹

¹Deutsches Netz Rauchfreier Krankenhäuser & Gesundheitseinrichtungen DNRfK e.V., Berlin

Hintergrund: Rauchstoppangebot für Rauchende gehört in Kliniken nicht zur Behandlungsroutine. Die Tatsache, dass in 2018 lediglich 50 Patient_innen in die kostenfreie Rauchstoppberatung am Telefon der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung BZgA aus Kliniken vermittelt wurden, war Anlass für das Pilotprojekt zur Implementierung des „rauchfrei ticket“. Nach dem erfolgreichen Abschluss im Jahr 2019 wird die Implementierung bundesweit für Akut- und Rehabilitationskliniken angeboten.

Methode: In einem Expertenworkshop wurden zentrale Faktoren zur Implementierung identifiziert und ein Konzept erarbeitet. Am „rauchfrei ticket“ interessierte Kliniken durchlaufen eine Vorbereitungsphase. Nach Entscheidung zur Teilnahme werden Multiplikator_innen geschult und interne Prozessabläufe erarbeitet. Wöchentliche Rückmeldung zur Anzahl der vermittelten Patient_innen, monatliche Online-Termine, sowie unterstützende Medien (Poster, Schulungsmaterialien) fördern die Übernahme in Routineprozesse. Die Implementierung ist kostenfrei und die Wirksamkeit wird evaluiert.

Ergebnisse: Das „rauchfrei ticket“ wird mittlerweile mit 36 Kliniken bzw. Fachabteilungen implementiert. Es wurden 88 Multiplikator_innen geschult, davon meist Teams bestehend aus Ärzt_innen, Psycholog_innen, Pflegefachpersonen und weiteren therapeutischen Berufen. In 2020 wurden durchschnittlich monatlich 120 Patient_innen in die Telefonberatung vermittelt; insgesamt ca. 2.500 bis Juni 2021. Dabei variieren die Vermittlungsraten zwischen den Kliniken von bis zu 57 und 0 Patient_innen/Monat.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das „rauchfrei ticket“ zeichnet sich als handhabbares und im klinischen Alltag äußerst praktikables und schnell verfügbares Rauchstoppangebot ab. Die Ergebnisse können je nach Klinikart wie Akut- oder Rehabilitationsklinik oder Behandlungsschwerpunkt variieren. Auch die Gestaltung der klinikinternen Prozesse, Verantwortlichkeiten und nicht zuletzt pandemiebedingte Veränderungen haben Einfluss auf die Vermittlung von Patient_innen. Diskutiert werden Faktoren, die zum Gelingen der Implementierung beitragen. Die Kombination von Praktikabilität und Wirksamkeit des „rauchfrei ticket“ der BZgA könnte die leitliniengerechte Versorgung Rauchender in Krankenhäusern nachhaltig beeinflussen.

PS-09-002

Die Bereitschaft rauchender Patient_innen in der stationären Versorgung, das Angebot des „rauchfrei tickets“ anzunehmen – Ergebnisse einer Studie aus der Universitätsmedizin Greifswald

S. Ulbricht¹, N. Junker¹, L. Müller¹, H. Hingst¹, C. Rustler², K. Duhme³

¹Universitätsmedizin Greifswald,

²Deutsches Netz Rauchfreier Krankenhäuser & Gesundheitseinrichtungen DNRfK e.V., Berlin,

³Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Hintergrund: Der Zusammenhang zwischen dem Aufenthalt in einer Klinik und einem Rauchstoppversuch gilt als belegt. Bislang fehlt es an Angeboten der Unterstützung dieses Prozesses im Anschluss an einen stationären Aufenthalt. Telefonberatung gilt als wirksam und effizient. Das telefonische Angebot „Rauchfreiticket“ (RFT) könnte beitragen, diese Versorgungslücke zu schließen. Untersucht wird die Erreichungsrate rauchender Klinikpatienten mit dem Angebot RFT.

Methode: An mindestens drei Tagen pro Woche erfolgte die systematische Ansprache aller Neuaufnahmen zum Rauchstatus auf drei Stationen des Klinikums (seit 06/2020 Pulmologie, 09/2020 Kardiologie und 11/2020 HNO). Alle als Rauchende identifizierte Patientinnen und Patienten erhielten das Angebot, zur Erreichung bzw. Aufrechterhaltung des Rauchstopps, das RFT in Anspruch zu nehmen. Mittels logistischer Regression wurden Prädiktoren der Teilnahme am RFT analysiert.

Ergebnisse: Mit dem RFT Adressierte der Kardiologie (n=345), Pulmologie (n=196) und HNO (n=89) waren zu Anteilen von 47,5%, 39,8% sowie 39,3% weiblich. Die Rauchprävalenzen lagen bei 12,2%, 12,2% und 27,0%. Von 90 Rauchenden nahmen 42 am RFT teil. Frauen hatten, verglichen mit Männern, eine erhöhte Chance der Inanspruchnahme des RFTs (OR=3,0 95%-KI 1,13; 7,96). Tabakrauchende aus der HNO hatten, im Vergleich mit jenen aus der Kardiologie, ebenfalls eine erhöhte Chance darauf (OR=3,5 95%-KI 1,08; 11,20).

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit dem Angebot des RFTs wurde, im Rahmen der systematischen Ansprache aller Patientinnen und Patienten auf drei Stationen der Universitätsmedizin Greifswald, ein Anteil von 45,6% der potenziellen Adressatinnen und Adressaten erreicht. Dies zeigt den Bedarf für ein Angebot, welches über den stationären Aufenthalt hinausreicht und den Prozess des Rauchfreiwerdens unterstützt. Die systematische Abfrage und Erfassung der Gründe, weshalb das Angebot des RFTs abgelehnt wurde, soll nunmehr beitragen, Barrieren zu identifizieren und abzubauen, um die Inanspruchnahme des RFTs weiter zu erhöhen.

PS-09-003

Das „rauchfrei ticket“ als Ergänzung zur Raucher_innenberatung in der stationären Behandlung der Tabakabhängigkeit in der Akutklinik

M. Urlbauer¹

¹Klinikum Nürnberg

Hintergrund: Mehr als 80% der Rauchenden versuchen aufzuhören, ohne professionelle Unterstützung häufig vergebens. Deshalb sollte die Therapie der Suchterkrankung Rauchen von allen im Gesundheitswesen tätigen Menschen als unabdingbare Basismaßnahme wahrgenommen werden. Am Klinikum Nürnberg werden seit 1994 Tabakentwöhnungsmaßnahmen durchgeführt. Das „rauchfrei ticket“ stellt dabei eine überaus wirksame und rasch umsetzbare niederschwellige Ergänzung im Gesamtkonzept Tabakentwöhnung an einem Akutkrankenhaus der Maximalversorgung dar.

Methode: Das Klinikum Nürnberg ist seit Juni 2019 als Pilotklinik am „rauchfrei ticket“ beteiligt. Der Raucherstatus (py) wird bei allen Patient_innen erhoben und dokumentiert. Bei Visiten wird der Rauchstopp wiederholt thematisiert und falls möglich, eine Tabakentwöhnung nach OPS-Kriterien durchgeführt. Jede/r Entwöhnungswillige wird an das „rauchfrei ticket“ angebunden. Dies wird im Arztbrief dokumentiert und so an den weiterbehandelnden Arzt übermittelt.

Ergebnisse: Das „rauchfrei ticket“ wird von Rauchenden im Maximalversorgerkrankenhaus gerne angenommen. Die Integration in den Ablauf eines Akutkrankenhauses mit immer kürzeren Liegezeiten ist problemlos möglich. Unabdingbar ist allerdings, dass sich eine Mitarbeiterin oder Mitarbeiter als (Haupt-)verantwortlicher zeigt und engagiert. Die von Patient_innen zu leistende Unterschrift als „Erlaubnis“ für einen proaktiven Anruf durch die Rauchstoppberatung am Telefon der BZgA, sollte unter dem Gesichtspunkt der deutlichen Chancenerhöhung hin zum endgültigen Rauchstopp kommuniziert werden. Bisher konnten 256 Patient_innen ins „rauchfrei ticket“ vermittelt werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das „rauchfrei ticket“ zeichnet sich als äußerst praktikables, schnell verfügbares und sehr effektives Rauchstoppangebot aus. Erforderlich ist ein/e Hauptverantwortliche/r mit deutlichem Engagement in der Implementierung. Die in der Klinik erarbeitete Motivation wird im häuslichen Umfeld durch das „rauchfrei ticket“ fortgesetzt und der „teachable moment“ länger genutzt. Die Gewissheit, dass die erarbeitete Motivation im häuslichen Umfeld „weiterlebt“, gibt Entwöhner_innen eine positive Verstärkung für die tägliche Arbeit mit nikotinabhängigen Patient_innen. Das „rauchfrei ticket“ sollte langfristig im stationären und ambulanten Setting etabliert werden.

PS-09-004

Das „rauchfrei ticket“ in der stationären Behandlung der Tabakabhängigkeit – zwischen Kommunikationskompetenz und Reflexangeboten der somatisch-symptomorientierten Medizin

C. Grah¹

¹Gemeinschaftskrankenhaus Havelhöhe Berlin

Hintergrund: Obwohl Tabakentwöhnung für die Behandlung von zahlreichen Erkrankungen von höchster Bedeutung ist, gibt es in Kliniken eher selten ein systematisches Rauchstoppangebot. Diese Behandlungen sind entweder externalisiert oder werden von psychologischen oder ärztlichen Tabakentwöhner_innen erbracht. Gegenwärtige Leistungsverdichtung und merkantil getriebene Versorgungsstrukturen bieten keine zeitlichen und personellen Anreize für lebensstilmodifizierende Interventionen. Mangels klinischer Erfahrung gehören entsprechende kommunikative Kompetenzen immer weniger zur Routine.

Methode: Anhand des „rauchfrei tickets“ wird dargestellt, wie die spezifische kommunikative Kompetenz in einer Mini-intervention (3 min) klinische Fachpersonen mit ausreichend Handlungsmöglichkeiten ausstattet, um eine suchtttherapeutische Versorgung einzuleiten. Im Weiteren wird beschrieben, wie die Versorgung mit dem „rauchfrei ticket“ bei dem geringen verfügbaren Zeitkontingent in den Alltag der Akutmedizin implementiert werden kann (Reflexangebot).

Ergebnisse: Das Angebot des „rauchfrei tickets“ leistet zwei wertvolle Beiträge in der Akutmedizin. Erstens den Aufbau einer kommunikativen Kompetenz und zweitens die Etablierung einer niedrighwelligen Reflexversorgung beim schädlichen Tabakkonsum mit hoher Effektivität. Im Rahmen des Implementierungsprojekts gelang darüber die Vermittlung von ca. 365 Rauchenden in 23 Monaten (durchschnittlich 16/Monat) in die Rauchstoppperatung am Telefon der BZgA. Die positiven Erfahrungen und klinische Routine stärken die kommunikative Kompetenz der beteiligten Fachpersonen und sensibilisieren darüber hinaus für suchtttherapeutische Angebote bei internistisch erkrankten Patient_innen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das Angebot des „rauchfrei tickets“ schließt eine Lücke in der völlig unzureichenden Versorgungsstruktur für veränderungswillige oder aufhörbereite Rauchende. Auch unter ungünstigen Rahmenbedingungen der Akutmedizin kann Veränderungsbereitschaft unterstützt und Behandlung eingeleitet werden. Gleichwohl müssen für Rauchende, für die Kurzintervention und Telefonberatung nicht ausreichend sind, weitere zusätzliche und intensivere Beratungs- und Behandlungsangebote, analog OPS „Multimodale stationäre Behandlung der Tabakabhängigkeit“ verfügbar und finanziert sein. Dies gilt insbesondere für psychiatrisch erkrankte Patient_innen oder wenn z.B. multiple Süchte ein intensiviertes verhaltenstherapeutisches Angebot erfordern.

PS-10

Beiträge aus dem VersorgungsalltagChair(s): T. Kuhlmann¹¹Psychosomatische Klinik Bergisch Gladbach

Drei Beiträge werden vorgestellt. Einer befasst sich mit affektiven und psychotischen Erkrankungen bei Patienten mit Alkoholkonsumstörungen, ein weiterer mit ambulanter Disulfirambehandlung, eine retrospektive Erhebung aus 29 Institutsambulanzen, im dritten Beitrag werden Scham und Schuld bei traumatisierten Suchtpatienten thematisiert. Die Aversionsbehandlung mit Disulfiram dient der Stabilisierung abstinenter Lebensführung bei Patienten mit spezifischen Risikofaktoren. Erfahrungen mit dieser heterogenen Zielgruppe aus 29 Ambulanzen werden vorgestellt. Komorbide, v. a. affektive Erkrankungen sind bei Alkoholkranken häufig, Daten aus der klinischen Suchtkrankenversorgung aus 10 Kliniken werden verglichen. Scham und Schuld prägen die Behandlung traumatisierter Suchtkranker. Erfahrungen mit integrativer Trauma- und Suchttherapie werden vorgestellt. Behandlungen von 340 Patienten aus heterogenen Settings wurden dokumentiert ohne Auftreten schwerwiegender Nebenwirkungen und ohne Trinkversuche. Suchtpatienten mit affektiven psychotischen Störungen unterscheiden sich in Aufenthaltsdauer, klinischem Verlauf, Wiederaufnahmen und Häufigkeit von Zwangsmaßnahmen. Die Verarbeitung von Scham und Schuldgefühlen kann im Rahmen konfrontativer Traumatherapie gefördert werden mit positivem Ergebnis für den Behandlungsverlauf von Sucht- und Traumabewältigung. Behandlung mit Disulfiram ist sicher und effektiv im Rahmen intensiver Behandlung, mehrmaliger wöchentlicher Kontakte, überwachte Einnahme, sorgfältiger Aufklärung und Indikationsstellung. Die Ergebnisse des Klinikvergleichs helfen dem Praktiker in der klinischen Versorgung von Patienten mit komorbiden Alkohol- und Substanzkonsumstörungen. Scham und Schuld sind wesentliche voneinander zu unterscheidende Affekte, die integrativ behandelt werden können und weder vernachlässigt noch vermieden werden dürfen.

PS-10-001

Zeitgemäße ambulante Alkoholaversionstherapie mit Disulfiram: Von der Streitaxt zum FlorettU. Zimmermann¹¹kbo Isar-Amper-Klinikum

Hintergrund: Die Wirksamkeit von Disulfiram kann als gesichert angesehen werden, sein Einsatz wird in der aktuell revidierten S3-Therapieleitlinie „Alkoholbezogene Störungen“ als „kann“- Empfehlung aufgeführt. Disulfiram ist vor allem dann indiziert, wenn Patienten trotz leitliniengerechter Vorbehandlung keine Abstinenz erreichen. Auf psychologischer Ebene dient Disulfiram den Patienten als „Werkzeug“, mittels dessen sie impulshaftes, situationsabhängiges Trinken weitgehend unmöglich machen.

Methode: retrospektive Erhebung zur Behandlung mit Disulfiram in 29 deutschen psychiatrischen Institutsambulanzen.

Ergebnisse: Gegenwärtig werden mindestens 340 Patienten mit Disulfiram behandelt, darunter auch opiatsubstituierte, forensische, über 65-jährige Patienten sowie Eltern minderjähriger Kinder. 41 Abstinenzverletzungen mit Aversivreaktion wurden dokumentiert, diese stellten mit Ausnahme derjenigen mit kurzer stationärer Behandlung keine schwerwiegenden unerwünschten Ereignisse gemäß der für klinische Studien festgelegten Definition dar. Abstinenzverletzungen werden überwiegend nach wenigen Tagen abgebrochen und führen nur selten zu Rückfällen mit Rückkehr in das frühere Konsummuster. Trinkversuche werden nicht mehr durchgeführt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Nach aktuellem Erfahrungsstand ist die Behandlung mit Disulfiram sicher und effektiv, sofern das Medikament im Rahmen einer intensiven Behandlung mit mehrmals wöchentlichen Vorstellungen eingesetzt und seine Einnahme überwacht wird. Vorherige rechtssichere Aufklärung und Ausschluss von Kontraindikationen sind notwendig.

PS-10-002

Komorbidität affektive und psychotische Erkrankungen und Konsumstörungen: Auswirkungen in der klinischen Praxis

U. Preuss¹¹Vitos Klinik Herborn

Hintergrund: Ziel der Studie: Alkohol- und substanzbezogene Störungen (ICD 10 F1x.x) zählen zu den häufigsten Diagnosen in der stationär-somatischen und psychiatrischen Versorgung. Komorbide psychische Störungen, insbesondere affektive Erkrankungen, sind bei diesen Patienten häufig. Um die Folgen der Komorbidität auf die stationäre Behandlung zu überprüfen, wurden Daten von 10 Kliniken des Vitos-Konzerns aus dem Jahre 2020 verwendet.

Methode: An den Vitos-Versorgungskliniken in Hessen wurden globale Behandlungsindikatoren zu Aufnahme und bei Entlassung im Jahre 2016 erhoben (CGI und GAF). Insgesamt konnten rund 7800 Patienten mit ICD10-F1x-Diagnosen in die Auswertung einbezogen werden. Etwa 22% wiesen eine komorbide affektive, etwa 6% eine komorbide psychotische Störung auf.

Ergebnisse: Personen mit Komorbidität affektiven und psychotischen Störungen weisen Unterschiede in der Aufenthaltsdauer, klinischen Besserung, Wiederaufnahmerate und der Rate von Zwangsmaßnahmen auf.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Resultate der Auswertung stützen den Praktiker bei der Einschätzung und Ressourcenbereitstellung für Patienten mit komorbiden Alkohol- und Substanzkonsumstörungen sowie psychischen Erkrankungen. Limitationen des Studiendesigns, der Instrumente und der Stichprobe werden kritisch betrachtet.

Symposien (S) – Praxissymposien (PS) – Freie Vorträge (FV) – Poster (Poster)

FV-01-001

Lived experiences of multiple relapses into opiate and/or cocaine misuse: A multi-perspectival interpretative phenomenological analysis of drug service users and therapists in the UKM. Klein¹¹University of Bath, United Kingdom

Hintergrund: Previous research has linked repeated relapse to an increased risk for drug-overdose death, for which the UK currently holds one of the highest rates in Europe. Therefore, this research explores how multiple relapses into substance misuse are experienced and understood by drug service users in recovery and by addictions therapists, as well as how these shared perspectives relate and co-exist.

Methode: Data was generated through qualitative, semi-structured interviews with 14 participants (7 former drug service users and 7 addictions therapists) in the UK, and subsequently analyzed using a multi-perspectival approach to Interpretative Phenomenological Analysis (IPA).

Ergebnisse: This presentation will focus on preliminary findings of the analysis. Findings of this study offer nuanced understandings about how multiple relapses are experienced and how these impact the therapeutic alliance between client and therapist during treatment. Themes from the cross-case analysis referred to how multiple relapses feel, how participants position themselves towards relapse, how these experiences inform their coping strategies and how participants make sense of recovery.

Diskussion und Schlussfolgerung: This research offers implications for practice/support guidelines which consider the challenges faced by addictions therapists and drug service users who experience multiple relapses during treatment. Specifically, understandings generated from a therapist's perspective may lead to recommendations for maintaining a strong therapeutic alliance amidst second-hand relapse experiences. Additionally, understandings generated from drug service users will provide a base for developing more empathic-informed practice guidelines which considers the user's unique needs.

FV-01-002

Konsumgewohnheiten von Kokainkonsumierenden in Deutschland – Erste Ergebnisse einer Online-StudieC. Lindemann¹, H. Zurhold², S. Milin², I. Schäfer²¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: In den letzten 20 Jahren konnte ein Anstieg der 12-Monatsprävalenz des Kokainkonsums bei 18- bis 59-Jährigen beobachtet werden. Für die Nutzung des Suchthilfesystems bestehen jedoch weiterhin hohe Barrieren und der Anstieg der Prävalenz spiegelt sich nicht in den Nutzungszahlen wider. Die Identifikation von Kokainkonsumierenden mit einem riskanten oder abhängigen Konsum ist notwendig, um zielgruppengerechte Präventionsmaßnahmen zu entwickeln.

Methode: Als Teil des vom Bundesministerium für Gesundheit geförderten Projekts „Konsumgewohnheiten, soziale Hintergründe und Hilfebedarfe von Erwachsenen mit einem riskanten oder abhängigen Kokainkonsum“ (KOKOS) werden in einer online-Erhebung die Konsummuster sowie Motive des Konsums von 250 Kokainkonsumierenden erfasst. Die Stichprobe besteht zu 30% aus Konsumierenden, die über das suchtspezifische Hilfesystem rekrutiert und zu 70% aus Personen, die über Online-Zugänge erreicht wurden.

Ergebnisse: In dem Beitrag werden die Ergebnisse der Online-Erhebung dargestellt, die bis September 2021 ausgewertet sein wird. Diese werden im Kontext des Rahmenprojektes erläutert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Implikationen für die Ableitung möglicher Präventionsmaßnahmen sowie den Abbau von Barrieren für die Nutzung des Suchthilfesystems werden diskutiert.

FV-01-003

Eine Erhebung zu substanzkonsumspezifischen Themen in der Justizvollzugsanstalt Wittlich

F. Schneider¹¹Institut für Therapieforschung

Hintergrund: Der Themenkomplex Drogenkonsum von Inhaftierten wurde in Deutschland bisher verhältnismäßig selten untersucht. Trotz des Vollzugsziels eines Lebens ohne Straftaten, somit auch ohne Handel und Besitz von Drogen, ergeben die wenigen vorhandenen Daten ein Bild des fortgesetzten Drogenkonsums auch nach der Inhaftierung. Aus diesem Grund wurde eine Vollerhebung des Drogenkonsums der Inhaftierten in der Justizvollzugsanstalt für Männer in Wittlich (Rheinland-Pfalz) angestrebt.

Methode: Die Themen legale und illegale Drogen, Risikoverhalten und das Wissen bezüglich Repressionen und Hilfsangeboten im Bereich des Substanzkonsums wurden abgefragt. An den Stichtagen wurde ein Fragebogen an alle interessierten Inhaftierten verteilt. Es handelt sich um die reine Selbstauskunft der Teilnehmenden.

Ergebnisse: Die Erreichungsquote lag bei 41,45% (n=193), davon gaben 82,4% (n=159) an, aktuelle Raucher zu sein. 19,7% (n=38) der Teilnehmenden gaben an, illegale Drogen während der aktuellen Inhaftierung konsumiert zu haben. Die Lebenszeitprävalenz des Konsums irgendeiner illegalen Droge lag bei 64,2% (n=124). Im extramuralen Setting hatten 54,9% (n=106) bereits Kontakt zu Beratungsstellen aufgrund von Substanzkonsum, während der aktuellen Inhaftierung lag die Zahl bei 59,6% (n=115).

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Lebenszeitprävalenzen für jede legale wie illegale Substanz ist bei den Befragten höher als in der deutschen männlichen Allgemeinbevölkerung. Auch in Haft wird weiterhin von etwa einem Fünftel konsumiert, hauptsächlich werden dabei Cannabis und Neue psychoaktive Substanzen als konsumierte Stoffe angegeben. Beratungsangebote in Haft werden ähnlich gut angenommen wie außerhalb, daher erscheint es sinnvoll, diese weiterhin anzubieten und auszubauen, gerade auch in Hinblick auf die gesundheitlich hochriskante Zeit nach der Entlassung.

FV-01-004

Verläufe des Konsums amphetaminartiger Stimulanzien: Ergebnisse aus dem EU-Projekt ATTUNE

M. Rosenkranz¹, M.S. Martens¹, H. Zurhold², P. Degkwitz¹, U. Verthein¹¹Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Amphetaminartige Stimulanzien wie Amphetamin, Methamphetamin, MDMA und einige der sogenannten Neuen Psychoaktiven Substanzen sind neben Cannabis die am häufigsten gebrauchten illegalen Drogen in Europa. Es gibt aber nur wenig Evidenz darüber, mit welchen Faktoren die Entwicklung unterschiedlicher Konsummuster (von sporadisch bis abhängig) assoziiert ist. Die wissenschaftliche Literatur legt nahe, dass individuelle, soziale und umweltbezogene Einflüsse eine Rolle spielen.

Methode: Im Rahmen des europäischen ERANID-Projekts „ATTUNE“ wurden Karrieren von Konsumierenden amphetaminartiger Stimulanzien (ATS) in fünf europäischen Ländern mit Hilfe eines „Mixed-Methods-Design“ untersucht. Hierfür wurden insgesamt 279 qualitative und 1458 quantitative Interviews durchgeführt.

Ergebnisse: Neben der Charakterisierung der Stichproben werden unterschiedliche Nutzungsmuster von ATS und anderen Substanzen präsentiert. Amphetamine/Speed und MDMA sind die vorwiegend konsumierten ATS. Ein niedriges Erstkonsumalter, psychische sowie biografische Belastungen durch kritische Lebensereignisse sind eher mit intensiven und abhängigen ATS-Konsummestern assoziiert. Als weitere Risikofaktoren für ein intensives/abhängiges (und andauerndes) Konsummuster konnten ein niedriger Bildungsabschluss, der Gebrauch von Methamphetamin, ATS Konsum tagsüber sowie Coping-Motive identifiziert werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: ATS-Konsumierende sind eine sehr heterogene Gruppe was sich auch in verschiedenen Konsumverläufen widerspiegelt. Zu Beginn werden ATS vornehmlich aus hedonistischen Motiven konsumiert, bei einem verfestigten (und teilweise abhängigen) Konsum spielen eher eskapistische und funktionale Motive eine Rolle. Präventionsaktivitäten durch Peers (Nightlife-Angebote), Drugchecking und Harm Reduction Angebote erscheinen für die Mehrheit der ATS-Konsumierenden hilfreich und sinnvoll. Für ATS-Konsumierende mit einem problematischen oder abhängigen Nutzungsmuster sind spezifische Beratungs- und Therapieangebote notwendig.

FV-02-001

Vergleich von Clomethiazol und Oxazepam im AlkoholentzugR. Holzbach¹, P. Droste², G. Juckel³¹Klinikum Hochsauerland, ²LWL-Klinik Paderborn, ³LWL-Universitätsklinik Bochum

Hintergrund: Die derzeitige S3-Leitlinie empfiehlt als erste Wahl zum Alkoholentzug ein Benzodiazepin oder als gleichwertige Alternative Clomethiazol. Ziel der vorliegenden Arbeit ist der Vergleich von Clomethiazol mit Oxazepam im Alkoholentzug. Dabei soll insbesondere beantwortet werden, ob es signifikante Unterschiede zwischen den beiden Medikamenten gibt speziell bezüglich der Inzidenz von Delirien und Krampfanfällen, der Reduktion der Entzugssymptome und der Nebenwirkungen.

Methode: Offene, multizentrische (6 LWL-Kliniken), randomisierte Studie mit n=420 Patientinnen. Der Entzug erfolgte scoregesteuert mit der Hamburger Alkoholentzugs-Skala mit Oxazepam bzw. Clomethiazol. Einschlusskriterien: Schwere Entzüge (mind. ein Tag 10 Kapseln Clomethiazol bzw. 50mg Oxazepamoder) oder Entzüge mit Entzugskomplikationen (Delir, Krampfanfall).

Ergebnisse: Es wurden 202 Entzüge mit Oxazepam und in 218 Entzüge mit Clomethiazol in die Studie aufgenommen. In den anamnestischen Daten gab es keine relevanten signifikanten Unterschiede. In der Oxazepam-Gruppe traten mit 3 gegenüber 1 Delirien und 3 gegenüber 2 Krampfanfällen mehr Komplikationen auf als bei Clomethiazol (nicht signifikant). Die vegetativen Entzugssymptome sanken unter beiden Medikamenten etwa gleich stark. Unter Clomethiazol traten signifikant mehr Nebenwirkungen auf, insbesondere mehr Nasenbeschwerden und Schlafstörungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Weder für Prävention von Delirien und Krampfanfällen noch für Kupierung der vegetativen Entzugssymptome ließ sich eine eindeutige Überlegenheit eines Medikamentes nachweisen. Allerdings ergaben sich Hinweise für ein besseres Nebenwirkungsprofil von Oxazepam. Obwohl nur schwere Entzüge in die Studie eingeschlossen wurden, traten Delire nur bei 1,0% der Patienten auf, Krampfanfälle bei 1,2%. Beide Komplikationen waren damit seltener als in der Literatur angegeben. Das in der Studie verwendete Entzugskonzept mit der Hamburger Alkoholentzugs-Skala kann daher als eine sehr sichere Methode angesehen werden.

FV-02-002

Veränderungen im Alkoholkonsum während der COVID-19 Pandemie in Europa: Ein systematisches Review und MetaanalyseC. Kilian¹, B. Schulte², P. Blanca³, T. Gual³, H. Lopez³, L. Miquel³, A. O'Donnell⁴, C. Schmidt⁶, J. Rehm⁵, J. Manthey⁶¹Technische Universität Dresden, ²Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf,³Hospital Clinic of Barcelona, Spanien, ⁴Population Health Sciences Institute, Newcastle University, United Kingdom,⁵Centre for Addiction and Mental Health, Toronto, Canada, ⁶Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: Gesellschaftliche Ereignisse wie Pandemien können Einfluss auf den Alkoholkonsum in der Bevölkerung haben. Während die Belastung durch die Pandemie und die damit einhergehenden Eindämmungsmaßnahmen zu einem erhöhten Alkoholkonsum führen können, ist eine Reduzierung des Alkoholkonsums durch weniger Trinkgelegenheiten denkbar. Ziel dieser systematischen Übersichtsarbeit ist, die Ergebnisse europäischer Studien zur Veränderung des Alkoholkonsums während der Covid-19 Pandemie zusammenzufassen.

Methode: Systematische Literatur- und Metaanalyse von Studien zur Veränderung des Alkoholkonsums während der Pandemie in (a) der Allgemeinbevölkerung, (b) bei Menschen mit Alkoholkonsumstörungen, zusammengefasst nach Studienpopulation, Konsumindikator (z.B. Trinkhäufigkeit, -menge) und Ergebnismessgröße (z.B. Anteil an Befragten mit reduziertem vs. gestiegenem Konsum).

Ergebnisse: 55 Studien wurden in die Analyse eingeschlossen, der Großteil davon mit Fokus auf Konsumveränderungen in der Allgemeinbevölkerung (n=48). Erste Ergebnisse der Metaanalyse deuten darauf hin, dass die Mehrheit der Konsumierenden ihren Konsum gesenkt anstatt gesteigert hat. Jedoch neigten Menschen mit vormals hoch riskantem Alkoholkonsum dazu, ihren Konsum zu erhöhen. Bei der Interpretation der Ergebnisse muss eine erhebliche Heterogenität hinsichtlich der Designs, der Qualität und der Stichprobencharakteristik der eingeschlossenen Studien berücksichtigt werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Gemäß den Ergebnissen dieser Literaturanalyse scheint es eine Polarisierung im Alkoholkonsum zu geben. Demzufolge haben Personen mit niedrig riskantem Alkoholkonsum ihren Konsum eher reduziert, während Personen mit hoch riskantem Konsum ihren Konsum eher gesteigert haben. Inwieweit sich die Veränderung des Alkoholkonsums während der Pandemie auf die Gesundheit der Trinkenden ausgewirkt hat, ist bislang noch nicht erforscht und sollte unter Berücksichtigung der aufgrund der Pandemie teilweise eingeschränkten Gesundheitsversorgung untersucht werden.

FV-02-003

Lebensstiländerungen nach Krankenhausaufenthalt bei Patient_innen mit gesundheitsriskantem Alkoholkonsum

A. Tiede¹, S. Baumann¹, F. Krolo¹, K. Krause², G. Bischof³, U. John¹, B. Gaertner⁴, J. Freyer-Adam¹¹Universitätsmedizin Greifswald, ²AERIAL-Forschungsverbund,³Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, ⁴Robert Koch-Institut Berlin

Hintergrund: Verhaltensbasierte Risikofaktoren (vRF) wie Tabakrauchen, gesundheitsriskanter Alkoholkonsum, Übergewicht, ungesunde Ernährung und körperliche Inaktivität sind ursächlich für Krebs- und andere chronische Erkrankungen. Ein Krankenhausaufenthalt gilt als "Learnable" bzw. „Teachable Moment“ mit erhöhter Motivation für Lebensstilverhaltensänderungen. Dreiundneunzig Prozent der Krankenhauspatient*innen mit gesundheitsriskantem Alkoholkonsum weisen zugleich mindestens einen weiteren vRF auf. Über langfristige Lebensstilveränderungen nach einem Krankenhausaufenthalt ist jedoch wenig bekannt.

Methode: Über systematisches Screening wurden 220 18-64-jährige Patient_innen mit gesundheitsriskantem Alkoholkonsum ohne Alkoholgebrauchsstörung identifiziert und zu weiteren vRF befragt. Nachbefragungen fanden nach 6, 12, 18 und 24 Monaten statt. Latente Wachstumskurvenmodelle zur Entwicklung des Alkoholkonsums, des Body-Mass-Index als Indikator für Übergewicht sowie des Gemüse- und Obstkonsums als Indikator für gesunde Ernährung wurden gerechnet.

Ergebnisse: Die Stichprobe bestand aus 70,9% (n=156) Männern und trank durchschnittlich 102,4g (SD=134,9) Reinalkohol pro Woche. Zwei Jahre nach Krankenhausaufenthalt wiesen die Teilnehmer_innen gegenüber Baseline einen signifikant reduzierten Alkoholkonsum ($p \leq 0,001$) und einen erhöhten Body-Mass-Index ($p < 0,01$) auf. Gemüse-/Obstkonsum ($p = 0,11$) blieb unverändert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Patient_innen mit gesundheitsriskantem Alkoholkonsum verbesserten allein durch einen Krankenhausaufenthalt weitere Aspekte des Lebensstils nicht. Evidenzbasierte und multibehaviorale Interventionen werden benötigt, um umfassende Veränderungen des Lebensstils bei Krankenhauspatient*innen mit gesundheitsriskantem Alkoholkonsum zu fördern und langfristig aufrecht zu erhalten.

FV-02-004

Kriterien für die psychosoziale Stellungnahme von Patient_innen mit fehlender 6-monatiger Alkoholabstinenz vor Aufnahme in die Lebertransplantationswarteliste

A. Buchholz¹, C. Lienau¹, D. Eickhoff¹, D. Rüter¹, M. Sterneck¹¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: In Deutschland können seit 2015 Patient_innen mit einer alkoholinduzierten Leberzirrhose ohne 6-monatige Alkoholabstinenz nach Stellungnahme der Bundesärztekammer (BÄK) in die Lebertransplantationswarteliste aufgenommen werden. In diesem Beitrag werden somatische und psychosoziale Kriterien für die Erarbeitung dieser Stellungnahmen vorgestellt.

Methode: In einer interdisziplinären Arbeitsgruppe der Deutschen Transplantationsgesellschaft wurden basierend auf der aktuellen Literatur in mehreren Treffen Kriterien für Antragssteller und Gutachter erarbeitet. Der Entwicklungsprozess umfasste zudem eine Konsentierungsphase und die Vorstellung des Vorgehens bei der Bundesärztekammer. Im Beitrag werden die Kriterien exemplarisch anhand von Fällen dargestellt, für die am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf Stellungnahmen bei der BÄK eingeholt worden sind.

Ergebnisse: Insgesamt wurden für 14 Patient_innen Stellungnahmen bei der BÄK eingeholt. Die Pat. waren im Mittel 53,6 Jahre alt (SD=9,8), 6 waren weiblich (43%). Eine Alkoholabhängigkeit lag bei 4 Pat. vor, 10 hatten die Diagnose eines schädlichen Alkoholgebrauchs. Die Dauer riskanten Alkoholkonsums variierte zwischen 5 und 50 Jahren (M=22,9;SD=15,4). Die durchschnittliche Abstinenzdauer lag bei 4,7 Monaten (SD=6,0). Zehn Anträge wurden abgelehnt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die systematische Beschreibung von Pat. ohne 6-monatige Alkoholabstinenz anhand der erarbeiteten Kriterien ermöglicht langfristig eine einheitlichere Gestaltung des Selektionsprozesses und die wissenschaftliche Untersuchung des Krankheitsverlaufs nach Transplantation.

FV-02-005

Sozioökonomischer Status und die Wirksamkeit computerbasierter und persönlicher Alkoholkurzinterventionen bei Krankenhauspatient_innen

J. Freyer-Adam¹, S. Baumann¹, G. Bischof², C. Goeze¹, A. Staudt³, B. Gaertner⁴, U. John¹

¹Universitätsmedizin Greifswald, ²Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie,

³Technische Universität Dresden, ⁴Robert Koch-Institut Berlin

Hintergrund: Soziale Gleichheit in der Wirksamkeit von Verhaltensinterventionen wird benötigt, ist jedoch kaum untersucht. Ziel war zu untersuchen, ob die Wirksamkeit computerbasierter und persönlicher Kurzinterventionen zur Senkung gesundheitsriskanten Alkoholkonsums von sozioökonomischen Faktoren wie Schulbildung und Erwerbsstatus moderiert wird.

Methode: Über Screening wurden 961 18- bis 64-jährige Krankenhauspatient_innen (75% Männer) mit gesundheitsriskantem Alkoholkonsum identifiziert und randomisiert: computergenerierte Rückmeldung (CO), persönliche Beratung (PE) und Kontrollgruppe (KG). CO und PE erfolgten auf Station sowie 1 und 3 Monate später. Zielkriterium war selbstberichteter Alkoholkonsum nach 6, 12, 18 und 24 Monaten. Adjustierte latente Wachstumskurvenmodelle mit Interaktionen Studiengruppe*Schulbildung und Studiengruppe*Erwerbsstatus als Prädiktoren wurden gerechnet.

Ergebnisse: Die Effektivität von CO und PE variierte nicht nach Schulbildung. Erwerbsstatus moderierte nicht die Effektivität von CO, aber die Effektivität von PE (IRR=0.44, p<0.05) und die komparative Effektivität von CO versus PE (IRR=0.48, p<0.05) bis 12 Monate. Diese Unterschiede waren nach 18 und 24 Monaten nicht mehr signifikant.

Diskussion und Schlussfolgerung: Beide Kurzinterventionen, ob computerbasiert oder persönlich, waren bei Patient_innen mit niedriger, mittlerer und hoher Schulbildung ähnlich wirksam. Auch wenn arbeitslose Patient_innen kurzfristig stärker von persönlicher Beratung profitierten, sprechen die Ergebnisse dafür, dass proaktive computerbasierte und persönliche Interventionen das Potential haben Patient_innen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status zu erreichen und bei ihnen Trinkreduktion zu erzielen.

FV-03-001

Entwicklung und Erprobung eines psychoedukativen Präventionsprogramms für Kinder von Eltern in suchtmedizinischer Entzugsbehandlung

J. Dyba¹, M. Rohde¹, M. Klein¹

¹Deutsches Institut für Sucht- und Präventionsforschung, Köln

Hintergrund: Kinder und Jugendliche aus suchtbelasteten Familien sind eine Hochrisikogruppe für die Entwicklung psychischer Belastungen und eigener Suchtprobleme. Ziel des Projektes „Pepe-Kids“ ist die Entwicklung, Erprobung und Evaluation einer psychoedukativen Maßnahme für Kinder von Eltern in der qualifizierten Entzugsbehandlung, welche einfach im klinischen Setting implementierbar ist und altersgerecht die psychosozialen Ressourcen der Kinder und ihre Fähigkeiten der Problem- und Stressbewältigung fördert.

Methode: Die Präventionsmaterialien werden von der Zielgruppe sowie von Fachkräften hinsichtlich ihres Nutzens und ihrer Akzeptanz evaluiert. Hierbei werden qualitative und quantitative Aspekte berücksichtigt. Die Datenerhebung der Pilotstudie mit Ein-Gruppen-Stichprobendesign erfolgt online sowie paper-pencil in Kooperation mit drei Suchtkliniken in NRW.

Ergebnisse: Der Einbezug von auf Entzugsbehandlung spezialisierten Kliniken erlaubt eine frühzeitige präventive Intervention für Kinder und Jugendliche aus suchtbelasteten Familien. Erste Ergebnisse des Projekts zeigen darüber hinaus einen großen Bedarf entsprechender Materialien sowie eine hohe Akzeptanz und Bereitschaft von Fachkräften, diese im beruflichen Alltag einzusetzen. Die bereits vorliegenden Ergebnisse der Fachkräftebefragung ergänzen die zurzeit laufende Datenerhebung an den kooperierenden Studienzentren.

Diskussion und Schlussfolgerung: Um die vulnerable Zielgruppe der Kinder aus suchtbelasteten Familien möglichst frühzeitig zu erreichen, ist die Erprobung alternativer Zugangswege von großer Bedeutung. Substanzkonsumierende Eltern sind aufgrund von Scham- und Schuldgefühlen eher selten bereit, ihren Kindern eine Teilnahme an professionellen Unterstützungsangeboten zu ermöglichen. Das vorliegende Projekt berücksichtigt dies und erprobt den Zugang zu Betroffenen über die elterliche Entzugsbehandlung. Die entwickelten psychoedukativen Präventionsmaterialien stellen eine praxisnahe, zielgenaue und niedrigschwellige Präventionsmaßnahme für Kinder suchtkranker Eltern dar, die ihre besonderen Problemlagen und Bedürfnisse berücksichtigt.

FV-03-002

Implementierung evidenzbasierter Angebote zur Angehörigenarbeit im Suchtbereich – Ergebnisse der EVIFA Studie

G. Bischof¹, S. Schlossarek¹, A. Bischof¹, S. Orlowski¹, D. Brandt¹, H. Hoffmann², H. Rumpf¹

¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, ²Universitätsklinikum Schleswig-Holstein

Hintergrund: Angehörige von suchtkranken Menschen stellen eine Hochrisikogruppe für die Entwicklung psychischer und somatischer Beeinträchtigungen dar. Obwohl evidenzbasierte Behandlungs- und Unterstützungsangebote für diese Zielgruppe existieren, ist der Implementierungsgrad entsprechender Konzepte in der deutschen Suchtkrankenhilfe unbekannt. Eine solche Bestandsaufnahme des Status Quo ermöglicht die Identifikation von Defiziten in der Versorgungslandschaft und Impulse zu einer Optimierung der Versorgung.

Methode: Mittels einer systematischen Literaturrecherche identifizierte evidenzbasierte Verfahren der Angehörigenarbeit wurden in einer Versorgerbefragung (n=352) nach deren Bekanntheitsgrad und praktischer Umsetzung in der deutschen Suchtkrankenversorgung abgefragt. Die Stichprobenziehung erfolgte durch Landesstellen für Suchtfragen und Fachverbände.

Ergebnisse: Im Rahmen einer nationalen Versorgerbefragung konnten Angaben von 352 Beschäftigten der ambulanten und (teil)stationären Suchthilfe erhoben werden. Der Bekanntheitsgrad der insgesamt 16 erfragten evidenzbasierten Verfahren war moderat, insbesondere bislang nicht in deutscher Sprache verfügbare Behandlungskonzepte waren weitgehend unbekannt. Insgesamt schätzten 35% der Befragten die personellen und finanziellen Ausstattungen der Angehörigenarbeit als unzureichend ein, lediglich 33% hatten bereits an einschlägigen Fortbildungsmaßnahmen teilgenommen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Während die Wirksamkeit angehörigenbezogener Angebote insgesamt gut belegt ist, ist die Nutzung entsprechender Konzepte in der Suchtkrankenversorgung moderat. Insbesondere Verfahren, die bislang ausschließlich in englischer Sprache vorliegen, sind unabhängig von deren Evidenzgrad weitgehend unbekannt. Verbesserungen der Versorgung bedürfen einer verstärkten Bemühung des Transfers von Forschung und Praxis, einer Adaption wirksamer Verfahren für die deutsche Versorgungspraxis, der Bereitstellung entsprechender Fortbildungsangebote sowie einer nachhaltig gesicherten Refinanzierung angehörigenbezogener Angebote in der Suchtkrankenhilfe.

FV-03-003

Drogenabhängigkeit und Elternschaft – Herausforderungen und InterventionsansätzeJ. Dyba¹, D. Moesgen, M. Klein¹¹Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen

Hintergrund: Die Abhängigkeit von illegalen Substanzen bei Eltern wirkt sich negativ auf Erziehungskompetenzen und damit auf die kindliche Entwicklung aus. Die Schwere der Abhängigkeit, hohe Raten psychischer Komorbidität und ein von der Drogensubkultur geprägtes Lebensumfeld verschärfen die oftmals prekäre Situation drogenbelasteter Familien. Entsprechend bedarf es der Identifikation spezifischer Risikofaktoren und der Entwicklung von Interventionsansätzen zur Stärkung von elterlichen Kompetenzen und Resilienzen.

Methode: Im Rahmen standardisierter Befragungen mit drogenabhängigen Eltern von jungen Kindern (N=87) wurden elterliche Stressbelastungen, Erziehungsverhalten, psychische Probleme, Substanzabhängigkeit und Resilienzfaktoren erfasst. Neben Analysen zu Form und Ausprägung dieser Variablen wurden substanzspezifische Vergleiche vorgenommen und Prädiktoren elterlicher Belastungen ermittelt.

Ergebnisse: Drogenabhängige Eltern zeigen sich deutlich belastet in ihrer Elternrolle, wobei depressive Wahrnehmungen der eigenen Elternschaft und ein geringes Kompetenzerleben im Vordergrund stehen. Die Eltern-Kind-Interaktion zeigt sich tendenziell geprägt von Permissivität, wobei keine Substanzspezifität beobachtbar war. Die elterlichen Belastungen sind deutlich mit dem Ausmaß psychisch komorbider Symptombelastung und weniger mit der Schwere der Substanzabhängigkeit assoziiert. Darüber hinaus erweist sich eine gering ausgeprägte Familienresilienz als Prädiktor elterlichen Stresserlebens in drogenbelasteten Familien.

Diskussion und Schlussfolgerung: Eine hohe Wahrnehmung elterlichen Stresserlebens stellt ein Risiko für betroffene Eltern und ihre Kinder dar. Die Reduktion elterlicher Belastungen im Kontext von Drogenabhängigkeit sollte ressourcenorientiert mit dem Ziel der Stärkung von funktionalen Coping-Mechanismen und verhaltensbezogenen Elternkompetenzen erfolgen. Ansätze wie das SHIFT Plus-Elterntraining bieten einen innovativen Ansatz zur Unterstützung dieser Hochrisiko-Familien.

FV-03-004

Fürsorge ohne Selbstsorge? Zu Bedarf und Ansätzen der Suchtprävention an Schulen für PflegeberufeM. Marchwacka¹¹Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar

Hintergrund: Hohe Prävalenz des Tabakkonsums unter den Auszubildenden ist (im Vergleich zu Gymnasialschüler_innen) recht hoch, suchtpreventive Maßnahmen an Beruflichen Schulen bzw. an außerschulischen Lernorten (Betriebe) rudimentär. Beispielsweise behandeln Schulen für Pflegeberufe Themen der Prävention, doch liegt der Fokus auf den Patient_innen/Bewohner_innen. Insofern stellt sich die Frage nach Erkenntnissen aus empirischen Studien zu suchtpreventiven Maßnahmen an Pflegeschulen.

Methode: Im ersten Schritt erfolgte systematische Literaturrecherche zu Projekten und empirischer Studien zur Suchtprävention (Schwerpunkt: Schulen für Gesundheitsberufe). Der Literaturanalyse folgte eine explorative Befragung (nach dem Prinzip der Mixed-Methods) mit Pflegeschüler_innen, die mithilfe qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) ausgewertet wurde.

Ergebnisse: Es zeigt sich die Tendenz, dass an Schulen für Altenpflege mehr Schüler_innen rauchten als an Pflegeschulen an Kliniken. Die rauchenden Schüler_innen sind sich der Risiken bewusst, zugleich begründen sie ihr Rauchverhalten mit einer Form der vermeintlichen Entspannung: „die Zigarette beruhigt“, „das Rauchen ermöglicht abschalten“. Während suchtpreventive Maßnahmen nur sporadisch gewünscht sind, äußern die Befragten häufig den Bedarf nach Bewältigungsstrategien im Umgang mit Emotionen und mit Stress.

Diskussion und Schlussfolgerung: Wissensbezogene Maßnahmen über schädliche Aspekte des Suchtverhaltens dürften in der Pflegebildung weniger Erfolg haben, da den Schüler_innen die Gefahren (insbesondere im Sinne der Fürsorge für Patient_innen) bekannt sind. Als Herausforderung ist die Selbstsorge, angemessene Sensibilisierung für eigene Gesundheit (u.a. im Hinblick auf emotionale Belastung) zu sehen, die Schnittstellen zwischen Schulen und Pflegeeinrichtungen impliziert. Insofern ist naheliegend, dass partizipative, bedarfsorientierte Maßnahmen, die in dem jeweiligen schulischen und beruflichen Setting mit externen Expert_innen entwickelt werden, wirksam sein dürften.

FV-03-005

Meine Zeit ohne – die Challenge: Implementation einer App-basierten Suchtpräventionsmaßnahme für Schüler_innen beruflicher Schulen

J. Weymann¹, N. Arnaud¹, M. Morgenstern², K. Lochbühler³, L. Borwieck¹, R. Thomasius¹

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²IFT-Nord gGmbH, ³Institut für Therapieforchung

Hintergrund: Schüler_innen beruflicher Schulen weisen ein erhöhtes lebensstilbedingtes Gesundheitsrisiko und erhöhte Substanzmissbrauchsprävalenzen auf. Dennoch liegen für diese Zielgruppe kaum evidenzbasierte Präventionsprogramme vor. Während der COVID-19-Pandemie hat sich die Lebenssituation vieler Jugendlicher in Deutschland verschlechtert (geringeres psychisches Wohlbefinden, erhöhte Nutzungszeiten Sozialer Medien/Computerspiele). Im vorliegenden Beitrag werden implementationsbezogene Zwischenergebnisse eines auf diese Zielgruppe zugeschnittenen Präventionsprogramms sowie das Erleben von Corona-bezogenen psychosozialen Belastungen berichtet.

Methode: MZo ist eine multizentrische, zweiarmige, cluster-randomisierte, kontrollierte Studie. Anhand der Prä-/Post-Befragung von Schüler_innen beruflicher Schulen wird die Veränderung des Alkohol-, Cannabis- und Tabakkonsums und des Nutzungsverhaltens von Sozialen Medien, Computerspielen und Glücksspielen durch eine App-basierte zweiwöchige Konsumverzichtübung (Abstinenz/Reduktion) untersucht.

Zur Studiendurchführung während der COVID-19-Pandemie wurde ein komplett kontaktloser, digitaler Durchführungsmodus entwickelt.

Ergebnisse: Für den vorliegenden Beitrag werden die Daten von Schüler_innen beruflicher Schulen, die in einer Pandemie-angepassten Methodik befragt wurden, berichtet. Im Vordergrund der Zwischenauswertung steht das psychosoziale Belastungserleben der Schüler_innen durch die COVID-19-Pandemie sowie eine deskriptive Analyse von Verzicht- bzw. Reduktionsbereichen im Rahmen der Nutzung der MZo-App in der Interventionsgruppe.

Diskussion und Schlussfolgerung: Im relevanten Bereich der beruflichen Schulen gibt es einen Mangel an evidenzbasierten Präventionsmaßnahmen. Die Durchführbarkeit von Präventionsmaßnahmen und -studien wird durch die COVID-19-Pandemie stark beeinträchtigt. Gerade in Pandemiezeiten erscheint es wichtig, die Gesundheit Jugendlicher zu fördern und durch effektive und durchführbare Präventionsmaßnahmen negativen Langzeitfolgen entgegenzuwirken. Erkenntnisse zur pandemiebezogenen psychosozialen Belastung von Schüler_innen an beruflichen Schulen, zur Durchführbarkeit von Präventionsprojekten und der Erreichbarkeit der Zielgruppe unter eingeschränkten Bedingungen sind von hoher praktischer Relevanz

FV-04-001

Suchthilfe in Stadt und Land – eine Gegenüberstellung der bayerischen Klientel anhand von Daten der Deutschen Suchthilfestatistik (DSHS)

M. Wagner¹, L. Schwarzkopf²

¹Institut für Therapieforchung, ²Institut für Therapieforchung München

Hintergrund: Das Projekt „Strukturanalyse des ambulanten Suchthilfesystems in Bayern“ zielt darauf ab, ein umfassendes Bild des ambulanten Suchthilfeangebots auf kleinräumiger Ebene unter Berücksichtigung struktureller Rahmenfaktoren (z.B. Urbanität, Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskraft) zu zeichnen und die entsprechende Klientel zu charakterisieren. Exemplarisch wird die Klientel in Stadt und Land gegenübergestellt, um möglicherweise unterschiedliche Herausforderungen für die Suchthilfe zu illustrieren.

Methode: An der DSHS teilnehmende ambulante bayerische Suchthilfeeinrichtungen wurden anhand des Kreisschlüssels des Bundesinstituts für Stadt-, Bau- und Raumforschung im städtischen bzw. ländlichen Setting verortet. Anschließend wurde die jeweils betreute Klientel hinsichtlich Hauptdiagnosen, Komorbiditäten, Betreuungsdauer, Art der Beendigung und Erfolgsquote verglichen.

Ergebnisse: Bei ähnlicher Hauptdiagnoseverteilung finden sich Beikonsum weiterer Substanzen in der Stadt (23,0%) häufiger als auf dem Land (8,8%). Zudem ist in der Stadt bei opioidabhängigen Menschen der Anteil an Langzeitbetreuten höher (21,7% vs. 15,4%). In der Stadt sind planmäßig beendete Betreuungen (Haltequote) häufiger, insbesondere bei Stimulanzien- (68,9% bzw. 56,4%) und Cannabinoidproblematik (74,5% bzw. 69,0%), wobei es hinsichtlich der Erfolgsquote (59,1% bzw. 58,7% und 64,5% bzw. 66,8%) kaum einen Unterschied gibt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Stadt/Land-Unterschiede hinsichtlich Betreuungsgeschehen beschränken sich auf bestimmte Parameter. Die höhere Wahrscheinlichkeit eines Beikonsums weiterer Substanzen in der Stadt erlaubt den Rückschluss auf einen dort erleichterten Zugang zu niedrigschwelligen Angeboten für Menschen mit komplexen Abhängigkeitserkrankungen. Die höhere Abbruchquote auf dem Land könnte auf ein weniger differenziertes Angebot, das die individuellen Bedürfnisse der Hilfesuchenden nicht vollständig erfüllt, hindeuten. Allerdings kann die Angemessenheit des quantitativen Angebots erst im Zusammenspiel mit bevölkerungsstrukturellen Rahmenbedingungen (z.B. Altersstruktur) – die im weiteren Projektverlauf analysiert werden, abgeschätzt werden.

FV-04-002

Das DAAD Exceed Projekt Soziale Arbeit und Stärkung von NGOs in der Entwicklungszusammenarbeit zur Behandlung einer Drogenabhängigkeit (SOLID)

I. Michels¹, H. Stöver²¹Universität Frankfurt, ²Fachhochschule Frankfurt

Hintergrund: Die Staaten der zentralasiatischen Region (Kasachstan, Kirgistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan) sind eine Schlüsselregion geworden für eine wachsende Drogenproblematik (v.a. i.v. Heroinkonsum). Die Nachbarregion zu Afghanistan ist zunehmend mit dem Schmuggel von Opium, Heroin und Cannabis und neuerdings NPS konfrontiert. Das Drogenproblem ist nicht nur ein gesundheitliches Problem, sondern gleichzeitig Metapher für wachsende Instabilität, Korruption und die Unterminierung volkswirtschaftlicher Stabilität.

Methode: Projektvorstellung des von der DAAD geförderten Projektes „Soziale Arbeit und Stärkung von NGOs in der Entwicklungszusammenarbeit zur Behandlung einer Drogenabhängigkeit“ mit Hinweisen zu Kooperationsmöglichkeiten mit deutschen Einrichtungen der Drogen- und AIDS- Hilfe. Es werden 20 Nachwuchswissenschaftler_innen (4 in jedem Partnerland) gefördert, die die Rolle der Sozialen Arbeit in der Drogenhilfe in ihrem Herkunftsland bearbeiten.

Ergebnisse: Bestehende Kontakte sollen zu einer Hochschulpartnerschaft ausgebaut werden mit jeweils einer Universität in jedem o.g. Land plus China. Ziel ist es, mit einem gemeinsam entwickelten Forschungsprogramm zum Einfluss der Sozialen Arbeit auf die Prävention und Behandlung einer Drogen-/Opioidabhängigkeit, sowie den Aufbau von Studiengängen/Ausbildungs-Curricula zur Sozialen Arbeit mit suchtkranken Menschen (die auch mit HIV/Hepatitis leben) sowie dem Austausch von deutschen und zentral-asiatischen Wissenschaftler_innen und Studien- und Forschungsaufenthalten in Deutschland und Zentralasien.

Diskussion und Schlussfolgerung: Von zentraler Bedeutung ist die Unterstützung der Ausbildung von Sozialarbeit in den zentralasiatischen Ländern und China. Soziale Arbeit als Motor zur Reduzierung der Drogenprobleme steckt sowohl in Zentralasien, als auch in China noch in den Kinderschuhen. Noch gibt es kaum angemessene Berufsbilder und Arbeitsangebote, obwohl die positive Rolle der sozialen Arbeit mittlerweile auf gesellschaftspolitischer Ebene zunehmend anerkannt wird.

FV-04-003

Administrative Prävalenz und suchtspezifische Versorgung von Menschen mit alkoholbezogenen Störungen in Bremen

J. Möckl¹, C. Lindemann², J. Manthey³, B. Schulte³, J. Reimer², L. Kraus¹¹Institut für Therapieforchung München, ²Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung,³Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Hintergrund: Laut Schätzungen erhalten nur 16% der alkoholabhängigen Menschen in Deutschland eine suchtspezifische Behandlung. Das Ziel der vorliegenden Studie ist die Überprüfung der unzureichenden Versorgung von Menschen mit einer Alkoholkonsumstörung mithilfe von Routedaten verschiedener Gesundheitseinrichtungen auf Patientenebene im Bundesland Bremen. Dafür soll eine Schätzung der administrativen Prävalenz alkoholbezogener Störungen und der Inanspruchnahme suchtspezifischer Versorgungsleistungen vorgenommen werden.

Methode: Mit Hilfe eines Data-Linkage-Verfahrens wurden Stamm- und Leistungsdaten der Kalenderjahre 2016/2017 zweier gesetzlicher Krankenkassen (GKV), der Deutschen Rentenversicherung (DRV) und des Klinikverbunds Bremen Gesundheit Nord (GeNo) analysiert. Die administrative Prävalenz wird anhand von ICD-10 Diagnosen (F10.X) der verschiedenen Settings geschätzt. Versorgungsleistungen werden anhand der Besuche der ambulanten Suchthilfe (GeNo) und der Inanspruchnahme suchtspezifischer Behandlungen, wie Entzugsbehandlungen (GKV) und Rehabilitationsmaßnahmen (DRV), betrachtet.

Ergebnisse: Die Ergebnisse der Sekundärdatenanalyse werden vor dem Hintergrund der Inanspruchnahme von Versorgungsleistungen von Personen mit alkoholbezogenen Störungen diskutiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die erstmalige Analyse der ausgewählten Routinedaten verschiedener Versorgungsssettings eignet sich für die Beantwortung von epidemiologischen Fragestellungen sowie für weitere Forschungsfragen zur (leitliniengerechten) Versorgung von Menschen mit alkoholbezogenen Störungen in Bremen.

FV-04-004

Das Suchthilfesystem als wichtiger Bestandteil ganzheitlicher Medienpädagogik

F. Wiedel¹

¹Universität Passau

Hintergrund: Medienkompetenzvermittlung ist angesichts der voranschreitenden Mediatisierung des gesellschaftlichen Lebens auch in Deutschland Schlüsseldisziplin und zentrale Herausforderung. Digitalisierungsschübe wie die Corona-Pandemie offenbaren den Nachholbedarf in der deutschen Medienpädagogik. In Schulen und Familien, die in der Literatur als hauptverantwortlich gelten, fehlt es an Infrastruktur, Zeit, Wissen und Willen, um gerade Heranwachsenden in der Breite einen autonomen Umgang mit virtuellen Handlungswelten zu ermöglichen.

Methode: Mit Hilfe einer Literaturrecherche wurden zunächst gesellschaftliche Akteur_innen und inhaltliche Ansätze (Medienkompetenzkataloge und Vermittlungsprogramme) zusammengetragen, die der Medienpädagogik auf diesem durchaus zeitkritischen Handlungsfeld nachhaltig zusätzliche Substanz verleihen könnten. Darauf aufbauend wurde ein mehrdimensionales Modell entwickelt, das bestehende Projekte integrativ zusammenführt. Auf diese Weise können die Synergien und Handlungswerkzeuge einer kooperativen und nutzungsfördernden Medienkompetenzvermittlung aus Klienten- und Anbietersicht gut veranschaulicht werden.

Ergebnisse: Es zeigt sich, dass in Deutschland momentan vor allem auf präventiver und rehabilitativer Ebene Medienkompetenzen vermittelt werden. Neben Eltern und Lehrer_innen erbringen insbesondere Psycholog_innen/Psychiater_innen/Psychotherapeut_innen (bspw. Suchtprävention und -therapien) und Sozialpädagog_innen (außerschulische Kinder- und Jugendhilfe) substanzielle medienpädagogische Leistungen. Gemeinsam mit Journalist_innen und Wissenschaftler_innen entlasten und ergänzen diese Angebote die familiäre und schulische Medienbildung. Umgekehrt wird am Beispiel der Internetsüchte deutlich, dass präventive und rehabilitative Akteur_innen selten vernetzt arbeiten. Nutzungsbegleitende Ansätze bleiben mangels Zugangs zum eigentlichen Digitalhandeln der Heranwachsenden beinahe völlig aus.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das hier vorgestellte Modell ganzheitlicher Medienkompetenzvermittlung wirbt für eine klienten- und kompetenzorientierte Kooperation medienpädagogischer Akteur_innen/Angebote. Die breitflächig gut aufgestellte Psychologie/Psychiatrie/Psychotherapie sollte stärker als medienpädagogische Instanz begriffen werden und mit (außer)schulischen Akteur_innen vernetzt arbeiten. Wünschenswert wäre, nutzungsbegleitende Angebote als wertvolles Brückenglied zwischen präventiven und rehabilitativen Angeboten zu schaffen. Ziel sollte sein, aus einem fachlich komplementär aufgestellten medienpädagogischen Netzwerk heraus jedem Heranwachsenden zu jedem Zeitpunkt (jünger/älter, vor/während/nach der Mediennutzung, bei positiven/negativen Nutzungserfahrungen, bei unbedenklichem/risikoreichem/pathologischem Verhalten etc.) ein angemessenes medienpädagogisches Angebot zu machen.

FV-04-005

Hatte der erste COVID-19 Lockdown im Frühjahr 2020 in Deutschland Auswirkungen auf das Gesundheitsverhalten (Tabakrauchen, Alkoholkonsum, Bewegung)? Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung

S. Klosterhalfen¹, D. Kotz², S. Kastaun¹

¹Universitätsklinikum Düsseldorf, ²Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Hintergrund: Im Frühjahr 2020 kam es aufgrund der COVID-19 Pandemie zu ersten staatlichen Restriktionen (Lockdown), die die Lebensbedingungen der Menschen in Deutschland beeinflussten. Ziel der vorliegenden Studie war es, Auswirkungen auf mögliche Veränderungen des Gesundheitsverhaltens (Tabakrauchen, Alkoholkonsum, Bewegung) im Vergleich zu der Zeit vor diesem ersten Lockdown zu analysieren und Zusammenhänge möglicher Veränderungen mit Personenmerkmalen zu explorieren.

Methode: Datenbasis: DEBRA (Juni-August 2020); repräsentative, computergestützte, persönlich-mündliche Bevölkerungsbefragung (n=4.078, ≥14 Jahre). Befragte konnten eine Zunahme, keine Veränderung oder eine Abnahme ihres Gesundheitsverhaltens angeben. Assoziationen zwischen sozioökonomischen und soziodemographischen Merkmalen und Veränderungen der einzelnen Gesundheitsverhaltensweisen wurden mittels multinomialer logistischer Regressionsanalysen analysiert.

Ergebnisse: Veränderung des selbstberichteten Gesundheitsverhaltens in der Zeit des Lockdowns: Zunahme im Rauchverhalten=24,0% (95% Konfidenzintervall (KI)=21,5-26,7), keine Veränderung=63,7% (95%KI=21,5-26,7), Abnahme=12,2% (95%KI=10,4-14,4); Zunahme des Alkoholkonsums=12,9% (95%KI=11,7-14,1), keine Veränderung=67,3% (95%KI=60,8-66,5), Abnahme=19,9% (95%KI=18,4-21,3); Zunahme des Bewegungsverhaltens=18,5% (95%KI=17,3-19,7), keine Veränderung=52,1% (95%KI=50,5-53,6), Abnahme=29,4% (95%KI=28,0-31,0). Im Regressionsmodell zeigte sich eine Verbesserung des Gesundheitsverhaltens bei Personen mit höherem Bildungsniveau oder höherem Alter, während Personen mit höherem Haushaltsnettoeinkommen häufiger eine Zunahme des Tabak- und Alkoholkonsums sowie des Bewegungsverhaltens berichteten.

Diskussion und Schlussfolgerung: Über die Hälfte der Bevölkerung gibt keine Veränderung ihres Gesundheitsverhalten während des ersten Lockdowns an. Von den Personen, die ihr Verhalten verändert haben, rauchten relativ mehr Tabak, und tranken weniger Alkohol bzw. bewegten sich weniger. Von diesen Veränderungen waren vor allem Personen mit einem niedrigeren Bildungsniveau und jüngeren Alters betroffen, was bei Präventivmaßnahmen berücksichtigt werden sollte.

FV-05-001

Gaming for Good - Interdisziplinäre und nutzerzentrierte Entwicklung einer digitalen spielebasierten Intervention zur Prävention schädlichen Substanzkonsums unter jungen „Draufgängern“

N. Wieland¹, L. Falkenberg¹, M. Klein¹

¹Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen

Hintergrund: Im Projekt SOLVE erforschen Psychologen der KathHO NRW und Game Designer der TH Köln in Kooperation mit der Uni Amsterdam, wie eine digitale spielebasierte Intervention zur Reduktion problematischen Substanzkonsums unter impulsiven und ‚sensation seeking‘ Jugendlichen beitragen kann.

Methode: Die Entwicklung der Intervention folgt einem stark iterativ angelegten User-Centered Design Ansatz. Für Konzeptionierung und Produktion der spielebasierten Intervention werden Fokusgruppen und Playtests mit betroffenen Jugendlichen und Fachkräften aus verschiedenen Settings (Suchthilfe, Jugendhilfe, Psychiatrie) durchgeführt und ausgewertet. Dabei kommen semistrukturierte Interviews (digital und analog), Fragebögen sowie kreative Aufgaben (Moodboards, digitale Spiele) zum Einsatz.

Ergebnisse: Erste Ergebnisse abgeschlossener Erhebungen werden vorgestellt. Dazu zählen Präferenzen, Gewohnheiten, Bedürfnisse und Wünsche der Zielgruppe hinsichtlich Freizeit und Gesundheit, eigener Zukunft, Gaming und weiterer Aspekte der Intervention. Implikationen für die Interventionsentwicklung auf theoretischer und praktischer Ebene werden vorgestellt.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse der Erhebungen besitzen eine hohe Relevanz für die Konzeptionierung der Intervention für eine spezifische Zielgruppe. Die Kombination eines persönlichkeitsfokussierten Präventionsansatzes mit einem unter Jugendlichen beliebten Medium – dem digitalen Spiel, setzt eine intensive interdisziplinäre Auseinandersetzung mit verschiedenen Aspekten der Zielgruppe und des Mediums voraus. Weitere Implikationen für die Adaptation des Spieleprototyps sowie Herausforderungen und Möglichkeiten einer partizipativen, praxisnahen Interventionsentwicklung werden diskutiert.

FV-05-002

Neuroenhancement und psychische Gesundheit eine Befragung an Würzburger Hochschulen

M. Hajduk¹, E. Tiedemann¹, M. Romanos², A. Simmenroth¹

¹Universität Würzburg, ²Universitätsklinikum Würzburg

Hintergrund: Neuroenhancement bezeichnet die Einnahme psychotroper Substanzen mit dem Ziel der geistigen Leistungssteigerung oder Beruhigung. Bisherige Forschung findet Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen Tabakkonsum, riskantem Alkoholkonsum, psychischer Gesundheit und Nutzung von Neuroenhancement, Daten für Würzburger Studierende liegen bislang nicht vor.

Methode: Die Datenerhebung fand anonym und online im ersten Quartal 2021 statt. Neben Fragen zu Neuroenhancement und Tabakkonsum waren der ASRS-6, der PSS-10, der PHQ-4 und der AUDIT-C Bestandteil des Fragebogens (insgesamt 40 Items). Eingeladen waren 2800 Human- und Zahnmedizinstudierende der Universität Würzburg und 2800 Studierenden der Fachhochschule Würzburg Schweinfurt aus den Bereichen (Wirtschafts-) Informatik und Wirtschaftswissenschaften.

Ergebnisse: 1011 Studierende nahmen an der Befragung teil (18%). Die Lebenszeit-Prävalenz für Neuroenhancement lag bei 12,7%, wobei sich die Studiengänge z.T. erheblich unterschieden. Die drei meistgenannten Substanzen waren Koffeintabletten (32%), Cannabis (22%) und Methylphenidat (21%). Häufigster Anlass des Konsums waren Prüfungsvorbereitungen.

Neuroenhancement war positiv mit ADHS-Symptomen, Ängstlichkeit, Stress und Depressivität assoziiert. Stärkere Korrelationen mit Neuroenhancement ergaben sich für riskanten Alkohol- und regelmäßigen Tabakkonsum.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die konsumierten Substanzen und die Gründe für die Nutzung von Neuroenhancement bestätigen die bisherigen Erkenntnisse aus der Literatur; die Prävalenz für Neuroenhancement ist in unserer Kohorte etwas höher. Dies lässt sich vermutlich durch die Erfassung von Koffeintabletten in unserer Befragung erklären. Die Assoziation zwischen psychischer Gesundheit, riskantem Alkohol- bzw. regelmäßigem Tabakkonsum und Neuroenhancement bestätigt bisherige Forschungsergebnisse zu diesem Themenkomplex. Die Etablierung von Hilfsangeboten bzw. deren Ausbau an Würzburger Hochschulen sollte somit erwogen werden.

FV-05-003

Exekutive Funktionen bei abhängigem Verhalten: Quer- und längsschnittliche Zusammenhänge

A. Kräplin¹, M. Joshanloo², M. Wolff¹, K. Krönke¹, T. Goschke¹, G. Bühringer¹, M.N. Smolka¹

¹Technische Universität Dresden, ²Keimyung University, Daegu, Südkorea

Hintergrund: Entsprechend aktueller Theorien gibt es starke Evidenz dafür, dass beeinträchtigte Exekutivfunktionen eine Rolle beim Verlauf von abhängigem Verhalten spielen. In einer prospektiv-längsschnittlichen Kohortenstudie testeten wir die Hypothesen, dass geringere Exekutivfunktionen quer- und längsschnittlich mit abhängigem Verhalten zusammenhängen.

Methode: Zur Baseline wurden 338 Personen (19–27 Jahre, 59% weiblich) zufällig aus der Bevölkerung gezogen. Aus neun Aufgaben zu exekutiven Funktionen wurde eine latente Variable modelliert (GEF). Der Schweregrad des abhängigen Verhaltens (Menge und Häufigkeit des Konsums, Anzahl erfüllter DSM-5-Kriterien) wurde mit standardisierten Interviews zur Baseline und in drei jährlichen Nachuntersuchungen erfasst und dessen Verläufe mittels Latent Growth Modeling abgebildet.

Ergebnisse: Zur Baseline fanden wir keine Hinweise auf querschnittliche Assoziationen zwischen GEF und abhängigem Verhalten. Wir fanden Evidenz für schwache längsschnittliche Assoziationen zwischen niedrigerem GEF zur Baseline mit einer Zunahme der Menge des Konsums und einer geringeren Abnahme der Häufigkeit des Konsums im Laufe der Zeit, aber keine Evidenz für eine Assoziation mit einer Zunahme der Anzahl der erfüllten DSM-5-Kriterien.

Diskussion und Schlussfolgerung: Individuelle Unterschiede in Exekutivfunktionen (i) hängen stärker mit der Entwicklung des Schweregrades des abhängigen Verhaltens im Zeitverlauf als mit dem Schweregrad zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammen und (ii) hängen stärker mit der Entwicklung des Konsums als mit der Entwicklung von Abhängigkeitssymptomen zusammen.

FV-05-004

Sexualität in der Suchtrehabilitation: Ergebnisse einer Querschnittserhebung

D. Deimel¹, N. Graf¹¹Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen

Hintergrund: Zusammenhänge zwischen Sexualität und Substanzkonsum werden bislang vorwiegend im Hinblick auf Männer, die Sex mit Männern haben (MSM), unter dem Stichwort „Chemsex“ diskutiert, während für andere Gruppen kaum entsprechende Erkenntnisse vorliegen. Dies gilt insbesondere mit Blick auf die Suchtrehabilitation. Der Vortrag geht daher der Frage nach, inwiefern Substanzkonsum und Sexualität bei Patient_innen in der Suchtrehabilitation zusammenhängen.

Methode: Bi- und multivariate Auswertung einer Querschnittserhebung (n=490) unter Patient_innen in ambulanten und stationären Suchtrehabilitationseinrichtungen.

Ergebnisse: 57% der befragten Patient_innen haben mindestens „öfters“ gezielt Substanzen vor oder beim Sex konsumiert. Insgesamt 17% der Befragten schätzen sexuelle Aktivitäten als Rückfallrisiko ein. Je nach Geschlecht, Alter und vorwiegend konsumierter Substanz sind teils gravierende Unterschiede festzustellen. Frauen, Personen mittleren Alters sowie Konsument_innen von Stimulanzien berichten am häufigsten von sexualisiertem Substanzgebrauch. Zugleich wurden bei fast der Hälfte der Befragten Themen im Zusammenhang mit Sexualität während der Rehabilitation nie thematisiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Sexualisierter Substanzgebrauch ist auch unter Patient_innen in der Suchtrehabilitation verbreitet. Zugleich werden Zusammenhänge zwischen Sexualität und Substanzgebrauch in der Rehabilitation nur unzureichend thematisiert. Notwendig ist daher die systematische Thematisierung und Bearbeitung des Themenkomplexes Sexualität in der Suchtrehabilitation. Dies setzt die Sensibilisierung von Fachkräften in Einrichtungen der Suchtrehabilitation sowie gezielte Weiterbildungen zur Bearbeitung von Sexualität in der Beratungs- und Behandlungspraxis voraus.

FV-05-005

Verschreibungspflichtige Opioid-Analgetika: Subgruppen unter Patient_innen und ihr Risiko für eine Opioidkonsumstörung

C. Rauschert¹, N. Seitz¹, O. Pogarell², T. Dreischulte², L. Kraus¹¹Institut für Therapieforchung München, ²LMU Klinikum Bochum

Hintergrund: Aufgrund ihrer pharmakologischen Eigenschaften erhöht die Einnahme von Opioid-Analgetika (OA) das Risiko für eine Opioidkonsumstörung. Datenbasierte Ansätze zur Identifizierung von Subgruppen unter Patient_innen, die OA im Rahmen einer ärztlichen Verordnung eingenommen haben und ein erhöhtes Risiko für eine Opioidkonsumstörung aufweisen, fehlen in Deutschland.

Methode: Datengrundlage bildet der Epidemiologische Suchtsurvey (ESA) 2015. Mittels einer latenten Klassenanalyse wurden Daten von 253 aus insgesamt 9.204 Personen im Alter zwischen 18 und 64 Jahren analysiert, welche die Einnahme von ärztlich verordneten OA innerhalb des letzten Jahres berichteten. Eine multinomiale logistische Regressionsanalyse wurde durchgeführt, um Assoziationen zwischen Klassenzugehörigkeit, Opioidkonsumstörung und soziodemografischen Variablen zu untersuchen.

Ergebnisse: Insgesamt wurden drei Klassen extrahiert, die als gesundheitlich psychisch beeinträchtigte Gruppe (52,9%, n=125), Polysubstanzgruppe (9,3%, n=22) und gesunde Gruppe (37,8 %, n=106) bezeichnet wurden. Personen innerhalb der Polysubstanzgruppe zeigten ein erhöhtes Risiko für eine Opioidkonsumstörung (RR=7,4; 95% KI=[1,56; 35,05]). Darüber hinaus waren Patient_innen dieser Subgruppe signifikant jünger (RR=0,94; 95% KI=[0,89; 0,99]) wiesen ein niedrigeres Bildungsniveau auf (RR=8.5, 95% KI=[1,68; 42,61]) und hatten ein Nettohaushaltseinkommen unterhalb der Armutsgrenze (RR=4,07; 95% KI=[1,24; 19,93]) im Vergleich zu Personen aus der gesunden Gruppe.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse liefern zusätzliche Evidenz, dass Schmerzpatienten, die verschreibungspflichtige OA einnehmen, keine homogene Personengruppe sind, deren Bedürfnisse allein in der Schmerzbehandlung liegen. Vielmehr wird deutlich, dass sich diese Patient_innen hinsichtlich ihres individuellen Risikos einer Opioidkonsumstörung unterscheiden. Die Identifizierung spezifischer Risiken spielt eine wichtige Rolle bei der Früherkennung

FV-06-001

Frühzeitige Intervention für den direkten Zugang zur Rehabilitation bei Entgiftung in der Akutversorgung (FIRE) - erste Projektergebnisse aus dem laufenden Projekt

S. Bernert¹¹Universitätsmedizin Berlin

Hintergrund: Die nahtlose Erbringung von Leistungen des suchtspezifischen Versorgungssystems wird von der S3-Leitlinie „Screening, Diagnose und Behandlung alkoholbezogener Störungen“ (2020) empfohlen. Hier heißt es, dass sich im Anschluss an die Entzugsphase postakute Interventionen nahtlos anschließen sollten. Die medizinische Rehabilitation stellt dabei, aufgrund ihrer multimodalen Therapieformen, eine wesentliche Therapieoption dar. Bislang kommt es nur selten zu einer nahtlosen Weiterversorgung nach einer Entzugsbehandlung.

Methode: Im Rahmen eines Modellprojektes wird in einem Beratungsgespräch durch externe Sozialarbeiter_innen versucht, den Übergang von der Entzugsbehandlung in die medizinische Rehabilitation zu erleichtern. Die Intervention nutzt Motivational Interviewing und ein verkürztes Antragsverfahren zur Verbesserung der bislang erreichten Überleitungsquoten.

Ergebnisse: Bislang zeigt sich eine gute Akzeptanz bei den Studienteilnehmer_innen. Es wird eine hohe Überleitungsquote erreicht (ca. 90% stellen einen Antrag). Aufgrund der aktuellen Corona-Pandemie und den daraus folgenden Restriktionen im klinischen Alltag ist die Rekrutierung von Studienteilnehmer_innen allerdings erschwert. In den qualitativen Interviews mit Klinikmitarbeiter_innen (n=10) zeigt sich eine hohe Akzeptanz des Modellprojektes aufgrund der Unterstützung bei Aufgaben, die sonst den Klinikmitarbeiter_innen obliegen, und der erfolgreichen Weitervermittlung.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die ersten Ergebnisse - eine gute Akzeptanz bei den teilnehmenden Studienkliniken und den Studienteilnehmer_innen und eine hohe Überleitungsquote - des noch bis Ende 2023 laufenden Projekts weisen darauf hin, dass der Übergang vom Entzug in die Entwöhnung durch die Intervention gefördert und so eine leitliniengerechte Behandlung von alkoholbezogenen Störungen gewährleistet werden kann. Dies kann sicherstellen, dass eine erneute Entgiftung seltener nötig wird bzw. die Zeiträume der Abstinenz verlängert werden.

FV-06-002

Wie viel Körpermedizin braucht die medizinische Suchtrehabilitation? Von Hepatitis-Behandlung, Lungenkrebs-Screening & Co

S. Macagnino¹¹Fachklinik Ringgenhof

Hintergrund: Angedacht ist ein Impulsvortrag, der die somatische Versorgung von Patient_innen in der medizinischen Suchtrehabilitation fokussiert. Vor dem Hintergrund neuer Möglichkeiten in der Detektion chronischer Infektionskrankheiten und maligner Erkrankungen sowie diesbezüglich vielversprechenden Behandlungsverfahren stehen wir vor der Herausforderung, in welcher Form und welchem Umfang eine entsprechende Diagnostik und Therapie im Rahmen der med. Suchtrehabilitation erfolgen kann.

Methode: Impulsvortrag/Kasuistiken

Ergebnisse: Unter präventivmedizinischen Gesichtspunkten scheint dieses Setting für Screening-Untersuchungen besonders geeignet, da erfahrungsgemäß mit einer großen Zahl von Hochrisikopatient_innen für Infektions- und Krebserkrankungen gerechnet werden kann. Gleichwohl gilt es Anforderungen an fachärztliche Kooperation, Auswirkungen auf den Therapieverlauf, aber auch gesundheitsökonomische Aspekte zu berücksichtigen. Im Besonderen soll hierbei das Screening auf Hepatitis B/C sowie deren Behandlung, das Lungenkrebs-Screening und die Durchführung von Schutzimpfungen betrachtet und unter Heranziehung von Kasuistiken berichtet werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Abhängigkeitserkrankte Menschen sind in besonderem Maße von chronischen Infektionskrankheiten und malignen Neubildungen betroffen. Die medizinische Versorgung dieser vulnerablen Gruppe im Setting der stationären Entwöhnungsbehandlung könnte einen wichtigen Beitrag zur Diagnostik und Behandlung von Infektions- und Krebserkrankungen leisten.

FV-06-003

Konzeption und Umsetzung eines bundesweiten Frühwarnsystems für Neuentwicklungen beim Konsum von psychoaktiven Substanzen und beim missbräuchlichen Konsum von Medikamenten (NEWS)E. Neumeier¹, R. Kühnl¹¹Institut für Therapieforschung

Hintergrund: Mit dem nationalen Early Warning System (NEWS) soll ein bundesweites Frühwarnsystem geschaffen werden, welches erlaubt, Neuentwicklungen im Bereich des (missbräuchlichen) Konsums von psychoaktiven Substanzen und Medikamenten frühzeitig zu erkennen und – auch im Sinne der Harm Reduction – darüber zu informieren. Projektstart war der 01.06.2021. Auf dem Kongress können erste Erfahrungen mit der Umsetzung diskutiert werden.

Methode: Um Hinweise auf neue Entwicklungen zu entdecken, wird ein Routinemonitoring verschiedener Datenquellen durchgeführt (Befragung von Expert_innen und Konsumierenden, Analysen von Substanzen und Userforen, Daten von Krankenhäusern, Polizei etc.). Neue Entwicklungen werden vertieft untersucht mit einer Kombination aus quantitativer und qualitativer Erhebung (u.a. Fokusgruppen mit Expert_innen und Konsumierenden), um innerhalb kurzer Zeit Daten zu erheben sowie zu analysieren.

Ergebnisse: Das Projekt hat erst wenige Tage vor Abstracteinreichung begonnen, daher können erste Erfahrungen und Ergebnisse erst im Rahmen des Vortrags dargestellt und diskutiert werden. Erwartete Ergebnisse des Projekts umfassen Hinweise auf Neuentwicklungen aus mindestens zwei Datenquellen des Routinemonitorings, Ergebnisse der vertieften Untersuchungen dieser Neuentwicklungen sowie akute Warnmeldungen z.B. bei Auffinden besonders gefährlicher Streckstoffe in den Substanzanalysen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Geplant sind eine Aufbereitung und regelmäßige Publikation der Ergebnisse vierteljährlich sowie Warnmeldungen bei akuten Gefährdungen. Die Informationen werden im aufgebauten Netzwerk, auf der Webseite des Projekts und mit Hilfe der Projektpartner_innen in sozialen Medien verbreitet, um Expert_innen aus der Praxis, Forschung und Politik sowie Konsumierende selbst zu erreichen. Zudem wird eine externe Projektevaluation durchgeführt, deren Ergebnisse in die weitere Gestaltung des Projekts einfließen.

FV-06-004

Verkehrspilot_innen mit Substanzkonsumstörungen: Behandlungskonzept und ErgebnisseG. Bühringer¹, R. Czernecka¹, H. Hantelmann¹¹Technische Universität Dresden

Hintergrund: Verkehrspilot_innen mit Substanzkonsumstörungen sind nach den Luftverkehrsregeln zunächst 2 Jahre fluguntauglich, anschließend muss ihre Tauglichkeit geprüft werden. Die Wiedererlangung der Tauglichkeit und danach der fliegerischen Kompetenzen sind fachlich und zeitlich sehr aufwendig. Zeitdauer und Prozessabläufe führen dazu, eigene Konsumprobleme möglichst lange zu verschweigen und erschweren eine frühzeitige und fachgerechte Behandlung. Seit etwa 1990 wurde sukzessiv ein passendes Behandlungskonzept aufgebaut und weiterentwickelt.

Methode: Auswertung aller konsekutiv aufgenommenen Patient_innen seit dem Beginn des Programms. Die ausgewerteten Stichproben bestehen aus 175 bzw. 203 Personen.

Ergebnisse: Die Auswertungsgruppen sind überwiegend männlich, mit einem sehr variierenden Alter (Durchschnitt 45 Jahre, Range 24 bis 60 Jahre). Die durchschnittliche Behandlungsdauer liegt bei 31 Monaten (SD=16,5 Monate). Der Behandlungserfolg liegt je nach Teilgruppe bei etwa 85% (einschließlich erfolgreicher Wiederholung des Programms nach Rückfall).

Diskussion und Schlussfolgerung: Das Luftverkehrsrecht macht die Wiedererteilung der Tauglichkeit für Personen mit Substanzkonsumstörungen nahezu unmöglich. Es konnte gezeigt werden, dass mit einer Sonderbestimmung und einer langen Behandlungs- und Kontrolldauer ein vergleichsweise sehr hoher Anteil von Betroffenen abstinent wird und wieder fliegen kann. Wichtig ist weiterhin die Einbeziehung von geschulten Peers zum Abbau von Behandlungsschwellen. Die Corona bedingten Folgen der mehrmonatigen Flugpause für viele Pilot_innen hat den Behandlungsbedarf deutlich erhöht.

FV-06-005

„HIV? Hepatitis? Das CHECK ich!“ – Förderliche und hinderliche Faktoren für die Überleitung in Behandlung: Ergebnisse eines niedrigschwelligen Beratungs- und Testangebots für Drogen gebrauchende Menschen

A. Dichtl¹, R. Zimmermann², N. Graf³, K. Dettmer⁴, D. Schäffer⁵, M. Gerlich⁶

¹Universität Frankfurt, ²Robert Koch-Institut Berlin, ³Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen,

⁴Fixpunkt e.V., Berlin, ⁵Deutsche Aidshilfe, Berlin, ⁶Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln

Hintergrund: Menschen, die intravenös Drogen gebrauchen haben ein erhöhtes Risiko für HIV- und Hepatitis-C-Virus-Infektionen und die Therapiequoten für HIV und HCV-Infektionen in dieser Gruppe sind unbefriedigend (RKI 2016). Das Modellprojekt „HIV? Hepatitis? Das CHECK ich!“ wurde in niedrigschwelligen Einrichtungen der Drogenhilfe durchgeführt. Von Januar 2018 bis August 2019 wurde jeweils ein kostenloses und anonymes Testangebot sowie Unterstützung in der Überleitung in medikamentöse Behandlung angeboten.

Methode: Die Untersuchung von förderlichen und hinderlichen Faktoren bei der Überleitung in eine Behandlung erfolgte mittels qualitativer Forschungsmethoden. Es wurden a) leitfadengestützte Interviews mit 9 HCV positiven Klient_innen sowie b) eine Fokusgruppe mit 6 Projektmitarbeitenden aus 5 Studienstädten und c) leitfadengestützte Telefoninterviews mit 2 Ärzt_innen aus zwei Städten durchgeführt, die HIV- und HCV-Behandlungen anbieten.

Ergebnisse: Als Hauptfaktoren für einen verzögerten Behandlungsbeginn stellten sich u.a. fehlende oder falsche Informationen zu Behandlungsmöglichkeiten auf Seiten der Klient_innen, die fehlende Unterstützung durch vertrauensvolle Personen, fehlende Sprachmittlung im Beratungs- und Testprozess, Haftaufenthalte sowie fehlende Krankenversicherungen heraus. Als besonders förderlich für eine Überleitung in Behandlung kann u.a. die zeitnahe Folge von Testung und Therapiebeginn, ein vertrauensvolles Verhältnis zu und eine unterstützende Begleitung durch die Sozialarbeitenden der niedrigschwelligen Drogenhilfeeinrichtungen sowie enge Netzwerke zwischen diesen und den behandelnden Ärzt_innen bezeichnet werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Niedrigschwellige Drogenhilfeeinrichtungen als vertrauensvolles Umfeld für Menschen, die (intravenös) Drogen gebrauchen, haben sich für die Aufnahme einer HIV- und oder HCV-Therapie bewährt. Für die Implementierung niedrigschwelliger HIV- und HCV-Testangebote werden Sprachmittlungsdienste im Rahmen der Beratung und Testung, die Aufstockung von geschultem Personal und eine enge Kooperation zwischen den niedrigschwelligen Einrichtungen und behandelnden Ärztinnen und Ärzten empfohlen.

FV-07-001

TESSA – Timeout effects on spending, stress and arousal – Eine Experimentalstudie zu Online-Glücksspiel

J. Loy¹, L. Schwarzkopf¹, A. Bickl¹, L. Kraus¹

¹Institut für Therapieforschung München

Hintergrund: An Geldspielautomaten ist im terrestrischen Glücksspiel nach einer Stunde Spielzeit eine verpflichtende Spielpause vorgeschrieben, um Distanz zum Glücksspiel sowie eine Reduktion der Anspannung zu erzielen. Für Online-Glücksspiele, die im Sommer mit dem Glücksspielneuregulierungsstaatsvertrag weitestgehend legalisiert werden, ist trotz ihres hohen Gefährdungspotenzials eine solche Maßnahme nicht vorgesehen. Zudem ist die Evidenz zur Wirkung und Wirksamkeit verpflichtender Spielpause bislang gering.

Methode: Die unverblindete, randomisiert-kontrollierte experimentelle TESSA-Studie erfasst Hautleitfähigkeit, Blutdruck, Puls, wahrgenommenen Stress, Craving und Höhe der Spieleinsätze in einer simulierten Online-Spielsituation und analysiert diese innerhalb der Interventionsgruppe vor und nach den verpflichtenden Spielpausen sowie im Vergleich zur Kontrollgruppe ohne verpflichtende Spielpause.

Ergebnisse: Die mittels t-Tests und Varianzanalysen in einer Laborsituation gewonnenen Erkenntnisse liefern nicht nur Aufschluss, inwieweit sich die Zielparameter zwischen einer Gruppe mit und ohne verpflichtender Spielpause unterschiedlich entwickeln, sondern auch welche Auswirkungen sich innerhalb der Interventionsgruppe vor und nach den Pausen ergeben. Es wird erwartet, dass sich im Zuge der Spielpause (subjektiver) Stress, Craving sowie Arousal reduzieren und niedrigere Spieleinsätze getätigt werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die anstehende TESSA-Studie kann detaillierte Informationen zur Auswirkung verpflichtender Spielunterbrechungen in einer Population von Studierenden ohne Glücksspielproblematik liefern. Hierbei lassen sich auch Diskrepanzen zwischen subjektiver Wahrnehmung und objektiven Kriterien (somatische Marker, Spieleinsätze) feststellen. Somit ergibt sich ein umfassendes und aussagekräftiges Bild der Wirkung von Spielunterbrechungen. Die Ergebnisse der Studie werden die bislang geringe Evidenzlage zur Wirkung von Spielpausen erweitern. Sie stellen einen wichtigen Beitrag zur Unterstützung politischer Entscheidungsprozesse bei der Implementierung wissenschaftlich fundierter Spielerschutzmaßnahmen dar.

FV-07-002

Psychosoziale, familiäre und gesellschaftliche Auswirkungen elterlicher Glücksspielsucht: Ergebnisse einer explorativen Mixed-Methods-Studie zu Kindern aus glücksspielsuchtbelasteten Familien

L. Fischer¹, M. Klein²

¹Deutsches Institut für Sucht- und Präventionsforschung, Köln, ²Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen

Hintergrund: Kinder aus suchtbelasteten Familien haben ein erhöhtes Risiko zur Entwicklung einer späteren Suchterkrankung sowie psychischer, somatischer und sozialer Probleme. Während zu Kindern aus substanzbezogenen suchtbelasteten Familien inzwischen eine gute Forschungslage besteht, sind die spezifischen Auswirkungen einer elterlichen Glücksspielsucht auf das exponierte Kind noch weit unterforscht. Diese explorative Studie ist in Deutschland die erste ihrer Art.

Methode: Eine explorative Querschnittsstudie wurde anhand eines Mixed-Methods-Designs bei einer nicht-repräsentativen Stichprobe von jugendlichen und erwachsenen Kindern aus glücksspielsuchtbelasteten Familien durchgeführt. Quantitative und qualitative Daten wurden anhand eines strukturierten Fragebogens erhoben und mittels deskriptiver Statistik bzw. einer qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet.

Ergebnisse: Nach einer vorläufigen Auswertung weist die Stichprobe (n=68, 56,7% männlich) ein hohes Maß finanzieller und emotionaler Stresssituationen und Deprivationen (z.B. Verlust- und Existenzangst bzw. Einsamkeit) sowie innerfamiliäre Konflikte, eine hohe familiäre Tabuisierung der Glücksspielsucht und wenig kindgerechte Transparenz auf. Psychosozial ergibt sich für die Untersuchungsgruppe ein hohes Maß psychosomatischer und suchtspezifischer Probleme. Im gesellschaftlichen Kontext zeigt sich Stigmatisierung und eine auffallend hohe Prävalenz erlebter Ausgrenzungen aus sozialen Netzwerken (z.B. Mobbing).

Diskussion und Schlussfolgerung: Diese Teilergebnisse der explorativen Studie betonen die besondere psychosoziale, familiäre und gesellschaftliche Belastung von Kindern aus glücksspielsuchtbelasteten Familien. Nicht nur mit Blick auf den unter Fachleuten weithin kritisierten Glücksspielstaatsvertrag zur bundesweiten Legalisierung von Online Glücksspiel im Sommer 2021 und der potenziell steigenden Zahl der Kinder, die im häuslichen Umfeld elterlichem Glücksspiel exponiert werden, kann und sollten daraus hinsichtlich der belasteten Zielgruppe selektive Präventionsmaßnahmen abgeleitet werden, die die glücksspielsuchtspezifischen Auswirkungen auf das Kind fachgerecht aufgreifen.

FV-07-003

Personen mit Glücksspielproblemen in der ambulanten Suchthilfe: Eine Verlaufsstudie zur Entwicklung von Spielverhalten und Glücksspielproblematik

A. Bickl¹, L. Schwarzkopf¹, B. Braun-Michl¹, J. Loy¹, P. Slecza², B. Grüne³, L. Kraus¹¹Institut für Therapieforschung München, ²Deutsche Hochschule für Gesundheit und Sport, ³LMU München

Hintergrund: Personen mit einer Glücksspielstörung sind häufig von finanziellen, sozialen und psychischen Problemen betroffen. Obgleich Betroffene häufig Hilfe zunächst im ambulanten Suchthilfesystem suchen, fehlt es an Evidenz, wie sich der Schweregrad der Störung und das Glücksspielverhalten im Rahmen einer ambulanten Betreuung entwickeln. Mögliche Einflussfaktoren auf den Verlauf sind ebenfalls noch weitgehend unerforscht.

Methode: Grundlage bildet die „Katamnese-Studie“, eine Kohortenstudie, die ambulant vorstellige Personen mit Glücksspielstörung über drei Jahre nachverfolgt hat. Veränderungen im Zeitverlauf hinsichtlich Glücksspielproblematik, Spielintensität und Spielhäufigkeit wurden bei 145 Klienten untersucht. Entwicklungsverläufe zwischen Personen mit und ohne Migrationshintergrund wurden zusätzlich betrachtet.

Ergebnisse: Es wurden Verbesserungen in allen Indikatoren beobachtet. Der Rückgang war zwischen Baseline und erster Folgeerhebung am stärksten ausgeprägt und stabilisierte sich anschließend. Bei Personen ohne Migrationshintergrund war die Verbesserung jeweils ausgeprägter als bei Personen mit Migrationshintergrund.

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass sich der Schweregrad der Glücksspielstörung und Glücksspielverhalten im Rahmen einer ambulanten Suchtberatung und -betreuung deutlich verbessern. Die positiven Ergebnisse bleiben auch über den Verlauf von 36 Monaten bestehen

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Verbesserungen im Glücksspielverhalten und der Glücksspielstörung von Personen in der ambulanten Suchtversorgung weisen auf die Wirksamkeit der Intervention hin. Die geringer ausgeprägte Verbesserung bei Personen mit Migrationshintergrund legt nahe, dass diese Klientel vom erhaltenen Betreuungsangebot nicht vollumfänglich profitieren kann. Daher sollte das ambulante Angebot stärker auf die spezifischen Bedürfnisse dieser Klientel ausgerichtet werden. Wichtige Schritte könnten hier der Ausbau von multilingualen Informationsmaterialien sowie die Etablierung kultursensibler Therapiestrategien sein.

FV-07-004

Study design of the characteristics and prediction of risky gambling behavior (RIGAB) study

T. Wirkus¹, R. Czernecka¹, A. Kräplin¹, G. Bühringer¹¹Technische Universität Dresden

Hintergrund: Evidence has been found for various vulnerability factors of gambling disorder (GD) such as heightened impulsivity. There is a need to investigate these factors in online sports betting, where research has been dominated by studies using behavioral tracking data. We aim to combine both research approaches.

Methode: RIGAB is a longitudinal between-subject study, consisting of an initial online survey (incl. GD screening, assessment of vulnerability factors), an in-person study with a randomly selected subsample (incl. clinical interview, behavioral tasks) and a follow-up online survey for the entire sample.

For recruitment we cooperated with an international online sports betting provider, from which we also received gambling transaction data.

Ergebnisse: We aim to characterize players with GD compared to players without GD concerning their level of vulnerability in individual, clinical and behavioral factors. Our hypothesis is that these factors are more pronounced in players with GD. For analyses we will group players as with and without GD based on the number of fulfilled DSM-5 GD criteria.

Diskussion und Schlussfolgerung: Subsequently, we will be able to use this characterization to test whether it predicts the development, progression and onset of GD. Furthermore, we will be able to examine whether the examined risk factors are related to real gambling behavior. Since data collection for the initial online survey is currently under way, there are no results to be discussed yet.

FV-07-005

Neurochemische Veränderungen im Belohnungssystem bei Jugendlichen mit Internet Gaming Disorder

J. Klar¹, J. Slotboom¹, S. Lerch¹, J. Koenig³, J. Kindler¹, M. Kaess³

¹Universität Bern, Schweiz, ³Universität Heidelberg

Hintergrund: Internet Gaming Disorder (IGD) wurde im DSM-5 als Forschungsdiagnose aufgenommen. Veränderungen in fronto-striatalen Schaltkreisen, die dem Belohnungssystem zuzuordnen sind, scheinen eine Schlüsselrolle bei der Entstehung von Sucht zu spielen. Glutamat gilt als ein wichtiger Neurotransmitter für Suchterkrankungen. Ziel der hier berichteten Studie war, die striatale Neurochemie (Glutamat), bei Jugendlichen mit IGD im Vergleich zu gesunden Kontrollen (HC) zu untersuchen.

Methode: Es wurden 28 männliche Probanden mit Internet Gaming Disorder und 26 Kontrollprobanden untersucht (15-25 Jahre). Eine single-Voxel Spektroskopiesequenz wurde im linken Striatum mit einem 3T Siemens Scanner aufgezeichnet (Voxelgröße 20x20x20mm). Gruppenunterschiede der relativen Glutamatwerte (Glx/Creatin) wurden mittels Regressionsanalyse berechnet.

Ergebnisse: Die in die Analysen eingeschlossene Stichprobe umfasste 25 Probanden mit IGD (Durchschnittsalter: 20.04) und 26 HC (Durchschnittsalter: 20.65). Es zeigten sich keine Gruppenunterschiede in Alter, Händigkeit, Bildung und Rauchen. IGD-Probanden erfüllten im Durchschnitt 6,5 von 9 DSM-5 IGD-Kriterien. Die Regressionsanalyse zeigte einen signifikanten Einfluss der Gruppe auf den Glutamatwert, mit höheren Werten in der IGD Gruppe (coef.=0.071, t (50)=2.16, p=.036) im Vergleich zu HC.

Diskussion und Schlussfolgerung: Veränderungen der Neurochemie im Striatum (Glutamat) scheinen eine Rolle in der Pathophysiologie bei Internet Gaming Disorder zu spielen. Unsere Studie zeigt erstmals erhöhte Werte von dem exzitatorischen Neurotransmitter Glutamat im Striatum bei Jugendlichen mit IGD. Dies könnte auf eine Überaktivierung des Belohnungssystems bei IGD hinweisen. Studien mit z.B. kokainabhängigen Suchtpatienten berichteten über erniedrigte Werte von Glutamat im Striatum. Diese Diskrepanz könnte darauf zurückgeführt werden, dass sich die in unserer Studie untersuchten, jungen Probanden in einem frühen Stadium der Erkrankung befinden.

FV-08-001

Sexuelles Online-Verhalten sächsischer Studierender während der SARS-CoV-2-Pandemie

C. P. Schwarzbach¹, S.H. Lux¹, N. Fonteyné¹, S. Mühlig¹

¹Technische Universität Chemnitz

Hintergrund: Die mit der SARS-CoV-2-Pandemie einhergehenden Kontaktbeschränkungen beeinflussen neben dem Alltagsleben auch Gewohnheiten der Internetnutzung und führen zu einer erhöhten Frequenz sexuellen Online-Verhaltens (OSA). Ziel der Studie ist es, Aussagen über OSA und problematisches OSA unter Studierenden während der Kontaktbeschränkungen zu treffen.

Methode: In einer anonymen Online-Erhebung werden Studierende dreier sächsischer Universitäten zur Häufigkeit sozialer face-to-face-Kontakte, medial vermittelter sozialer Kontakte, ihrer Internetnutzung, ihrem OSA sowie zu problematischem OSA befragt. Es wird überprüft, ob interindividuelle Unterschiede der Teilnehmenden bezüglich der Betroffenheit von Kontaktbeschränkungen in Zusammenhang mit OSA und problematischem OSA stehen.

Ergebnisse: Die Datenerhebung erfolgt im Sommer 2021. Es erfolgen ein deskriptiver Überblick über die relevanten Variablen mit Fokus auf der Prävalenz von OSA und problematischem OSA sowie inferenzstatistische Auswertungen in Bezug auf Zusammenhangs- und Unterschiedsfragestellungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Durch den Einbezug von Studierenden der Universitäten aller drei großen sächsischen Städte (Chemnitz, Dresden, Leipzig) kann ein breiter Einblick in Prävalenz und Zusammenhänge mit Kontaktbeschränkungen von OSA und problematischem OSA in der untersuchten studentischen Stichprobe gewonnen werden. Da der Fortbestand solcher Beschränkungen z.B. durch vermehrte Optionen zur Telearbeit auch über die Phase der Pandemie hinaus denkbar ist, haben die Ergebnisse das Potential, Anstöße für die Prävention problematischen OSA zu liefern

FV-08-002

Review zur Prävalenz des Konsums von Online-Pornographie

C. P. Schwarzbach¹, D. Winkler¹, N. Seifert¹, S. Mühlig¹¹Technische Universität Chemnitz

Hintergrund: Der Konsum von Pornographie im Internet gilt als die am weitesten verbreitete Form des Onlinesexualverhaltens. Dabei berichtet die Mehrheit an Nutzer_innen zwar keine negativen Konsequenzen dieses Verhaltens, dennoch wird die Sucht nach Online-Pornographie, sowie der Wunsch das eigene Sexualverhalten diesbezüglich zu ändern, ebenfalls thematisiert. Ziel des Reviews ist die Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Quantifizierung dieses Anteils problematischen Konsums von Onlinpornographie.

Methode: Die Datenbanksuche für das Review erfolgte im Mai 2021 in der Cochrane Collaboration Database, MEDLINE, PsycInfo, Web of Science, PSYINDEX, PsycArticles, PubMed und SCOPUS. Eingeschlossen wurden Studien ab dem Jahr 2010 aus Peer-Reviewed Journals mit explizitem Fokus auf den Konsum von Online-Pornographie. Das Screening der Artikel sowie das Qualitätsassessment erfolgte durch zwei unabhängige Rater_innen.

Ergebnisse: Über die Datenbanksuche konnten 21 relevante Studien identifiziert werden. Eine detaillierte Auswertung erfolgt in der Ergebnisdarstellung nach Abschluss des Reviews.

Diskussion und Schlussfolgerung: In Bearbeitung, erfolgt nach Abschluss des Reviews.

FV-08-003

Instrumente zur Erfassung der Soziale-Netzwerke-Nutzungsstörung – Ergebnisse eines systematischen Reviews

S. Schlossarek¹, H. Schmidt¹, A. Bischof¹, D. Brandt¹, G. Bischof¹, H. Rumpf¹¹Universität zu Lübeck, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Hintergrund: Kinder und Adoleszente verbringen viel Zeit im Internet, dazu zählen auch soziale Netzwerke wie Instagram oder Facebook, was sie zu einer hochvulnerablen Gruppe für die Entwicklung problematischer Nutzungsmuster macht. Im Zuge der zunehmenden Exposition gegenüber sozialen Medien wird in Forschungskreisen die Soziale-Netzwerke-Nutzungsstörung (SNN) als Verhaltenssucht diskutiert und zunehmend beforscht. Hierzu wurde bereits eine Vielzahl an Screeningverfahren entwickelt und validiert.

Methode: Mit Hilfe einer systematischen Literaturrecherche in den Datenbanken PsycInfo, PubMed, Web of Science, PsycArticles und Scopus wurden unter Berücksichtigung der PRISMA-Kriterien Verfahren zur Erhebung von SNN bei Kindern und Adoleszenten identifiziert und psychometrische Eigenschaften dieser Verfahren genauer beleuchtet. Auf Basis dieser Kennwerte sowie weiterer Beurteilungskriterien wurden anschließend Empfehlungen für besonders gut validierte Instrumente abgeleitet. Die finale Recherche fand am 14.04.2021 statt.

Ergebnisse: Insgesamt wurden 5.263 Literaturstellen identifiziert, davon wurden 1.858 Treffer als Duplikate ausgeschlossen. Von den verbleibenden 3.405 nicht-redundanten Treffern wurden 3.189 Studien nach Sichtung der Titel und Abstracts als nicht relevant bewertet. Die verbleibenden als potentiell eligibel eingestuften 216 Studien wurden einer Volltextanalyse unterzogen, die in einem finalen Einschluss von 22 Studien mündete. Diese Studien validierten insgesamt zwölf Instrumente zur Erfassung von SNN, davon hat eine Validierungsstudie eine parentale Version der Social Media Disorder Scale (SMDS-P) als Fremdrating-Verfahren psychometrisch untersucht.

Diskussion und Schlussfolgerung: Für SMDS, Bergen Social Media Addiction Scale (BSMAS) und Bergen Facebook Addiction Scale (BFAS) lag aufgrund der Validierungshäufigkeit die größte Evidenzbasis vor. Zieht man jedoch die psychometrischen Befunde, das Vorhandensein eines Cut-Off-Werts sowie die theoretische Fundierung (Bezugnahme auf aktuelle DSM-5 Kriterien für Internet Gaming Disorder) als weitere Kriterien mit ein, kann für die SMDS die stärkste Empfehlung abgegeben werden. Weitere Vorteile dieses Fragebogens liegen zum einen im Vorhandensein einer ökonomischen Kurzversion SMDS-SF sowie der Möglichkeit eines externalen Ratings mittels SMDS-P.

FV-08-004

Digital Streetwork als Werkzeug sachgerechter und klientenorientierter Videospielesucht-Diagnostik

F. Wiedel¹¹Universität Passau

Hintergrund: In der digitalen Medienpädagogik spielen aufsuchende, psychosoziale Ansätze (Digital Streetwork) eine immer wichtigere Rolle. Das Gaming ist einer der bedeutendsten Sozialräume für Heranwachsende. Suchtverhalten zählt zu den relevantesten videospielbezogenen Risikofeldern. Ziel dieses Beitrags ist, eine klientenorientierte und begleitende Videospielesucht-Diagnostik zu skizzieren. Suchtdynamiken können mit akzeptierten Methoden frühzeitig behandelt werden, ohne eine digitale Jugendkultur vorschnell zu pathologisieren oder bewahrpädagogisch zu reglementieren.

Methode: Geprüft wurde ein Modell der Jugendhilfe, in dem sozialpädagogische und psychologische/psychiatrische Fachkräfte risikoorientiert, aber dennoch nutzungsfördernd auf individuelles Videospielverhalten eingehen können. Medienkompetenzvermittlung wird hier als ganzheitliche Disziplin verstanden, in der präventive, begleitende und rehabilitative Angebote miteinander verzahnt werden. In 20 Experten-Interviews mit Fachleuten aus der praktischen Medienpädagogik, Sozialarbeit, Psychologie/Psychiatrie und dem Gaming wurde ein integratives Digital-Streetwork-Handlungskonzept mit Schwerpunkt Videospielesucht erarbeitet.

Ergebnisse: Die Einschätzung der befragten Expert_innen zur kooperativ gestalteten Medienkompetenzvermittlung fällt positiv aus. Digitale Streetworker_innen können das Videospielverhalten der Heranwachsenden detailliert und kontextualisiert (Stichwörter: soziale Realität und Normalität) im Zeitverlauf beurteilen. Im regelmäßigen Dialog mit Psycholog_innen/Psychiater_innen werden die Pädagog_innen für Suchtdynamiken sensibilisiert, können schwierige Fälle diskutieren und Klienten bei Bedarf weitervermitteln. Dadurch erlangt das Suchthilfesystem seinerseits komplexes Wissen und eine größere Reichweite, wobei gleichzeitig konservativ behandelt werden kann. Denn die nutzungsbegleitend angelegte, sozialpädagogisch-fachärztliche Kooperation kann eine hohe präventive Effizienz erreichen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Durch eine enge Vernetzung sozialpädagogischer und fachpsychologischer/-psychiatrischer Impulse können Videospielesucht-Prävention, -Diagnostik und -Behandlung effektiver und sachgerechter gelingen. Auf fachärztlicher Seite bestehen bereits erprobte Diagnose-Kriterien und Behandlungsangebote für Videospielesuchtverhalten. Diese Studie legt zudem ein detailliertes Organisations- und Handlungskonzept für Digital-Streetwork-Programme im Gaming vor. Sinnvoll erscheint es, evaluierend begleitete Pilotprojekte zu installieren, um die Funktionsfähigkeit einer ganzheitlich gedachten und nutzungsbegleitend angelegten Medienpädagogik zu prüfen. Die Einrichtung erster Digital-Streetwork-Stellen durch Landesregierungen und die positiven Rückmeldungen der befragten Psycholog_innen/Psychiater_innen sprechen für eine praktische Umsetzbarkeit.

FV-09-001

Wasserpfeifenkonsum in Deutschland: Prävalenz, assoziierte Faktoren und Trends – Ergebnisse aus zwei repräsentativen Bevölkerungsbefragungen – DEBRA und KiGGS

S. Klosterhalphen¹, S. Kastau¹, D. Kotz², M. Böckmann³, B. Kuntz⁴, J. Zeiher⁵, A. Starker⁴¹Universitätsklinikum Düsseldorf, ²Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, ³Universität Bielefeld,⁴Robert Koch-Institut Berlin, ⁵Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung, Berlin

Hintergrund: Die Nutzung von Wasserpfeifen ist bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen weltweit beliebt, Daten zum Konsum in Deutschland sind jedoch rar. Ziel des Beitrags ist es, Prävalenzen des Wasserpfeifenkonsums sowie Trends für Personen ab 11 Jahren zu beschreiben. Zudem sollen Zusammenhänge zwischen Wasserpfeifenkonsum und soziodemographischen Merkmalen und dem Konsum von Zigaretten/E-Zigaretten exploriert werden.

Methode: Datengrundlage: DEBRA (2018-2019, n=12.220; Alter: 14-97 Jahre) sowie KiGGS Studie (2014-2017, n=6.599 Alter: 11-17Jahre). Für die Trendauswertungen wurde ein Vergleich mit Daten von KiGGS Welle 1 (2009-2012) vorgenommen. Assoziationen wurden mittels multivariabler logistischer Regressionsmodelle analysiert.

Ergebnisse: Von den 11-17-Jährigen (KiGGS Welle 2) konsumierten 8,5% (95%-Konfidenzintervall (KI)=7,5-9,6) aktuell und 25,8% (95%-KI=24,2-27,5) jemals Wasserpfeife. Für die Altersgruppe ≥ 14 Jahre (DEBRA) lag dieser Wert bei 1,8% (95%-KI=1,5-2,0), respektive 13,0% (95%-KI=12,3-13,5). Bei den Befragten < 18 Jahre haben sich die Prävalenzzahlen über die Jahre hinweg nicht wesentlich verändert. Ein Alter von 15-39 Jahren, männliches Geschlecht, Migrationshintergrund und aktueller Konsum von Tabakzigaretten und/oder E-Zigaretten ist mit Wasserpfeifenkonsum assoziiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: Der Wasserpfeifenkonsum ist nicht nur bei Jugendlichen sondern auch bei Erwachsenen beliebt. Der Konsum scheint bei Kindern und Jugendlichen über die letzten Jahre stabil zu sein. Strategien zur Prävention des Wasserpfeifenkonsums sollten die soziodemographische Merkmale sowie den dualen Konsum mit Tabak-/E-Zigaretten berücksichtigen, die mit einem erhöhten Wasserpfeifenkonsum assoziiert sind.

FV-09-002

Messung des Verlangens Tabak zu Rauchen bei der Rückfall-Prävention in der hausärztlichen Versorgung: Explorative Analyse einer randomisierten kontrollierten Studie

D. Kotz¹, C. van Rossem², W. Viechtbauer², M. Spigt², O.C. van Schayck²

¹Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, ²Maastricht University, Niederlande

Hintergrund: Rauchstoppversuche enden meistens mit einem Rückfall. Im Rahmen der hausärztlichen Versorgung bei der Tabakentwöhnung wäre es sehr hilfreich, Patient_innen mit einem besonders hohen Rückfall-Risiko identifizieren zu können. Das Ziel der jetzigen Studie war zu untersuchen, ob zwei einfache Fragen nach dem Verlangen zu Rauchen valide bei der Vorhersage von Rückfall bei Patient_innen sind, die einen Rauchstoppversuch unternehmen.

Methode: Explorative Analyse eines RCTs (doi:10.1111/add.13927). Bei 180 Patient_innen, die 9 Wochen nach einer Rauchstoppbehandlung rauchfrei waren, wurde mit zwei Fragen das Rauchverlangen gemessen (V1+V2; Antwortskalen 1-6=immer/extrem starkes Verlangen), zur Vorhersage des Rückfalls in Woche 9-26 sowie 9-52.

Ergebnisse: Die Odds Ratio (OR) für die Vorhersage des Rückfalls in Woche 9-26 war 1,74 (95%KI=1,05-2,89) für V1 und 1,59 (95%KI=1,11-2,28) für V2. Die ORs für Rückfall in Woche 9-52 waren 2,41 (95%KI=1,33-4,37) bzw. 1,71 (95%KI=1,14-2,56). Ein Schwellenwert >3 für V1 ergab einen positiven Vorhersagewert (PPV)=70,0 für Woche 9-26 und PPV=90,0 für Woche 9-52. Ein Schwellenwert >4 für V2 ergab PPV=85,7 bzw. PPV=85,7.

Diskussion und Schlussfolgerung: Beide kurzen Fragen nach dem Rauchverlangen (V1+V2) sind valide bei der Vorhersage von Rückfall bei Patient_innen, die einen Rauchstoppversuch unternehmen. Die Anwendung von Schwellenwerten ermöglicht es, Rückfall nach 52 Wochen mit bis zu 90% Genauigkeit vorher zu sagen. Eine Bestätigung dieser Ergebnisse in speziell geplanten Studien ist erforderlich. Bei Patient_innen, die einen Rauchstoppversuch unternehmen, kann eine einfache Frage nach dem Verlangen zu rauchen Hausarzt_innen helfen, Patient_innen mit hohem Rückfall-Risiko zu identifizieren und gezielte Unterstützung anzubieten, damit Rauchstoppversuche langfristig gelingen.

FV-09-003

Strategie für ein tabakfreies Deutschland 2040

L. Graen¹, K. Schaller¹

¹Deutsches Krebsforschungszentrum Heidelberg

Hintergrund: In Deutschland sterben jährlich 127.000 Menschen an den Folgen des Rauchens. Gleichzeitig verfügt Deutschland über keine Strategie für eine nachhaltige Tabakkontrolle und ist bei der Umsetzung von Maßnahmen zur Senkung des Tabakkonsums das Schlusslicht in Europa.

Methode: Basis der Strategie ist eine Literatur-Recherche zu evidenzbasierten Tabakkontroll-Maßnahmen und eine Orientierung am WHO-Rahmenübereinkommen zur Eindämmung des Tabakgebrauchs (FCTC) sowie internationalen Zielen (z.B. Europe's Beating Cancer Plan). Die Strategie wurde maßgeblich durch eine beratende Arbeitsgruppe von Expertinnen und Experten mitentwickelt.

Ergebnisse: Das Ziel der hier vorgelegten Strategie ist es, bis 2040 ein tabakfreies Deutschland zu erreichen. Das bedeutet, dass ab 2040 weniger als fünf Prozent der Erwachsenen und weniger als zwei Prozent der Jugendlichen in Deutschland Tabak oder verwandte Erzeugnisse konsumieren.

Die Strategie enthält zehn Maßnahmen, deren Umsetzung zur Erreichung dieses Ziels essentiell ist – allen voran die Erhöhung der Tabaksteuern sowie Unterstützung beim Rauchstopp und Kostenübernahme der Behandlung des Tabakkonsums.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das Ziel eine Gesellschaft zu erreichen, die frei ist von Tabakkonsum und Nikotinabhängigkeit, erfordert von politisch Entscheidungstragenden entschlossenes Handeln und den Schutz gesundheitspolitischer Interessen vor einer Beeinflussung durch Hersteller von Tabakerzeugnissen und verwandten Produkten.

Die Strategie für ein tabakfreies Deutschland 2040 wird von einer breiten Koalition von Organisationen unterstützt. Sie fordert im Vorfeld der Bundestagswahl, dass Gesetzgeber und Regierung eine Tabakkontrollstrategie mit einem verbindlichen Zeitplan ergreifen und die von der Koalition vorgeschlagenen zehn Maßnahmen für ein tabakfreies Deutschland 2040 umsetzen

FV-09-004

Externe Validierung einer Single-Item Skala zur Erfassung der Motivation zum Rauchstopp: Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung (DEBRA Studie)

Y. Pashutina¹, S. Kastaun², E. Ratschen³, L. Shahab⁴, D. Kotz¹

¹Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, ²Universitätsklinikum Düsseldorf,

³University of York, United Kingdom, ⁴University College London, United Kingdom

Hintergrund: Die Motivation to Stop Scale (MTSS) ist eine englischsprachige Single-Item Skala, die Rauchstoppversuche valide vorhersagen kann. Ziel dieser Arbeit war die externe Validierung der deutschsprachigen Version der MTSS (Motivation zum Rauchstopp Skala, MRS) an einer Stichprobe von aktuell Tabakrauchenden in Deutschland zur Vorhersage von Rauchstoppversuchen in den nächsten sechs Monaten.

Methode: Analysiert wurden Daten der Deutschen Befragung zum Rauchverhalten von 767 Tabakrauchenden. Die MRS (Grad 1-7=keine bis höchste Motivation) wurde bei der Erstbefragung eingesetzt. Bei der 6-Monats-Nachbefragung wurden Rauchstoppversuche seit Erstbefragung erfasst. Logistische Regression wurde durchgeführt und die diskriminative Modellgenauigkeit berechnet.

Ergebnisse: Bei Erstbefragung waren 61,1% (n=469; 95% Konfidenzintervall (KI)=57,7-64,6) der 767 Tabakrauchenden nicht zum Rauchstopp motiviert (MRS-Grad 1-2). Insgesamt unternahmen 185 der 767 Tabakrauchenden (24,1%; 95% KI=21,1-27,1) zwischen der Erst- und Nachbefragung mindestens einen Rauchstoppversuch. Mit steigendem Motivationsgrad auf der MRS nahm die Wahrscheinlichkeit für mindestens einen Rauchstoppversuch in den folgenden sechs Monaten zu: Odds Ratio=1,37, 95% KI=1,25-1,51, p<0,001, bei einer diskriminativen Genauigkeit von ROC-AUC=0,64

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit der MRS steht nun auch im deutschen Sprachraum ein kurzes und valides Messinstrument zur Verfügung, das zur Erfassung der Motivation zum Rauchstopp in Befragungen eingesetzt werden kann. Um einen erfolgreichen und breiten Einsatz der MRS in klinischen und Forschungssettings zu ermöglichen, sollten weitere Forschungsarbeiten die MRS an anderen Stichproben (z.B. an einer klinischen Stichprobe von aktuell rauchenden Personen mit COPD) und in Interventionsstudien einer empirischen Validierung unterziehen.

FV-09-005

Tabakentwöhnungsfinanzierung – eine Überforderung der gesetzlichen Krankenkassen?

T. Hering¹

¹Lungenarztpraxis Tegel

Hintergrund: Rauchen ist Hauptrisikofaktor für die chronisch obstruktive Lungenerkrankung (COPD). Bei herabgesetzter Raucherquote sind leichtere Stadien (I/II) zu erwarten, während sich höhere und kostenintensivere Stadien (III/IV) verringern. Basierend auf real life-Daten für die Stadien-Verteilung von COPD-Patienten (GOLD) und den stadienbezogenen Behandlungskosten innerhalb einer bundesweiten Kohortenstudie (COSYCONET) wird modellhaft ermittelt, welchen Einfluss eine Reduktion der Raucherquote auf die Behandlungskosten haben dürfte.

Methode: Die Intervention zur Erreichung der Tabakabstinenz wird für die überschlägigen Modellberechnungen kalkuliert mit den typischen Kosten einer leitlinienkonformen Behandlung mittels eines verhaltenstherapeutischen Gruppenentwöhnungsprogrammes und paralleler medikamentöser Unterstützung. Es wird das Szenario einer Reduktion der Raucherquote von 26% auf 16% modelliert.

Ergebnisse: Im Ergebnis zeigt sich die mögliche Absenkung der Fallkosten um 10,5%, wobei reduzierte Kosten bei Komorbiditäten nicht berücksichtigt sind.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die modellhafte Berechnung zeigt, dass sich durch eine Reduktion der Raucherquote in dieser Patientengruppe deren Behandlungskosten senken lassen.

Symposien (S) – Praxissymposien (PS) – Freie Vorträge (FV) – Poster (Poster)

Poster-001

„Heavy User“ früher erkennen, besser behandeln: Standardisierte computerbasierte Erfassung von Risikofaktoren für häufige Wiederaufnahmen bei Alkoholabhängigkeit

A. Steinhauser¹, A. Koopmann¹, U. Frischknecht^{2,4}, S. Hoffmann¹, P. Bach¹, T. Link^{3,4}, F. Kiefer¹

¹Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, Mannheim, ²Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen,

³Zentrum für Psychiatrie Wiesloch, ⁴Feuerlein Centrum für Translationale Suchtforschung

Hintergrund: Alkoholabhängigkeit verursacht hohe Kosten im Gesundheitssystem. Auswertungen ergaben, dass ca. 3,5% der Patient_innen mit Alkoholabhängigkeit für ca. 20% der Aufnahmen verantwortlich sind (Heavy User). Sie scheinen von den therapeutischen Interventionen eines leitliniengerechten qualifizierten Entzugsprogramms nicht ausreichend zu profitieren. Im klinischen Alltag kann oft gerade bei dieser Patient_innengruppe keine strukturierte Erfassung aller psychischen Beeinträchtigungen, die Einfluss auf die Rückfallwahrscheinlichkeit haben, erfolgen.

Methode: Es soll daher eine Erfassung psychischer Beeinträchtigungen mithilfe eines computerbasierten Systems (RDoC) bei den in der Klinik für Suchttherapie und Entwöhnung des PZN behandelten Patient_innen mit einer Alkoholabhängigkeit aufgebaut werden. Die Nutzung eines solchen Systems ermöglicht eine, in den klinischen Alltag integrierbare breite, auch wiederholbare Erfassung der oben beschriebenen Symptomatik. Zudem erfolgt eine Übertragung in das klinische Dokumentations- und Informationssystem.

Ergebnisse: Nach Ende dieses Projekts soll ein Tablet-Computer-basiertes Eingangs- und Verlaufsdiagnostik-Tool zur Erfassung von psychischen Beeinträchtigungen in Qualität und Quantität, der Kognitionen, Emotionen, Schwierigkeiten in der zwischenmenschlichen Interaktion, den Problemen in der sozialen Teilhabe und der aktuellen Lebensumstände der Patient_innen für den Einsatz im Rahmen qualifizierter Alkohol-Entzugsbehandlungen in der Versorgungspsychiatrie zur Verfügung stehen und dieses als ein Diagnostik-Modul in die Routineversorgung der Klinik für Suchttherapie und Entwöhnung integriert sein. Dieses Projekt soll eine Optimierung der Behandlung schwergradig suchterkrankter Patient_innen erreichen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Das oben beschriebene Projekt wird erst dieses Jahr starten, sodass noch keine Ergebnisse dieser Diskussion zugrunde liegen.

Poster-002

Validierung einer deutschen Version des „Benzodiazepine Dependence Self-Report Questionnaire (Bendep-SRQ)“

M. Stratmann¹, J. Heeg¹, C. Lindemann², J. Dirmaier¹, U. Verthein², M. Härter¹

¹Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, ²Zentrum für Interdisziplinäre Suchtforschung

Hintergrund: In Deutschland gibt es schätzungsweise 1,1–1,4 Mio. Menschen mit einer Benzodiazepin- oder Z-Substanzmissbrauch bzw. Abhängigkeit. Diese werden jedoch unzureichend von Suchthilfeeinrichtungen erreicht. Hierbei fehlt unter anderem ein geeignetes deutschsprachiges Screeningverfahren, um Betroffene zu identifizieren.

Methode: Als Teil des vom BMG geförderten EDER-MIA Projekts erfolgt eine Validierung des niederländischen „Benzodiazepine Dependence Self-Report Questionnaire (Bendep-SRQ)“. In einer Online-Studie (N=300) wird die Reliabilität sowie die Konstruktvalidität (mittels Faktorenanalyse und in Übereinstimmung mit der „Severity of Dependence Scale“) ermittelt. Die Kriteriumsvalidität wird im Vergleich mit Ergebnissen des klinischen Interviews SCID-5-CV an einer klinischen Stichprobe (N=60) ermittelt.

Ergebnisse: Die Datenerhebung beider Studien findet von Juli bis September 2021 statt. Erste Ergebnisse der Analysen werden im Herbst 2021 vorliegen. Der Zwischenstand und erste vorläufige Ergebnisse sollen präsentiert werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse sowie Implikationen für den Einsatz des Bendep-SRQ als deutschsprachigen Screeningtest für Benzodiazepin- oder Z-Substanzmissbrauch bzw. Abhängigkeit sowie Einsatzmöglichkeiten in der Praxis werden dargestellt und diskutiert.

Poster-003

Substanzkonsum, Störungen durch Substanzkonsum und begleitende psychische Störungen bei Jugendlichen in einer Spezialambulanz für Suchterkrankungen

M. Wiedmann¹, J. Atzendorf², L. Basedow³, V. Roessner³, Y. Golub³, S. Kuitunen-Paul³

¹Universitätsklinikum Dresden, ²Max-Planck-Institut München, ³Technische Universität Dresden

Hintergrund: Nur wenige Kliniken für Kinder- und Jugendpsychiatrie bieten eine ambulante Behandlung von Jugendlichen mit Substanzkonsumstörungen (SUDs) an. Daher fehlen Angaben, welche Konsummuster und begleitende psychischen Störungen diese Jugendlichen aufweisen.

Methode: N=201 Patient_innen (12-19 Jahre alt) einer universitären Spezialambulanz wurden bezüglich Substanzkonsum und aktueller psychischer Störungen untersucht. Es wurden Gruppenunterschiede zwischen Mädchen/Jungen bzw. unter/über 16-jährigen Patient_innen mittels Chi-Quadrat Tests, univariaten Varianzanalysen und binomialen logistischen Regressionen berechnet.

Ergebnisse: Für Tabak und Cannabis wurde sowohl der häufigste Konsum als auch die am häufigsten diagnostizierten SUDs festgestellt. Bei einem Großteil aller Patient_innen wurde mehr als eine Substanzkonsumstörung (SUD) diagnostiziert, sowie eine die SUD begleitende psychische Störung. Die häufigsten begleitenden psychischen Störungen waren Störungen des Sozialverhaltens, depressive Störungen und hyperkinetische Störungen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Ambulant behandelte jugendliche KJP-Patient_innen mit SUDs präsentieren sich häufig mit begleitenden psychischen Störungen. Angebotene Behandlungsprogramme sollten in der Behandlung von SUDs ebenfalls begleitende psychische Störungen berücksichtigen, welche den Behandlungsverlauf zusätzlich negativ beeinflussen können.

Poster-004

Ambulante Alkoholbehandlung im Verein Dialog – Eine explorative Untersuchung der ambulanten Behandlung von Menschen mit einer Alkoholkonsumstörung

A. Bösch¹

¹Verein Dialog

Hintergrund: Der Verein Dialog, eine der größten Suchthilfeeinrichtungen in Österreich mit drei Ambulatorien in Wien, hatte lange einen Fokus auf die Behandlung von Konsument_innen illegaler Substanzen. Die Diversifizierung der Zielrichtungen in der Behandlung von Menschen mit Alkoholkonsumstörungen hat zu einer Erweiterung der Zielgruppe geführt, deren Merkmale im Rahmen der Studie erhoben werden sollten, um adäquate Angebote setzen zu können.

Methode: Mittels eigens entwickelter Fragebögen wurden die Klient_innen (KL) im Untersuchungszeitraum von 01.07.2017– 30.09.2019 einmal zu Beginn der Behandlung (T1) und nach sechs Monaten (T2) befragt. Die interne Dokumentation der Betreuungsverläufe lieferte zusätzliche Informationen. Ziele waren die explorative, deskriptive Beschreibung der KL sowie eine Einschätzung dazu, ob und wie sich das Konsumverhalten und die Lebensqualität im Verlauf der Behandlung verändern.

Ergebnisse: Es liegen Daten von 233 KL zu T1, von 102 KL auch zu T2 vor. Rund 70% waren männlich, ca. 30% weiblich. 2/3 zeigten einen auffälligen Durchschnittskonsum, 1/3 extreme Konsumphasen. Ca. 90% berichteten von negativen Auswirkungen des Konsums auf verschiedene Lebensbereiche, ca. 80% hatten mind. eine weitere somatische/psychiatrische Diagnose. Jeweils ca. 50% waren das erste Mal in Behandlung und strebten keine Abstinenz an. 94% berichteten zu T2 über Verbesserungen in einzelnen Konsumdimensionen, 77% über Verbesserungen in der Lebensqualität.

Diskussion und Schlussfolgerung: Mit dem Angebot einer ambulanten Behandlung konnten Menschen erreicht werden, die noch keinen Kontakt zum Suchthilfesystem hatten. Die hohe Anzahl an Personen, die eine Konsumreduktion anstreben, verdeutlicht die Bedeutung ambulanter Angebote, die nicht nur abstinenzorientiert arbeiten, sondern diversifizierte Angebote setzen und somit einen Einstieg in die Behandlung erleichtern können. Das Konzept der multiprofessionellen Betreuung hat sich bewährt, da die Zielsetzungen der KL sich nicht nur auf den Alkoholkonsum per se beziehen, sondern auch Verbesserungen in anderen Lebensbereichen angestrebt werden.

Poster-005

Lehr- und Lernkonzept zur Gesundheitsförderung, Sucht- und Tabakprävention in Studiengängen für Pflege- und Gesundheitsberufe des Projektes „MATCHuP- sMokeyfree ACademics in Health Professions“

N. Brähler¹, P. Meißner¹, A. Sting¹, S. Heiligmann¹, A. Köhler¹, M. Bonse-Rohmann¹, D. Konopka¹, V. Mateo Hurtado¹

¹Hochschule Hannover

Hintergrund: Das Lehr-/Lernkonzept ist im Rahmen des Projektes „MATCHuP- sMokeyfree ACademics in Health Professions“ zum Thema „Gesundheitsförderung und Prävention des Tabakkonsums in der hochschulischen Bildung der Gesundheits- und Pflegeberufe“ (2016-2021) auf Basis empirischer Analyse- und Befragungsergebnisse entstanden. Auszubildende und Studierende in Pflege- und Gesundheitsberufen weisen einen verhältnismäßig hohen Tabakkonsum auf, weswegen die Prävention in diesem Bereich von besonders großer Bedeutung ist.

Methode: Das Lehr- und Lernkonzept bietet Lehrenden aus Studiengängen der Pflege- und Gesundheitsberufe methodische und hochschuldidaktische Anregungen, wie Aspekte der Gesundheitsförderung und der Sucht- und Tabakprävention in die hochschulische Lehre integriert werden können. Weiterhin soll die Förderung der individuellen und beruflichen Gesundheitskompetenzen von Studierenden erweitert werden, damit diese zukünftig als Multiplikator_innen eigenständig jene Thematiken in die beruflichen Handlungsfelder hineinragen können.

Ergebnisse: Eine exemplarische Erprobung methodischer Bausteine im Sommersemester 2021 und Wintersemester 2021/2022 in unterschiedlichen Modulen bzw. Lehrveranstaltungen gesundheitswissenschaftlicher Studiengänge an mehreren interessierten Hochschulen (aus dem Kreis des Wissenschafts- und Praxisbeirates des Projektes MATCHuP) soll erste Evaluationsergebnisse zur Umsetzung dieser Module ausweisen. Im Rahmen einer Freiwilligen Lehrveranstaltung zum Thema „Gesundheitsförderung in Studium und Beruf“ konnte an der Hochschule Hannover im Sommersemester 2021 bereits das Konzept eines fallorientierten problembasierten Lernens (POL) mit gesundheitsbezogenen Fallbeispielen in Anlehnung an das HAPA-Modell erprobt werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Integration von Sucht- und Tabakprävention in die hochschulische Lehre bietet ein großes Potenzial zur thematischen Sensibilisierung und zur Förderung von Gesundheitskompetenzen sowie dessen Transfer in berufliche Handlungsfelder. Studierende aus Gesundheits- und Pflegeberufen sollen befähigt werden, eigene präventive und gesundheitsförderliche Entscheidungen treffen zu können, sowie als Multiplikator_innen die erlernten Kompetenzen in ihre beruflichen Handlungsfelder zu transferieren. Gleichzeitig erhalten sowohl erfahrene Lehrende als auch Lehrende mit bislang nur wenigen Berührungspunkten zur Gesundheitsförderung eine Orientierung und Motivation im Bereich der Hochschuldidaktik.

Poster-006

Bedarfe von suchtkranken Patient_innen mit ethyltoxischer Leberzirrhose und deren Angehörigen in Vorbereitung auf eine Lebertransplantation

J. Fenchel¹, A. Binder¹, I. Lang¹, A. Batra¹

¹Universitätsklinikum Tübingen

Hintergrund: Um mit der Diagnose einer ethyltoxischen Leberzirrhose für eine Lebertransplantation gelistet zu werden, ist in den Richtlinien zur Organtransplantation der Bundesärztekammer (2019) eine Alkoholabstinenz von sechs Monaten und eine positive psychiatrische Stellungnahme zur Behandlungcompliance vorgeschrieben. Ziel dieser Interviewstudie ist die Erfassung der psychosozialen Versorgungssituation der Patient_innen sowie der Belastungen und Unterstützungsbedarfe von Betroffenen und Angehörigen.

Methode: In der qualitativen Querschnittsstudie wurden zehn Angehörige, 14 Patient_innen und vier ehemalige Patient_innen der Suchtambulanz der Universitätsklinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Tübingen interviewt. Davon wurden 24 Interviews transkribiert und mittels inhaltlich-strukturierender Inhaltsanalyse nach Udo Kuckartz ausgewertet.

Ergebnisse: Während Patient_innen durch die Leberzirrhose vor allem körperlich eingeschränkt sind und mit Stigmatisierung zu kämpfen haben, sind Angehörige vorwiegend emotional belastet und stark in die Betreuung eingebunden. Gerade zu Beginn der Diagnose wünschen sich Patient_innen und Angehörige, besser unterstützt und informiert zu werden. Auch ein stärkerer Fokus auf der Ursachenbehandlung und weitreichendere präventive Maßnahmen wurden als Wunsch geäußert. Wohnortabhängig kommen strukturelle Herausforderungen, wie weite Anfahrtswege und beschränkte Zugangsmöglichkeiten zu Selbsthilfe- und Beratungsangeboten, hinzu.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Unterstützungsbedarfe sind individuell unterschiedlich und von vielen Faktoren abhängig. Deshalb ist wichtig, die Betroffenen ab dem Zeitpunkt der Diagnosestellung adäquat über das Krankheitsbild und folgende Behandlungsoptionen aufzuklären und sie bei ihrer meist großen Lebensveränderung sowie der Alkoholabstinenz einhaltung zu unterstützen. Insbesondere sollten Angehörige und deren Belastungen verstärkt in den Behandlungsprozess miteinbezogen werden. Die Ergebnisse sind sowohl für die Verbesserung bestehender Versorgungsstrukturen als auch zur Etablierung weiterer Unterstützungsangebote relevant, um dadurch bestmögliche Voraussetzungen für eine erfolgreiche Lebertransplantation zu schaffen.

Poster-007

Gender Differences in Vitamin D Receptor Single Nucleotide Polymorphisms: A Preliminary Study among Malaysian Schizophrenic Patients

X. X. Goh¹, S. F. Tee¹, P. Y. Tang¹

¹Universiti Tunku Abdul Rahman, Malaysia

Hintergrund: Vitamin D is important in brain development and function. Its early deficiency may increase the risk of schizophrenia. Vitamin D receptor (VDR) single nucleotide polymorphisms (SNPs) were reported in brain disorders. Gender may contribute to susceptibility to mental disorders. This preliminary study aimed to analyze the association between VDR SNPs (rs731236, rs7975232, rs1544410) and gender differences in Malaysian schizophrenic patients.

Method: A total of 17 male and 19 female schizophrenic patients were recruited. DNA was extracted from whole blood. Three SNPs were analyzed using polymerase chain reaction-restriction fragment length polymorphism. Hardy-Weinberg equilibrium was tested. Genotype and allelic frequency differences between male and female patients were analyzed using chi-square test. Odds ratios and 95% confidence intervals were calculated using logistic regression analysis.

Ergebnisse: All SNPs of both male and female schizophrenic patients were in Hardy-Weinberg equilibrium. No significant association was observed between three SNPs and gender differences in schizophrenia based on both genotype and allelic frequencies.

Diskussion und Schlussfolgerung: This was the first study investigated on gender differences in VDR SNPs among schizophrenic patients in Malaysia. Previous study also found no significant association between these three SNPs and schizophrenia in Australian population. However, no gender information was provided. Smaller sample size in present study could be a limitation to reveal the significant result. Larger sample size is required in future study. Further studies should also examine the association between other VDR-related gene polymorphisms and schizophrenia in Malaysia.

Poster-008

Addiction-related behavioral problems in the first six months of COVID-19

E. Katzinger¹, S. Yi², A. Maraz¹

¹Humboldt-Universität zu Berlin, ²University of Guelph, Canada

Hintergrund: In this study we aimed to assess multiple addiction-related behaviours simultaneously for an extended period of time during the Covid-19 pandemic and their relation to distress.

Method: Data were collected every three days from Amazon's MTurk between 26.03.2020 and 02.10.2020 resulting in a 1430 US-sample. General distress, Covid-19 related fear and self-reported-frequency of compulsive buying, alcohol, smoking, legal substances, illegal substances, gambling, gaming and overeating were assessed.

Ergebnisse: We found a positive relationship between time and the frequency of each self-reported addiction-related behaviour ($\tau=0.15 - 0.23$, all $p<0.001$), and their frequency is linearly related to the intensity of (Covid-19-related and general) distress ($\tau=0.12 - 0.28$, all $p<0.001$). Most popular activities were gaming and compulsive buying, and the relative frequency of the behaviours remained about the same during the data collection period.

Diskussion und Schlussfolgerung: It is possible that people seek substitutes when other coping mechanisms (e.g. social recreation) are hindered depending on their level of distress. Given the evidence for the increasing frequency of addiction-related excessive behaviours and their relevance to distress, special attention needs to be paid to reduce potential harmful effects of maladaptive coping during and after this demanding period.

Poster-009

Risikofaktoren für den Therapieabbruch einer stationären Langzeitentwöhnung alkoholabhängiger Männer

L. Kuzmowicz¹, C. Köhler¹

¹Technische Universität Chemnitz

Hintergrund: Vorzeitiger Behandlungsabbruch stellt ein Problem in vielen Formen der Suchttherapie dar, auch in der stationären Alkoholentwöhnung. Es liegen jedoch nur wenige aktuelle Studien vor, die sich mit den patientenbezogenen Risikofaktoren für einen Therapieabbruch befassen. Ziel dieser Arbeit ist es, die bislang identifizierten Faktoren zu überprüfen und den Einfluss vergangener Abstinenzphasen und der Abstinenzmotivation auf den Therapierfolg zu untersuchen.

Methode: Die Stichprobe umfasst 273 Patienten einer Rehabilitationsklinik für alkoholabhängige Männer. Aus den Entlassungsberichten der Jahre 2019/2020 wurden soziodemografische, klinische und suchtanamnestiche Daten erhoben. Soziodemografische Variablen und selbstgeäußerte Abstinenzmotivation der Patienten wurden klassiert. Die Daten werden hinsichtlich der Gruppenunterschiede zwischen Drop-outs und Completern ausgewertet.

Ergebnisse: Derzeit wird die Datenerhebung finalisiert.

Diskussion und Schlussfolgerung: In Bearbeitung.

Poster-010

Entwicklung eines Behandlungskonzeptes zur spezifischen Behandlung im besonderen Setting bei substanzbedingten Störungen bei Kindern und Jugendlichen nach den Mindestmerkmalen des OPS-Kode 9-694 – Eine Evaluation durch Expert_innen

F. Moser¹

¹Bezirkskrankenhaus Landshut, Universität Regensburg

Hintergrund: In §17d KHG wird eine Begleitforschung zur Qualität der Versorgung zu den Auswirkungen des pauschalierenden Entgeltsystems Psychiatrie und Psychosomatik (PEPP) gefordert. Die Forschungslücke bzgl. geltender Standards verstärkt die ohnehin prekäre Lage der Versorgungslandschaft für Kinder und Jugendliche mit Substanzstörungen. Durch die Evaluation geforderter Mindestmerkmale, können Behandlungskonzepte auf individuelle und aktuelle Bedarfe angepasst und individuelles Vorgehen Behandelnder erhalten werden.

Methode: Zur Beantwortung der Forschungsfrage, wie ein pauschalierendes Entgeltsystem die Qualität der Behandlung beeinflusst, wurden Aktualität und praktische Umsetzbarkeit der geltenden Vorgaben mit Hilfe eines qualitativen Forschungsdesigns evaluiert. Ein vom Autor erstellter Entwurf eines Behandlungskonzeptes nach den Mindestmerkmalen des OPS-Kode 9-694 diente als Ausgangsmaterial der Untersuchung. Die Ergebnisse der Experteninterviews in den Spezialstationen wurden verschriftlicht und anhand qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet.

Ergebnisse: Nach zwei Reduktionsvorgängen wurden die Erhebungsdaten in fünf Endkategorien zusammengefasst: Aktuelle Mindeststandards werden als praxisnah bezeichnet. Der Mehraufwand eines pauschalierenden Entgeltsystems wird bei gleichbleibenden Ressourcen zur Belastung. Die störungs- und altersspezifischen Besonderheiten der Klientel zeigen Anpassungs- und Definitionsbedarf momentaner Vorgaben auf. Behandlungssetting und therapeutisches Vorgehen sind lückenhaft in den Mindeststandards verankert. Ein Behandlungskonzept wird dann als realisierbar erlebt, wenn klares Setting, Transparenz und die Möglichkeit zum individuellen Vorgehen ermöglicht werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Es zeigt sich die Notwendigkeit spezialisierter Behandlungskonzepte, die Bedarfe sowie Vorgaben gleichermaßen abbilden und individuelles Vorgehen Behandelnder erhalten. Die Ergebnisse der Untersuchung stellen eine wichtige Bezugsgröße für die Ausgestaltung von Behandlungskonzepten dar und zeigen die Übertragung von Standards der Erwachsenenpsychiatrie als nicht zielführend auf. Die Umsetzung von Weiterentwicklungspotenzialen sowie professioneller Theorie-Praxis-Transfer verlangen weitere Evaluation unter Einbeziehung aller am Behandlungsprozess Beteiligten. Die personelle Mindestausstattung, Schärfung des kinder- und jugendpsychiatrischen Blicks sowie Ergänzungen bzgl. Behandlungssetting und therapeutischen Vorgehens sind primär zu betrachten.

Poster-011

Pharmakotherapeutisches Management des akuten Alkoholentzugssyndroms bei kritisch kranken Patient_innen

P.J. Proskynitopoulos¹, S. Bleich², T. Hillemacher², A. Glahn¹

¹Medizinische Hochschule Hannover, ²Paracelsus Medizinische Privatuniversität Nürnberg

Hintergrund: Das Alkoholentzugssyndrom ist eine häufige und teils lebensbedrohliche Erkrankung bei Patient_innen mit einer Alkoholkonsumstörung. Die Behandlung dieses Syndroms stellt bei kritisch kranken Patient_innen eine Herausforderung dar, entweder aufgrund von Entzugssymptomen oder weiterer Komorbiditäten. Zur Behandlung existieren mehrere pharmakologische Wirkstoffe, bspw. Benzodiazepine, Barbiturate oder Dexmetomidin. Da Alkoholentzugssyndrome in jedem klinischen Umfeld auftreten können, ist es erforderlich, einen Leitfaden für Ärzte bereitzustellen.

Methode: Wir bieten eine systematische Übersichtsarbeit gemäß den Richtlinien für systematische Übersichtsarbeiten und Metaanalysen (PRISMA), um einen Überblick über die pharmakologischen Möglichkeiten zur Behandlung des Alkoholentzugssyndroms bei kritisch erkrankten Patient_innen zu erhalten. Insgesamt haben wir 1290 Einträge identifiziert und geprüft.

Ergebnisse: Für die Behandlung des Alkoholentzugssyndroms werden Medikamente bevorzugt, die auf das GABA-System abzielen. Benzodiazepine gelten weiterhin als Goldstandard. Insbesondere bei kritisch kranken Patient_innen kann die Verwendung von kurzwirksamen Benzodiazepinen als sichere und wirksame Methode angesehen werden. Da es jedoch viele zusätzliche therapeutische Optionen gibt, ist es wichtig, symptomgesteuerte Ansätze und Behandlungsprotokolle für die verschiedenen klinischen Kontexte zu etablieren.

Diskussion und Schlussfolgerung: Benzodiazepine sind weiterhin als Goldstandard zur Therapie des Alkoholentzugssyndroms anzusehen. Ergänzende Medikamente und Behandlungsregimes können zu einer Reduktion der Benzodiazepin-Dosis führen und stellen vielversprechende Optionen insbesondere bei Patient_innen mit komorbiden Erkrankungen dar.

Poster-012

Exzessive Smartphone-Nutzung: Eine Verhaltenssucht? Die Entwicklung und Validierung eines Smartphone-basierten Diagnoseinstruments auf Grundlage von zeitgesteuerten Fragebögen und Echtzeitnutzungsdaten

H. Qasem¹, M. Fauth-Bühler²

¹Universität zu Köln, ²FOM Hochschule für Ökonomie & Management

Hintergrund: Derzeit ist umstritten, ob exzessive Smartphone-Nutzung (ESN) als eine Verhaltenssucht kategorisiert werden sollte. Die bisherige Forschung zu ESN stützt sich hauptsächlich auf fragebogenbasierte Diagnoseinstrumente und vernachlässigt objektive Messdaten sowie technologische Entwicklungen. Ziel dieser Studie war es daher, ein Smartphone-basiertes Diagnoseinstrument zu entwickeln und zu validieren. Mit Hilfe des Messinstrumentes sollte untersucht werden, ob ESN die Kriterien für eine Suchterkrankung erfüllt.

Methode: Das Diagnoseinstrument bestand aus neu konstruierten Fragebögen (Exzessive Smartphone-Nutzungsskala, Fragebogen zur Messung von generalisierter und spezifischer Smartphone-Nutzung) und Echtzeitnutzungsdaten mittels der Murmuras-Applikation. Pretests stellten Inhaltsvalidität, Augenscheinvalidität sowie technische Aspekte sicher. Die BFI-K wurde eingesetzt, um die konvergente und divergente Validität sicherzustellen. Die Echtzeitnutzungsdaten von 337 Android-Smartphone-Nutzer_innen wurden für drei Wochen erfasst, während die Fragebögen zeitgesteuert an fünf Messzeitpunkten verschickt wurden.

Ergebnisse: Eine explorative Faktorenanalyse mündete in die fünf Faktoren Leistungseinbußen mit aktuellem Kontrollverlust, Entzugserscheinungen, Craving/gedankliche Vereinnahmung, körperliche Beeinträchtigungen und aktuelle soziale Probleme. ESN korrelierte signifikant negativ mit Extraversion, Gewissenhaftigkeit und Verträglichkeit sowie positiv mit Neurotizismus. Darüber hinaus korrelierte ESN signifikant positiv mit der Smartphone-Nutzungsdauer und -häufigkeit (Sicherstellung der Kriteriumsvalidität). Die interne Konsistenz der Exzessiven Smartphone-Nutzungsskala lag bei $\alpha = .93$. Teilnehmer_innen, die als exzessiv klassifizierten wurden, nutzten hauptsächlich nicht nur eine App-Kategorie (z.B. Online-Spiele), sondern mindestens zwei bis drei verschiedene App-Kategorien.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse der Studie deuten darauf hin, dass ESN die diagnostischen Kriterien für eine Suchterkrankung erfüllt. Exzessive Nutzer_innen nutzen zudem nicht hauptsächlich eine Smartphone-Funktion, sondern weisen eine generalisierte Nutzungsweise auf. Dies indiziert eine Fokussierung der generalisierten Smartphone-Sucht in zukünftigen Studien. Das Messinstrument sollte in weiteren Studien an anderen Stichproben validiert werden und die Retest-Reliabilität sollte überprüft werden. In Langzeitstudien könnte das Smartphone-basierte Diagnoseinstrument angewandt werden, um Smartphone-spezifische Suchtkriterien weiter zu erforschen.

Poster-013

Stimmen suchterkrankter Menschen im SGB-II-Bezug zur Weiterentwicklung einer schnittstellenübergreifenden Versorgungslandschaft – Ergebnisse einer qualitativen Bedarfsanalyse im Rahmen des Bundes-Modellprojektes „rehapro“

B. Sander¹

¹Hochschule Düsseldorf

Hintergrund: Die Versorgungslandschaft für von einer Suchtproblematik betroffenen häufig multimorbid erkrankten Menschen ist geprägt von einer großen Komplexität und Vielfalt. Sie reicht über kommunale Grenzen, Rechtskreise, Kosten- und Leistungsträger sowie Organisationen und Professionen hinweg. Eine sektorübergreifende Gestaltung zur ganzheitlichen Bewältigung der individuellen Problemlagen der Menschen ergibt eine Vielzahl an Herausforderungen sowie Ansatzpunkten von möglichen Schwierigkeiten und Optimierungsperspektiven.

Methode: Der Beitrag zeigt den Erkenntnisgewinn, der anhand der Ergebnisse einer qualitativen Nutzer_innen-Befragung mittels episodischer Interviews gewonnenen wurde, für die Gestaltung und Optimierung der Versorgungslandschaft von suchterkrankten Menschen auf. Die Erhebungsmethodik ermöglicht, den für die Fragestellung relevanten Blickwinkel der Betroffenen umfangreich zu erfassen. Durch die Auswertung mittels qualitativer Inhaltsanalyse wird ein Kategoriensystem entwickelt, das die verschiedenen Bereiche der Optimierungsperspektiven abbildet.

Ergebnisse: Aus den Ergebnissen eröffnet sich die Chance, vor den Hintergrund biografischer, lebensstilbezogener, psychisch-sozialer multipler subjektiver Dimensionen und den daraus resultierenden Bedürfnissen der Betroffenen, Anforderungen an die Versorgungslandschaft zu präzisieren. Sie zeigen multifaktoriell und detailliert die Bedarfe der Erkrankten an ihr Hilfesystem auf; es werden verschiedenste Aspekte auf verschiedenen Ebenen aus der Sicht der Befragten präzise erläutert und im Beitrag wiedergegeben.

Diskussion und Schlussfolgerung: Insbesondere in Hinblick auf eine mögliche (Nicht-)Nutzung von vorhandenen Angeboten bezogen auf potenzielle Zugangsbarrieren und subjektbezogene intra- und interindividuelle Aspekte gewähren die Erkenntnisse „interne“ Einblicke, die ein Verständnis für Elemente der Versorgungsstrukturen aus Sicht der Nutzer_innen generieren. Sie werden im Modellprojekt als elementare Basis zur angestrebten Optimierung der schnittstellenübergreifenden Zusammenarbeit der verschiedenen Akteur_innen im Versorgungssystem zugrunde gelegt, mit quantitativen Erkenntnissen zusammengeführt und in den Modellprojekt- und Praxiskontext überführt.

Poster-014

Scham und Schuld – zwei Affekte in der Behandlung traumatisierter Süchtiger

D. Mandrek-Ewers¹

¹Asklepios Klinik Göttingen

Hintergrund: Traumatisierte Suchtkranke sind auf vielfältige Weise mit Scham- und Schuldgefühlen konfrontiert. Integrative Trauma- und Sucht-Behandlungen dieser Klientel sind von Scham- und Schuldgefühlen begleitet. Scham- und Schuldzuweisungen der Betroffenen sich selbst gegenüber beruhen auf komplexen psychologischen Phänomenen. Durch begangene, mit dem Gewissen nicht zu vereinbarende Handlungen entsteht ein Schuldempfinden, dessen „Sühne“ eine Besserung des Krankheitsverlaufes erschwert oder gar eine Genesung verhindert.

Methode: Es werden entwicklungspsychologische und neurowissenschaftliche Erkenntnisse zu Scham- und Schuldgefühlen vermittelt und in Zusammenhang mit den Folgen von Traumatisierungen gebracht. Scham- und Schuldgefühle stehen in einem gemeinsamen psychodynamischen Wechselspiel, sind jedoch deutlich unterscheidbare Affekte. Es werden Situationen in der integrativen Sucht- und Traumabehandlung aufgezeigt, in denen Scham- und Schuldgefühle eine wichtige Rolle spielen und einen Therapieverlauf negativ beeinflussen.

Ergebnisse: Scham und Schuld beeinflussen den Krankheitsverlauf in der Sucht- und Traumabehandlung entscheidend. In fortgeschrittener integrativer Psychotherapie darf eine Bearbeitung dieser Affekte weder übersehen, vernachlässigt noch vermieden werden. Scham- und Schuldaffekte verfestigen sich, die Betroffenen fühlen sich in ihrer Wahrnehmung bestätigt. Entwicklung destruktiver Verhaltensmuster zur Selbstbestrafung ist oftmals die Folge. Die Verarbeitung von Scham- und Schuldgefühlen kann mit Techniken der konfrontativen Traumatherapie (z.B. EMDR-Methode) angeregt und intrapsychische Integration ermöglicht werden. Der Behandlungsverlauf der Sucht und Traumafolgeerkrankung kann so positiv beeinflusst werden.

Diskussion und Schlussfolgerung: Scham- und Schuldgefühle spielen in der Aufrechterhaltung von Traumafolgeerkrankungen und Suchterkrankungen eine wesentliche Rolle. In einer integrativen Psychotherapie ist es notwendig, dass sie erkannt, thematisiert und schließlich psychotherapeutisch bearbeitet werden. Die klinische Erfahrung zeigt bei konsequenter Fokussierung und Bearbeitung eine deutliche Besserung von traumaspezifischen Symptomen und Suchtverhalten. Unzureichend behandelt verhindern Scham- und Schuldaffekte die Genesung von der Traumafolgeerkrankung und führen zum Verbleib in der Suchterkrankung.

Poster-015

Wahrnehmung alkoholabhängiger Patient_innen in Abhängigkeit der Behandlungsform und im Vergleich zu anderen psychischen Störungen – Eine vignettenbasierte Studie

J. Schweiger¹, S. Lux¹, T. Schott¹, S. Mühlig¹

¹Technische Universität Chemnitz

Hintergrund: Betroffene von Substanzabhängigkeiten sind wie viele Menschen mit psychischen Störungen Stigmatisierung ausgesetzt, die u.a. sozialen Ausschluss, Diskriminierung und Rückzug verursachen kann. Weiterhin werden Behandlungsinstitutionen wie z.B. psychiatrische Stationen in Allgemeinkrankenhäusern und Psychiatrien ebenfalls mit Vorurteilen in Verbindung gebracht. Die vorliegende Arbeit vergleicht die Wahrnehmung alkoholabhängiger Patient_innen mit zwei anderen psychischen Störungen und untersucht mögliche Unterschiede in Bezug auf das Behandlungssetting.

Methode: Präsentiert wird ein Ausschnitt einer vignettenbasierten Onlinebefragung im experimentellen 2x3x2 within-Design. Den 127 Proband_innen wurden 12 fiktive Fallvignetten randomisiert präsentiert, die bezüglich des Störungsbildes (Alkoholabhängigkeit/Schizophrenie/Depression), Behandlungssettings (stationäre akut-psychiatrische Behandlung/ambulant-psychotherapeutische Behandlung) sowie Geschlechts (männlich/weiblich) variierten. Die Wahrnehmung der Vignetten-Patient_innen wurde anhand einer 4-stufigen Likert-Skala zur gewünschten sozialen Distanz und einer 5-stufigen Likert-Skala zur gezeigten emotionalen Reaktion erfasst.

Ergebnisse: Die vorliegenden Ergebnisse zeigen, dass Patient_innen mit einer Alkoholabhängigkeit im Vergleich zu depressiven Patient_innen hinsichtlich der gewünschten sozialen Distanz und gezeigten emotionalen Reaktion signifikant negativer wahrgenommen werden. Im Vergleich zur Schizophrenie zeigte sich dieser Unterschied nicht. Weiterhin konnte kein signifikanter Unterschied zwischen den beiden Behandlungssettings bei alkoholabhängigen Patient_innen festgestellt werden. Allerdings unterschied sich die gewünschte soziale Distanz in Abhängigkeit der Behandlungsform bei schizophrenen und depressiven Patient_innen. Zudem zeigten die Proband_innen gegenüber alkoholabhängigen Männern negativere emotionale Reaktionen als gegenüber alkoholabhängigen Frauen.

Diskussion und Schlussfolgerung: Die Ergebnisse der vorliegenden Studie stehen in Übereinstimmung mit bisherigen Befunden bezüglich der Stigmatisierung von alkoholabhängigen Patient_innen. Dabei scheint es im Vergleich zu anderen Störungsbildern keinen Einfluss zu haben, ob eine Behandlung ambulant oder stationär durchgeführt wird. Diese Befunde tragen zu einem ersten Verständnis bei, welchen Einfluss die gesellschaftliche Wahrnehmung auf einen therapeutischen Prozess haben kann. Limitierungen und Implikationen werden diskutiert.